52 Sonntage

von

A. Stein

Verlag von Winckelmann & Söhne, Berlin.

Elli Schack-Kroymann

Mainzork 1894.

von Onkel Edgar und Tante Lisa.

52 Sonntage

oder

Tagebuch dreier Kinder.

Von

A. Stein

(Marg. Wulff).

Neu bearbeitet

von

Ottilie Schwahn.

Mit Bildern von W. Claudius in Farbendruck.

Jubiläumsausgabe.

Berlin

Winckelmann & Söhne.

HIM 256050

INTERNA-
TIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Vorwort.

Mehrere Jahrzehnte sind die „52 Sonntage“ mit 25 Auflagen in fast unveränderter Gestalt und äußerem Kleide ein willkommenes Geschenk für Knaben und Mädchen gewesen, da sich aber im Laufe der Jahre der Geschmack wesentlich geändert hat, so haben wir uns veranlaßt gesehen, dem Buche eine neue Ausstattung zu geben, die den heutigen Wünschen des Publikums mehr entsprechen wird. Aber es schien auch notwendig für die jetzige Jugend manches im Texte, was den heutigen Lebensverhältnissen nicht mehr entsprach, zu verbessern, damit das Buch auch weiterhin noch mancher Generation verständlich bleibe und anziehe. Ottilie Schwahn, die bekannte Jugendschriftstellerin, die durch die Neubearbeitung der „Felicia“, des „Lebensbuches“ und der „Alte Bekannte“ von A. Stein, bewiesen hat, wie gerade sie es versteht im Sinne und in der Schreibweise jener so beliebten Schriftstellerin deren Bücher für die Gegenwart umzuarbeiten, hat sich auch zur Durchsicht und Bearbeitung der „52 Sonntage“ bereit finden lassen und ebenso die der beiden anderen Jahrgänge des Tagebuches „Tagebuch dreier Kinder“ und „Mariens Tagebuch“ übernommen. Die Illustrationen hat der Maler W. Claudius geliefert und können gewiß von jung und alt nur als ein würdiger Schmuck des Textes angesehen werden.

So möge denn die harmlose und doch so wahre Schilderung eines innigen deutschen Familienlebens mit den Freuden und kleinen Leiden der das Tagebuch schreibenden Kinder auch in seinem neuen Gewande weiter Teilnahme erwecken, Freude bereiten und zum Guten anregen, so daß die Leser und Leserinnen den Lebenslauf der in den Büchern auftretenden Personen gern verfolgen und begierig nach den Fortsetzungen des Tagebuches greifen und Segen aus der Lektüre erwächst.

Berlin, September 1894.

Winckelmann & Söhne.

Erster Sonntag.

Heißa! Ich fange an! Zu meinem Geburtstage habe ich ein schön eingebundenes Buch von meiner lieben Mutter bekommen, rot mit goldenen Kanten, und darin ist nichts, als weißes Papier, und obenauf steht mit goldenen Buchstaben „Tagebuch".

Ich fragte sogleich: „Was ist denn das?" — Da sagte Mama: „Das ist ein Buch, in welches du, Otto und Marie alles Wichtige einschreiben und beschreiben sollt, was ihr vornehmt und erlebt; das wird dann eine lange Geschichte und heißt ein Tagebuch, und ihr könnt dann später darin wieder nachlesen, was ihr vielleicht vergessen habt. Jeden Sonntag müßt ihr das Erlebte aufschreiben, aber der Reihe nach, einen Sonntag du, den zweiten Marie, den dritten Otto."

„Ja," sagte ich, „wenn wir aber nichts erleben?" Da lachte Mama und antwortete: „Etwas erlebt man

immer, da gieb nur acht, wenn es auch nur ist, daß du Bekanntschaft mit Herrn Flohrs Lineal machst.“ Woher Mama das wohl weiß? Ich spreche doch niemals davon.

Als ich Marie sagte, daß ich ein Tagebuch schreiben wolle, sagte sie: „Das kannst du gar nicht, Bücher werden nicht geschrieben, die werden gedruckt.“ Daß Bücher zuerst geschrieben werden müssen, das wollte sie gar nicht glauben.

Mama, denn ich nenne sie doch am liebsten Mama, sagt, wenn man sein Tagebuch schreibt, muß man zuerst sagen, wie alt man ist, und wie man heißt. Ich heiße Wilhelm, doch die Leute im Hause nennen mich beständig Willi. Damit geht es mir ganz wie unserem Kater, wir nennen ihn Peter, aber in der Gesindestube heißt er immer Hans; er macht sich aber auch nichts daraus und hört auf beide Namen. Ich bin elf Jahre und drei Tage alt und einen halben Kopf größer als mein Bruder. Otto sagt freilich, es wäre nur zwei Finger breit Unterschied, aber das sagt er nur, weil er gern groß sein will. Ich bilde mir auch gar nichts darauf ein, weil ich ja auch älter bin.

An meinem Geburtstage begegnete mir sehr viel Wichtiges, denn ich bekam wunderschöne Geschenke. Einen neuen Anzug, einen Strohhut, eine Drechselbank, einen Kasten mit Gerätschaften, einen großen

Gummiball, einen Malkasten, Bücher und sonst noch allerlei. Von Marie bekam ich eine Geldbörse, die sie selbst gehäkelt hat, und in dieselbe hatte sie vier blanke Zehnpfennigstücke aus ihrer Sparbüchse gesteckt; die kleine, gute Marie. — Mein Bruder schenkte mir eine große Peitsche und einen kleinen Sack voll Läufer, darüber freute ich mich sehr. Großmama hatte ein schönes Buch „Rübezahl", nebst einer Schachtel mit Gebäck und Zuckerwerk für mich geschickt, und auf dem Deckel stand ein kleiner Vers; ich will ihn nur lieber hersetzen:

„Konjugieren und deklinieren — Kuchen,
Dividieren und subtrahieren — Kuchen,
Nenne auf Griechisch und Latein — Kuchen,
In allen Sprachen muß in den Kopf hinein — Kuchen,
Such' nur das Wissen mit Löffeln zu essen,
Wirst es dann nimmer verschmäh'n und vergessen."

Über den Vers lachten wir alle.

Außerdem war noch ein großer Kuchen für mich gebacken, mit elf Lichten und dem Lebenslichte, und obenauf stand in lauter weißen Zuckerperlen: Vivat Wilhelm! Marie tanzte immer um den Kuchen herum und rief: „Da steht: Vivat Schelm! Das bist du auch! Das bist du auch!"

Der armen, kleinen Marie erging es recht schlimm! Bei Tisch wurde meine Gesundheit getrunken,

ganz feierlich; als der Braten kam, schlug Papa mit dem Messer an sein Glas und brachte einen Toast auf mich aus. Der Toast war sehr hübsch, ich kann ihn aber nicht mehr wörtlich wiedergeben, doch sagte Papa darin, daß er und Mama hofften, ihr Erstgeborener werde seinen Geschwistern stets ein gutes Vorbild zu werden suchen.

Wir hatten natürlich auch Wein bekommen, sehr schönen süßen, und stießen mit unseren Gläsern an und riefen hurra! Ich rief auch mit. Marie hatte ihr Glas schon vor dem Anstoßen mit mir, beinahe ganz leer getrunken, und weil sie doch auch nachher noch mit Papa, Mama, Herrn Flohr und Otto anstoßen sollte, wollte ich ihr ein wenig von meinem Weine eingießen. Aber Otto, der das sah, stieß hierbei so gegen meinen Arm, daß Maries Glas reichlich bis zur Hälfte gefüllt wurde. Unser Kleinchen trank das wieder ganz schnell hintereinander aus und auch das, was Otto ihr noch aus seinem Glase dazugoß. Das war freilich wohl ein bißchen zu viel für sie, denn sie wurde danach zuerst ganz übermütig und ausgelassen; aber als wir vom Tische aufstanden und Mama, der das Taschentuch heruntergefallen war, zu ihr sagte: „Marie, hebe mir mein Taschentuch auf," da rührte sie sich gar nicht und sah ganz weinerlich aus. Wir mußten alle lachen, besonders als sie sagte: „Mama,

ich kann nicht, ich kann gar nicht auf meinen Beinen stehen. Ach, Mama, ich glaube, ich habe zu viel gegessen!“

Mama führte sie in Papas Zimmer und legte sie hier auf das Sofa, wo sie bald ganz fest schlief und erst gegen Abend aufwachte. Als sie zum Kaffee wieder zum Vorscheine kam, wollte Otto sie fragen, wie sich ihr „Spitz“ befände, indes Mama verbot uns, sie zu necken. Marie sagt aber noch immer: „An Bruder Wilhelms Geburtstag habe ich zu viel gegessen.“ Wir lachen dann, aber sie weiß nicht weshalb.

Nach dem Essen gingen Otto und ich in den Garten, um mit den Läufern zu spielen; es war eigentlich tüchtig kalt, aber wir fühlten es gar nicht. Anfangs ging es sehr gut, aber ich gewann immer, und da wurde Otto ärgerlich und sagte: „Du bist ein rechter Esel!“ Ich war ganz erstaunt; „Otto,“ sagte ich, „das sagst du mir an meinem Geburtstage?“ — Das war ihm gar nicht eingefallen, er war ganz traurig und sagte: „Daran habe ich gar nicht gedacht, sei nur nicht böse, Wilhelm.“ Darauf spielten wir weiter, und nun ging es ganz gut, bis uns endlich doch die Finger so steif und kalt wurden, daß wir die Läufer nicht mehr halten konnten. Als wir in die warme Stube traten, lachten alle, denn wir hatten von der Kälte ganz dunkelrote Nasen und Ohren bekommen, und das sah sehr komisch aus.

Am Abend kamen alle meine besten Freunde, und wir spielten ganz köstlich. Zuletzt wurde ein Mehlkuchen mit den Händen geformt, unten breit und oben spitz, ganz wie der Chimborazo, sagte Herr Flohr, der auch mitspielte, und oben auf den Gipfel wurde ein Zehnpfennigstück gesteckt. Nun mußte ein jeder ein Stück davon abschneiden, und derjenige, bei dem der Berg, pardauz! zusammenstürzte, mußte das Geldstück mit den Zähnen herausholen; das war lustig, aber eigentlich recht fatal. Der das thun mußte, zog dann jedesmal seine Jacke aus und bekam ein weißes Tuch vorgesteckt, um seine Kleider nicht zu verderben, denn selten war einer so geschickt, daß er sich dabei nur eine weiße Nasenspitze und weiße Lippen machte. Gewöhnlich sorgten schon die anderen dafür, daß man, sowie man das Geld mit den Zähnen gefaßt hatte, so lachen mußte, daß man pruschte, und dann flog das Mehl über den ganzen Tisch und auf die Kleider, und aus den dicken Wintersachen geht es so schwer wieder heraus. Wenn aber das Geld fiel, schrieen wir alle vor Schrecken und vor Vergnügen, Papa sagt: „Ganz mordmäßig."

Beim Abendessen waren wir auch noch sehr heiter und vergnügt und machten viele Späße; dann aber war es so spät geworden, daß meine Freunde nach Hause mußten. Beim Weggehen vertauschten sie aus Scherz sämtlich ihre Überzieher und Mützen, und das war auch

noch sehr spaßig. Gustav sah in Wolfgangs grauem Kragenmantel, der ihm viel zu lang war und in Friedrichs großer Pelzmütze zu komisch aus; Otto rief immer: „Wie ein Tintenwischer!“ — Um zehn Uhr ging ich zu Bette; nachdem ich den lieben Eltern herzlich gedankt, schloß ich den Dank gegen Gott in mein Gebet ein. Das war ein schöner Tag!

Wir haben jetzt schon über zwei Wochen Ferien. Herr Flohr war nämlich zu seinem Bruder gereist, der Arzt bei der Artillerie in Deutz ist. Gerade an meinem Geburtstage vormittags kehrte er zurück, Otto und ich haben ihn in der Kutsche vom Bahnhofe abgeholt und freuten uns sehr, daß er wieder da war, denn wir haben ihn alle sehr lieb. Er hat uns ein wunderschönes Panorama von dem Rheine mitgebracht, auch das Niederwalddenkmal ist darin zu sehen.

Nun weiß ich nichts mehr, künftigen Sonntag ist die Reihe an Marie. Ich will nur wünschen, daß sie bis dahin etwas erleben mag.

Wilhelm.

Zweiter Sonntag.

Ich bin Marie, aber ich werde auch Mieze genannt und Mimi und Nip, und Großmama sagt oft Prinzessin Pumvia, aber das ist nur Spaß, so heiße ich gar nicht. — Ich bin acht Jahre alt, und Mama sagt, ich sei ganz groß für mein Alter; aber die Brüder necken mich immer und sagen: Kleinchen und Liliputchen, oder kleines Knirpschen. Das mag ich gar nicht haben.

Jetzt will ich sogleich das Wichtigste schreiben: Vor vier Tagen haben wir die Großmama besucht. Sie wohnt in Altau, und das ist sehr weit von Königsberg entfernt, man muß bis dorthin zwei ganze Stunden auf der Eisenbahn und noch eine halbe Stunde im Wagen fahren. Aber ich fahre sehr gern und langweile mich gar nicht unterwegs.

Eine Dame und zwei Kinder fuhren mit uns, und das eine Kind, ein kleines Mädchen, schrie beim Ein-

steigen immer: „Nein, ich will nicht da hinein, ich fürchte mich!“ Sein Bruder, der auch noch viel kleiner ist, als ich, rief als der Zug ankam: „Aber, Mama, da sind ja gar keine Pferde angespannt!“ Wir mußten alle über ihn lachen, und Otto sagte zu ihm: „Das große, schwarze Ding da vorn, das ist das Pferd, und das nimmt uns alle in seinen Bauch auf und galoppiert mit uns davon.“ Das brachte das kleine Mädchen aber noch mehr zum Weinen, und es rief: „Ich will mich nicht auffressen lassen!“

Der Herr mit der roten Mütze, der der Erste auf dem Bahnhofe ist, fragte mich, ob ich glaube, daß meine Puppe werde zugelassen werden; sie dürfe nur mit, wenn sie noch keine drei Jahre alt sei, aber sie habe ganz das Ansehen, als ob sie viel älter wäre. Glücklicherweise konnte Mama auch sagen, daß ich sie erst Weihnachten vor einem Jahr bekommen habe; das war ein rechtes Glück! — Als das Gepäck gewogen wurde, wogen sie mich und die Puppe auch; ich wog 58½ Pfund und Klärchen 3½ Pfund.

Wir waren schon sogleich nach dem ersten Frühstücke fortgefahren, und als wir bei Großmama ankamen, standen Butterbrötchen und Schokolade auf dem Tische. Beides schmeckte uns sehr gut, trotzdem wir unterwegs schon jedes eine Buttersemmel verzehrt hatten, Otto sogar zwei, denn der hat immer Hunger.

Bei Großmama ist es sehr hübsch. Das Haus liegt an der Straße, aber es hat einen kleinen Garten vor der Thüre und einen Balkon, der im Sommer ganz mit grünem Weinlaube umwachsen ist. Jetzt, wo noch Winter ist, sieht er freilich kahl aus, aber dafür stehen auf Großmamas Blumentisch und an allen Fenstern schöne blühende Blumen, Azalien, Hyacinthen, Tulpen, Maiblümchen und noch viele andere. Tante Susanne sagte zu mir: „Siehst du, Nip, wir sitzen hier ganz in Blüten, gerade wie die Blumenelfen!“

Sehr etwas Hübsches hat Großmama noch: Einen kleinen Hühnerhof, ganz rein, mit weißem Sande ausgestreut, und in der Mitte steht ein Baum. In dem Hofe sind lauter bunte Hühner und kleine, weiße Hühnchen, und ich durfte Eier aus den Nestern nehmen und in das Haus tragen und hernach auch Futter hinstreuen. Ich wünschte, ich hätte auch einen Hühnerhof, dann wollte ich die Eier immer in meine Schürze sammeln.

Gegen Abend war ich ganz allein mit Großmama und saß auf einer kleinen Fußbank dicht neben ihr, und weil es schon etwas dunkel war, wurde ich müde und sagte: „Bitte, Großmama, erzähle mir eine Geschichte, damit ich nicht einschlafe.“ „Ei,“ sagte Großmama, „da muß ich wohl von den Hühnern erzählen, weil du die so gern hast.“ Ich klatschte in die Hände, und rief: „Ach ja, von den Hühnern!“ und nun erzählte Großmama:

„Es war einmal ein kleiner Hahn, sehr bunt und sehr schön, und der stand leider, denn die Wahrheit muß man doch sagen, mit anderen Hühnern auf einem recht schmutzigen Düngerhaufen und pickte nach Würmern und Körnern umher und krähte dabei sehr ärgerlich und sehr unzufrieden. „Ich bin so hübsch," sprach er zu sich, „und gehöre hier eigentlich gar nicht her; ich habe gelbe, rote, grüne, schwarze und blaue Federn und bin viel zu prächtig, um auf einem Düngerhaufen zu stehen, gleich den anderen, dummen Hühnern und Hähnen, die neben mir recht miserabel aussehen. Ein so schönes Tier, wie ich bin, müßte ganz anders genährt werden und mit Zuckerbrot und goldenem Hafer gefüttert werden."

Die anderen Hühner liefen geschäftig umher und riefen: „gack, gack" oder „kikeriki", so oft sie ein Körnchen fanden, oder sich darum stritten, aber mein lieber Hahn kratzte ungeduldig und alles aufwühlend, bis er auf einmal ein kleines, goldenes Glöckchen fand, an einem goldenen Schnürchen. Das betrachtete er ganz verwundert und pickte mit dem Schnabel daran, da sagte das Glöckchen: „kling, ling, ling", und sofort fiel schönes Zuckerbrot, wie aus der Luft, vor ihm nieder und blanke Haferkörner aus purem Golde.

Der kleine, schöne Hahn hob eine Klaue hoch in die Luft und reckte seinen Kopf so stolz, daß er sich fast den Hals verdrehte, dann aber fiel er über das Zucker-

brot her und schluckte und schluckte, damit nur die anderen Hühner nicht davon bekommen möchten. Diese liefen herbei und fanden nur noch die goldenen Haferkörner, die sie nicht beißen konnten und liegen ließen. Der Hahn aber hob wieder einen Fuß majestätisch in die Höhe, hing sich das Glöckchen um und ging fort.

Wo er ging, bimmelte und klingelte das Glöckchen, und wo es klingelte, fiel Zuckerbrot und Goldhafer auf die Erde, und unser Hahn fraß davon, solange er nur konnte.

Als das so ein paar Tage gedauert hatte, wurde er ärgerlich und dachte: „Das ist alles einfältiges Zeug; Kuchen mag ich nicht mehr, und Goldhafer kann man nicht fressen, was soll ich also damit? Die anderen garstigen Hühner, die mit ihren grauen, weißen und schwarzen Kleidern umherlaufen und sich ihr Futter mühselig suchen müssen, sind ja viel glücklicher als ich; sie finden doch mitunter einen fetten Maikäfer, einen schönen, langen Regenwurm, oder solche gute Dinge, die ich so gern fresse, die aber jetzt viel zu schlecht für mich sind. Wegwerfen kann ich das hübsche Glöckchen doch nicht, ich sehe viel zu schön damit aus, und ein so prächtiges Tier muß doch auch etwas Besonderes haben; ich wollte nur, ich sähe mich wie die anderen in dem Misthaufen kratzen und wühlen, denn es ist eigentlich sehr hübsch da.“

So dachte der schöne Hahn, und indem er weiterging, klingelte das Glöckchen wieder, und als es klingelte, fiel von neuem das süße und goldene Futter nieder. Der Hahn seufzte und pickte davon, denn die Hühner können ja doch einmal nicht Futter liegen sehen, ohne es aufzupicken, aber lustig wie die übrigen Hühner war er nie mehr.

Als Großmama stillschwieg, fragte ich: „Großmama, ist das schon aus?“ „Ja, natürlich,“ antwortete sie, „der Hahn hat bekommen, was er wünschte; wenn das geschieht, ist eine Geschichte jedesmal aus.“ „Das ist schade,“ sagte ich, „denn vergnügt war der Hahn doch gar nicht.“ „Das wird wohl seine Schuld gewesen sein,“ sagte Großmama, „aber weißt du denn, was man aus der Geschichte lernen kann?“ — Ich bedachte mich ein wenig, und dann antwortete ich: „Ja, daß man nicht zu viel Kuchen essen soll, denn sonst bekommt man Leibschmerzen.“

Großmama lachte: „Nein, siehst du, Leibschmerzen bekam der Hahn, glaube ich, nicht, aber aus meiner Geschichte läßt sich doch etwas lernen; besinne dich nur, dann fällt es dir wohl ein.“

Ich wußte nicht recht, was Großmama meinte, aber ich erzählte die Geschichte Wilhelm, und der sagte: „Du sollst daraus lernen, daß man sich nichts einbilden soll auf seine grünen, blauen und roten Federn!“ „Aber,

Wilhelm," sagte ich, „ich habe ja keine Federn!" „Das ist wahr," sagte er, „aber das soll es doch sein." Da rief Tante Susanne: „Du sollst daraus lernen, daß man sich nicht für vornehmer und besser als andere halten und sich nicht aus Hochmut und Unbescheidenheit etwas Besseres wünschen soll, als was der liebe Gott uns gegeben hat." Als ich das Großmama sagte, nickte sie und antwortete: „Ja, das ist das Richtige!"

Nun will ich noch sagen, daß Großmama mir kleine Gartenmöbel von Blech geschenkt hat, einen Tisch, eine Bank und zwei Stühle, und Tante Susanne hat mir eine kleine Hängematte für meine Puppen gestrickt, von grauem und rotem Garn; es ist alles zu hübsch. Wilhelm und Otto haben ein sehr schönes Zusammensetzspiel bekommen, ein ganz anderes als Wilhelms altes und auch viel schwerer. Wir sind auch in der Stadt umhergegangen und dabei bin ich gefallen und recht in den Schmutz, weil ich mich nach ein paar Kindern umguckte, die aus einem Kaufladen ein Glas Sirup geholt hatten und auf der Straße immer davon naschten. Das war doch sehr ungezogen, denn naschen darf man nicht, weil es ebenso schlimm ist wie stehlen.

Großmamas Märchen hat mir Tante Susanne geschrieben, ich wußte es nicht mehr ganz genau und wollte es doch gern in unserem Tagebuche haben. Aber nun thun mir die Finger weh, ich kann gar nicht mehr

schreiben. Das ist auch genug. Übrigens wird das Schreiben des Tagebuches uns noch viel Vergnügen machen, und was das beste dabei ist, wir geben jetzt viel besser auf alles acht, was um uns her vorgeht, um nur an unserem Sonntag recht viel zu schreiben zu haben. Herr Flohr, dem wir das sagten, meinte, auf die Art lebten wir doppelt, einmal in der Wirklichkeit und einmal in der Erinnerung. Das ist nun wohl wahr und schön und gut, wenn man nur immer etwas Angenehmes erlebte. Aber, aber — wenn man nun einmal unordentlich gewesen ist, oder gar faul und ungehorsam, — und nie ungehorsam sein ist wirklich zu schwer! Es ist oft gar nicht hübsch, wenn man immer sofort das thun muß, was von einem verlangt wird, denn manchmal möchte man doch gerade gern etwas anderes thun; aber man muß doch, denn wenn man bestraft wird, und Papa und Mama sehen uns mit betrübtem Blicke an, das ist dann doch recht schlimm. Na, ich will mich schon in acht nehmen.

Marie.

Dritter Sonntag.

Wenn ich anfangen wollte wie Marie, so könnte ich nur sagen: Ich bin Otto! Das will ich aber doch nicht! Ich heiße Otto und bin neun Jahre und drei Monate alt; ich sehe wohl, daß Wilhelm geschrieben hat, er sei einen halben Kopf größer als ich, aber er hätte auch nur sagen sollen, daß er immer auf den Fußspitzen steht, wenn wir uns messen. Ein halber Kopf ist es auf keinen Fall. — Daß ich ihn Esel genannt habe, das hätte er lieber auch nicht schreiben sollen, denn ich sagte es in der Hitze, und es ist nur, weil sein Geburtstag war, denn sonst ist das ja gar nicht so etwas Schlimmes. Ein Esel kann man ja leicht einmal sein.

Marie schreibt: Das Märchen hat mir Tante Susanne geschrieben, aber sie hat gar nicht erzählt, daß Tante Suschen mit uns gekommen ist und nun lange bei uns bleiben wird. Großmama teilte uns das schon

am ersten Nachmittage in Altau beim Kaffeetrinken mit; wir riefen hurra, und stießen mit unseren Kaffeetassen an, so freuten wir uns darüber. Tante Susanne warf uns jedem ein Stück Zucker in die Tasse, und als Mama mit dem Finger drohte und sagte: „Aber, Susanne, du verwöhnst mir meine Kinder," antwortete sie: „Das Anstoßen auf mein Wohl muß ihnen doch versüßt werden!"

Wir sind drei Tage in Altau geblieben, auf der Rückfahrt trafen wir in Braunitz ganz unerwartet Papa auf dem Bahnhofe, ich sah ihn zuerst und winkte ihm sogleich zu.

Vorgestern durfte ich Papa zu Onkel Konrad begleiten, der draußen in der Hafenstraße wohnt. Ich ging mit meinem Vetter Rudolf am Hafen spazieren; es stürmte etwas, und wir sahen uns die Schiffe an, die auf und nieder tanzten. Rudolf ist sechs Jahre alt, und weil er für sein Alter groß und kräftig ist, soll er ein Seemann werden; er hat wohl Lust dazu und doch auch wieder nicht. Als die Schiffe so auf und nieder tanzten, wurde er ganz rot und sagte: „Otto, siehst du wohl, wie die Schiffe tief sinken?" — „Ja," antwortete ich, „aber sie kommen doch wieder in die Höhe." „Wenn ich einmal ein Schiff habe," sagte er, „dann geht es auch oft tief, tief nieder, aber es kommt immer wieder in die Höhe, einmal aber geht es noch

tiefer, ganz, ganz auf den Grund, aber dann kommt es nicht wieder in die Höhe; ich bin aber dann nicht unten im Wasser, ich bin im Himmel bei dem lieben Gott."

Als ich nach Hause kam, erzählte ich das meiner Mama, und da weinte sie. Geweint habe ich freilich nicht, als er das sagte, aber mir wurde doch ganz wunderlich, deshalb sagte ich auch lieber kein Wort, sondern schwieg still. — Hernach sprach ich doch wieder und sagte: „Wenn du ein eigenes Schiff hast, so hole mich einmal ab; ich will so gerne die Schwarzen in ihrem Vaterlande sehen und sehen, wie Kokosnüsse und Datteln an den Bäumen wachsen."

Das versprach er mir, aber Datteln kannte er gar nicht. „Sind das Früchte?" fragte er, „und sind sie sehr süß?" — Das lag ihm sehr am Herzen, denn etwas Süßes mag er gern. Zuletzt wurden wir einig, seine erste Reise solle nach Afrika sein, und er holt mich ab. — Ein Schiff ist nur gewiß schwer zu bekommen, es kostet viel Geld; das ist das Schlimme.

Gestern kam Onkel Konrad zu uns und erzählte eine kleine, hübsche Geschichte von Rudolf. Zu Mittag waren unerwartet zwei fremde Herren gekommen, und Tante Elise, Rudolfs Mama, war verreist. Der Vater aber wußte, daß Fische gekauft waren, ich weiß nicht mehr welche, aber Fische waren es, und da ging er in die Küche und fragte die Köchin, ob auch Fische genug

wären, daß die Kinder auch bekommen könnten. „Denn ich liebe es nicht," sagte er, „wenn eine Schüssel auf den Tisch kommt, der man es sogleich ansieht, daß nicht alle davon bekommen können." Die Köchin sagte, nein, es wären gar nicht genug Fische da, aber es war schon zu spät, und sie konnte nicht mehr auf den Markt gehen, weil sie viel zu thun hatte.

Rudolf hatte das mitangehört, und er hatte noch zehn Pfennige in seiner Tasche, die seine Mama ihm beim Abschiede geschenkt hatte, damit er sich einen Bilderbogen mit Soldaten kaufen könne. Mit dem Gelde ging er auf den Markt; an die großen Fische wagte er sich nicht mit seinen zehn Pfennigen, und die Fischfrauen sahen vielleicht etwas alt und unfreundlich aus, denn er ging immer auf und nieder vor ihnen und sagte kein Wort. Da redete ihn eine an und sagte: „Komm her, mein Junge, willst du die kleinen, blanken Fische einmal recht in der Nähe besehen?"

Da kriegte er Courage und trat näher, und zuletzt kaufte er vier kleine, kleine Fische für seine zehn Pfennige und trug sie in seinem Taschentuche nach Hause. Es thut mir nur leid, daß ich nicht mit dabei war!

Mit seinen Fischen lief er in die Küche und sagte: „Sophie, da sind vier Fische für mich und meine Brüder, nun hast du doch Fische genug, denn es ist schon einer zu viel, aber das mag ja Papa gern." Sophie sagte:

„Kind, ich habe gar keine Zeit, die kleinen, hübschen Fische zurechtzumachen.“ „Dann zeige es mir nur,“ antwortete Rudolf, „ich will es schon thun.“ Die Köchin zeigte es ihm auch, und nun schabte und schuppte er mit einem kleinen Messer, und die Fische wurden mitgekocht, und er und seine Brüder verzehrten sie bei Tische. Dem Onkel hatte die Köchin alles gesagt, damit er nicht lachen oder unwillig werden möge, wenn die kleinen Katzfische auf dem Tische erschienen. Rudolf aber sah seinen Vater an und lächelte, und der nickte ihm zu und nahm den vierten kleinen Fisch mit auf seinen Teller.

So, das war eine lange Geschichte! Und von mir selbst habe ich noch gar nichts erzählt, und es ist doch mancherlei vorgefallen. Gestern habe ich das Tintefaß umgestoßen, es war leider ganz voll; die Tinte floß auf dem Tische umher, und ich war ganz erschrocken und wollte das Glas aufheben, und dabei goß ich noch den letzten Rest aus. Meine Finger waren ganz naß dabei geworden; im ersten Schrecken wischte ich sie an meinen Beinkleidern ab, und ich hatte ganz helle an! Herr Flohr kam soeben ins Zimmer und sagte: „Was ist das für eine abscheuliche Schweinerei?“ — Ich war ganz verdutzt, und nun floß die Tinte vom Tische herab und auf meine Strümpfe. Ich weiß gar nicht mehr recht, was alles geschah, denn ich fing an zu weinen, und dabei kam ich mir mit den Händen ins Gesicht,

und die waren noch schwarz; Herr Flohr, der zuerst sehr böse war, fing an zu lachen und sagte: „Das muß wahr sein, wenn du einmal Dummheiten begehst, so thust du es vollständig; jetzt geh nur zu deiner Mama und bitte um gutes Wetter wegen deiner verdorbenen Kleider.“

Mama war gar nicht sehr ungehalten, das ist sie nur, wenn wir uns untereinander streiten und schlagen, das mag sie nicht haben. — Aber wieder rein zu werden, — das war eine Kunst! Da half keine Seife und kein Bürsten, es mußte Kleesalz zu Hilfe genommen werden, und auch damit ging es kaum. Tante Susanne neckte mich den ganzen Tag; entweder nannte sie mich „Mohrchen“, oder fragte, ob ich bei meiner Vorliebe für die schwarzen Menschen selbst ein Mohr hätte werden wollen, oder sie deklamierte:

„Ein pechkohlrabenschwarzer Mohr
Ging einst spazieren vor dem Thor.“

Meine Hosen hat ein armer Junge bekommen, und das war noch ein Spaß! — Kaum war er nämlich damit weggegangen, so kam ein Polizeidiener in das Haus, der hielt den Jungen an der Hand und ließ sich bei Mama melden, und da sagte er: „Darf ich fragen, ob Sie diesem Jungen da die Hosen geschenkt haben?“ — Mama sagte ja, und da ließ er den Jungen gehen und ging auch. — Mama war ganz ernsthaft, aber nachher

lachte sie doch herzlich, und ich brüllte ordentlich vor Jubel. — Mama drohte mit dem Finger und sagte: „Daß du von der Geschichte noch solchen Spaß hast, verdienst du wohl am wenigsten.“

Nun ja, ein kleiner Spaß war das wohl, aber doch lange kein Ersatz für meinen innerlichen Unmut, denn wenn ich irgend eine Dummheit gemacht habe, dann bin ich so ärgerlich, ja böse auf mich selbst, ich glaube, ich könnte mich prügeln, wenn das nur anginge. Und dabei schäme ich mich auch, denn ich kann es nicht leugnen, wenn Wilhelm oder einem meiner Kameraden so etwas passiert, so bin ich in der Regel der erste, der mit Necken und Lachen hinter ihm her ist. Da werde ich mich künftig doch mäßigen müssen.

Ich könnte noch viel erzählen, aber ich kann doch nicht den ganzen Tag schreiben, und schmieren darf ich nicht, das ist verboten.

Otto.

Vierter Sonntag.

Otto weiß immer so Lustiges zu schreiben, worüber man lachen kann, aber das verstehe ich gar nicht. Ich habe auch schon ein paarmal das Tintefaß umgeworfen, aber wenn ich das hätte erzählen wollen, lustig wäre es gewiß nicht geworden. Ich war auch jedesmal traurig nachher, denn gewöhnlich hatte ich alle meine Ausarbeitungen verdorben und mußte nacharbeiten, was gar kein Vergnügen ist. Aber Otto kann immer lachen; eines Tages bekam er Schläge von Herrn Flohr, und der schlug einmal daneben auf den Tisch, und darüber kam Otto so in das Lachen, daß Herr Flohr auch lachte und den Stock wegstellte. Ich hätte gar nicht die Courage gehabt, zu lachen.

Heute habe ich sogleich etwas sehr Trauriges zu erzählen, was in dieser Woche hier passiert ist. Als wir in Altau waren, mußte ich beständig an meine

Tauben denken. Der Gärtner hatte es übernommen, sie zu füttern, aber ich dachte oft, wenn er das nur nicht vergißt und den Schlag zu läßt. Ganz umgekehrt, er hatte ihn aufgelassen.

Als ich nun hierherkam und den andern Morgen mit meinem kleinen Futtersacke vor die Hausthür ging, noch ehe ich selbst gefrühstückt hatte und pfiff und pfiff, ja, da kamen keine Tauben! Ich pfiff wieder und dachte: Habt ihr das schon verlernt? — Da endlich, als ich immer noch pfiff, kamen ganz schüchtern drei Tauben; drei! Und ich hatte vierundzwanzig!

Das begriff ich nicht, ich lief nach dem Schlage und stieg die Leiter hinan, und mir war so zu Mute, als ob ich ersticken sollte. Als ich oben ankam, — ich warf mich auf den Boden und weinte und schluchzte, da lagen meine schönen Tauben und allen der Kopf abgerissen und alle tot! Das hatte der Iltis gethan.

Alle meine lieben Tauben, die Tümmler und die Pfauenfedern und die großen braunen, die wir immer Kröpper nannten, alle, alle! Und eine blaue, die hatte ich ganz besonders lieb, die war auch tot. Den ganzen Tag über konnte ich nicht essen und ging immer still umher und weinte.

Meine Geschwister, Mama und Tante Susanne, und auch unsere Leute, alle gaben sich Mühe, mich zu trösten und aufzuheitern. Gottlieb und Albertine mein-

ten, es seien ja doch nur Tiere, um die man sich nicht so haben dürfe. Ja, sie haben gut reden. Es waren ja nicht ihre, sondern meine Tauben, und ich habe sie so, so lieb gehabt. Ich kann den Verlust gar nicht verschmerzen.

Tante Susanne trinkt des Morgens Brunnen, während des Trinkens muß sie spazierengehen, und wir durften sie schon einigemal begleiten. Am Donnerstag fanden wir im Wäldchen die ersten Anemonen, weiße und gelbe und auch Gänseblümchen, und pflückten einen Strauß für Mama. Tante Susanne sang auf dem Spaziergange ein kleines Lied. Es klingt so hübsch, wenn sie singt! Otto sagte: „Ich mag Tante Susanne lieber hören, als den Kuckuck und die Nachtigall.“ Das kleine Lied heißt:

„Eine Blume rot,
Eine Blume rot,
Sollst du von mir tragen,
Und bis in den Tod,
Und bis in den Tod,
Nimmermehr verzagen!

Halt' die Blume lieb,
Halt' die Blume lieb,
Und sollt' sie verderben,
Dann mir Nachricht gieb,
Dann mir Nachricht gieb,
Denn dann will ich sterben.“

Marie fragte: „Tante, warum willst du denn sterben, wenn die Blume verdirbt? Du kannst ja eine andere pflücken.“ Tante Susanne lächelte und sagte: „Das heißt nur so im Liede, mein Herz, und ich spreche nicht von mir, denn ich habe das kleine Lied gar nicht gedichtet!“ — „Ach! Tante, du mußt gar nicht sterben,“ sagte Otto. „Und warum nicht?“ fragte sie, „du siehst mich dann freilich hier auf der Erde nicht mehr, aber ich bin dann hoffentlich im Himmel und viel glücklicher noch, als ich jetzt bin.“ Marie faßte Tante Susannes Kleid und sagte: „Wünsche das doch nicht, liebe Tante, du hast ja soviel Gutes, schöne Kleider und so hübsche Sachen und darfst alles essen, was du magst.“

Otto und ich lachten, aber Tante Susanne küßte Marie und antwortete: „Wenn du erst mehr hören wirst von Gott und mehr lesen kannst in der Bibel, dann wirst du erfahren, daß wir das schöne Leben hier auf Erden liebhaben sollen, doch aber auf etwas Schöneres uns noch freuen dürfen, und das ist: Auf das Leben im Himmel.“

Tante Susanne kann auch wieder so lustig sein; als sie ihren Brunnen ausgetrunken hatte, nahm sie die Flasche und sagte: „Jetzt sollt ihr einmal sehen, wie ich ein großes Geschenk auf ganz anspruchslose Weise hingeben kann, gerade als ob es nichts wäre!“ —

Und nun gab sie die Flasche einer Frau, die im Garten arbeitete und fragte nur: „Wollen Sie die Flasche haben?“ — Die Frau dankte, war aber ganz erstaunt. „Seht ihr,“ sagte die Tante, „solche fürstlichen Geschenke muß man ganz bescheiden anbieten.“ Wir lachten natürlich ungeheuer.

Ich habe schon sehr viel geschrieben, ich bin ja aber auch der älteste und muß deshalb eigentlich mehr schreiben, als die Geschwister; wenn das nicht wäre, würde ich lieber aufhören. Nun will ich aber noch den heutigen Morgen beschreiben.

Heute ist Ostern. Tante Susanne that gestern den ganzen Tag über äußerst geheimnisvoll, aber wir wußten schon, was sie vorhatte, nämlich: Eier färben! Als wir heute soeben mit dem Frühstücke fertig waren, rief sie plötzlich:

„Da draußen im Garten, da läuft, husch, husch,
Der Osterhase durch Beete und Busch,
Gewiß hat er dort bunte Eier versteckt,
Nun seht einmal zu, ob ihr sie entdeckt!“

Natürlich waren wir wie der Blitz draußen und suchten, aber Tante hatte sämtliche Eier so gut versteckt, daß wir sie erst nach langem Suchen fanden. Otto fand das erste Ei, ein wunderschön lila gefärbtes, und sogleich darauf ein rotes. Dann fand Marie in einem noch in Stroh eingehüllten Ziersträuche drei und

endlich ich, und zwar in einer Gießkanne, die neben einem Frühbeete stand, zwei mit schönen Inschriften. Nach und nach wurden auch die übrigen Eier gefunden; manche hatten sehr hübsche und spaßige Inschriften, welche Tante Susanne mit einer in Scheidewasser getauchten Stahlfeder darauf geschrieben hatte.

Um zehn Uhr fuhren wir zur Kirche, aber nur Papa, Herr Flohr, Tante Susanne und wir Knaben. Mama war erkältet und durfte deshalb nicht das Zimmer verlassen, und Marie blieb bei ihr, damit sie nicht so allein war. Der Herr Pastor predigte über die Begegnung des Herrn Jesus mit Maria Magdalena im Garten des Joseph. Ich habe während der ganzen Rückfahrt denken müssen, wie Maria Magdalena sich wohl gefreut haben mag, als sie den Heiland so plötzlich vor sich stehen sah.

Nachmittag kommen Pastors; Tante Susanne hat noch einen Korb mit bunten Eiern, die sollen für sie versteckt werden, und wir dürfen Tante hierbei helfen.

Wilhelm.

Fünfter Sonntag.

Ich hatte mich so darauf gefreut, heute mit Tante Susanne spazierenzugehen, und als Albertine kam, mich zu wecken, fragte ich sogleich, ob schönes Wetter sei, aber Albertine sagte: „Nein, es regnet, daß es klatscht!“ Da weinte ich im stillen. Als ich mich gewaschen und gekämmt und angekleidet hatte, schien die liebe Sonne aber doch, und nun jubelte ich durch das ganze Haus, und als ich unten vor der Hausthüre ankam, standen Wilhelm und Otto schon da, mit ihren Mützen und Stöcken in den Händen, und Otto sagte: „Da kommt Fräulein Langschläfer!“ Ich that aber gar nicht, als ob ich es hörte, denn Mama mag es nicht haben, daß wir uns streiten.

Tante Susanne hatte aber wirklich die Zeit verschlafen, und es dauerte sehr lange, ehe sie kam. Otto war schon ganz ungeduldig geworden. Endlich trat

Tante aus der Thüre und rief uns zu: „Nun, ihr seid wohl schon lange umhergetrappelt und habt auf mich gewartet, aber weshalb steht ihr kleinen Kobolde denn auch vor der Sonne auf?“

„Ja, Tante, die ist heute spät aufgestanden,“ sagten wir. „Nun, dann war sie vernünftiger als ihr!“ meinte Tante, und damit ging es fort in den Garten.

Tante Susanne stellte ihre Brunnenflasche hier auf einen Tisch und fragte: „Wer will mein Mundschenk sein?“ Das wollten wir natürlich alle sein, aber Tante erklärte: „So werde ich ihn mir abzählen,“ und dann begann sie:

„Blase, blase, Meister Wind,
Dreh' die Mühle recht geschwind,
Klipp-klapp, klipp-klapp,
Klipp-klapp, klipp-klapp.
Die Frau Bas' will mich besuchen,
Darum brauch' ich Mehl zum Kuchen,
Und wenn er geraten fein,
Lade mehr ich dazu ein.
Klipp-klapp, klipp-klapp,
Klipp-klapp, klipp-klapp,
Auch du bekommst ein Stückchen ab!“

Das „du“ traf Otto und er goß Tante den Brunnen ein. Ich bat Tante: „Laß mich einmal versuchen, wie er schmeckt!“ Das that sie, aber er schmeckte sehr schlecht, ich möchte keinen Brunnen trinken!

Nachher gingen wir mit Tante nach dem Damme, wo die Dorens wohnen, und ich durfte in den Stall zu der weißen Ziege gehen. Frau Dore erzählte uns, ihre Tochter aus der Stadt sei gestern dagewesen und habe sie besucht, und es wären noch mehrere aus der Stadt mitgekommen, groß und klein, zehn Personen.

„Aber, Frau Dore," fragte Tante, „aßen die denn alle bei Ihnen, und was kochten Sie denn?" „Ja," sagte sie, „die aßen alle hier, und ich hatte an zwei Tischen gedeckt und hatte Reis in Milch gekocht." „Wo nahmen Sie soviel Milch her?" fragte die Tante. „O, ich goß ein wenig Wasser zu, und hernach bekamen sie einen großen Kloß und geräucherten Schweinskopf dabei," antwortete Frau Dore.

„War der Kloß denn gut geraten?" fragte Otto. „Nun," meinte sie, „das ging wohl an, aber geh nur in die Speisekammer, da steht noch davon und besieh ihn dir." Wir liefen hin, und da stand noch ein großes Stück, auch von dem Schweinskopf stand noch auf einer Schüssel. Frau Dore schnitt für die Brüder ein Stück von dem Kloße ab, er sah sehr schön aus, und Pflaumen waren auch darin. Ich durfte keinen essen, weil er zu schwer war, aber dafür bekam ich eine Tasse Milch.

Tante freute sich über die kleinen, blanken Schalen mit Milch. „Solche kleine Milchwirtschaft möchte ich

haben," sagte sie. Die kleine Trina butterte, und das ging schon ganz flink, August fegte den Weg um das Haus, und Lena jätete ein Stück Flachs im Garten. Frau Dore fütterte ihr Schwein, denn in dem Stalle bei der Ziege ist ein Schwein und auch ein Kalb. In der Küche hingen Speck und Würste an der Decke, das war noch von dem Schweine vom vorigen Jahre. — Ich wunderte mich nur, daß sie die Würste so lange aufgehoben haben, denn Würste, das ist doch etwas Schönes!

In der Woche habe ich drei Taschentücher gesäumt, für die Brüder, ganz fein, und für jedes Tuch, das sehr gut geraten ist, bekomme ich von Mama zehn Pfennig, aber sehr gut muß es sein.

Als ich einmal Tante Susanne das Geld zeigte, welches ich soeben erhalten hatte, sagte sie: „Ei der Tausend! Soviel Geld möchte ich auch wohl verdienen können. Allein mir giebt niemand etwas; ich muß mir meine Taschentücher ganz umsonst säumen. Aber sage einmal, Mieze, mußt du denn auch für jedes Taschentuch etwas bezahlen, welches du verlierst?" Das hätte Tante doch nicht fragen sollen, denn das dumme Verlieren hat mich schon manche Thräne gekostet. Zwar läßt mich die gute Mama nichts dafür bezahlen, aber wenn sie nur über meine Nachlässigkeit böse wird und mir mit dem Finger droht, so ist das schon schlimm genug.

Ich lerne nähen bei Marianne, Mamas Jungfer, und wenn nicht alles recht schön ist, muß ich es wiederauftrennen, und anlehnen darf ich mich nicht und auch nicht sprechen beim Nähen. Und ganz kleine Stiche muß ich machen, und ich darf auch keinen langen Faden nehmen, denn sonst verknotet sich das Garn, und man kommt nicht vorwärts mit der Arbeit, deshalb giebt es auch einen Spruch, der heißt: Lange Fädchen, faule Mädchen! Ich habe gar nicht geglaubt, daß bei der Näherei so viel zu beachten wäre, und alles zu behalten, das ist sehr schwer! Aber es ginge alles noch an, wenn nur der abscheuliche Fingerhut nicht wäre. Wenn ich den auf dem Finger habe, rutscht mir alle Augenblicke die Nadel ab und fährt ganz wo anders hin, als wohin ich sie haben will. Ich kann viel besser ohne ihn nähen, aber Mama sagt, ich soll mich nur sogleich an ihn gewöhnen, denn wenn ich erst größere Sachen nähe, müßte ich es doch. Bis jetzt habe ich, außer den drei Taschentüchern für die Brüder, nur für meine Puppenwirtschaft genäht, Handtücher, ein Tischtuch, Servietten und auch ein Kleid für Lottchen. In dieser Woche nähe ich einen blaugestreiften Rock für Klärchen; das Zeug dazu schenkt mir Tante Susanne von ihrem Kleide.

Eine arme Frau ist auch hier gewesen, die hat um allerlei gebeten. Mama kennt sie und hat den

Schrank aufgeschlossen, worin die Kleider liegen für Arme, und hat der Frau zwei Jäckchen und zwei Röckchen gegeben für ihre Kinder und zwei Tücher und zwei Schürzen und Strümpfe für sich. Ich sah zu und freute mich. — Mama sagte: „Du darfst der Frau auch geben, wenn du willst." Da lief ich zu meiner Sparbüchse und nahm etwas Geld heraus, wieviel, weiß ich selbst nicht recht, aber ich will heute nachzählen, denn heute bekomme ich mein Wochengeld. Die Kinder waren auch mit hier, sie waren aber so schüchtern, daß sie nur immer stumm in der Ecke standen; denen gab ich eine von meinen Puppen, die kleine, die wie eine Bäuerin angezogen ist! Sie waren ganz glücklich darüber, denn sie hatten noch nie eine solche Puppe gehabt. — Solch einen Schrank will ich mir auch anschaffen, wenn ich groß bin; Mama sagt, wenn ich recht sparsam und ordentlich bin, kann ich immer etwas haben für arme Leute.

Marie.

Sechster Sonntag.

Die Geschwister haben ganz vergessen, zu erzählen, daß wir wieder hinaus nach Blumenthal gezogen sind. Blumenthal ist unser Gut, und wir wohnen in jedem Sommer dort. Papa ist mit uns gekommen, aber er muß allwöchentlich einmal nach der Stadt fahren, weil er den Herrn Präsidenten vertreten muß. Dienstag waren es schon vierzehn Tage, daß wir hier ankamen, ei, das war eine Freude! — Zuerst liefen wir wie toll überall umher und sahen eigentlich nichts, weil wir alles sehen wollten. Der arme Wilhelm freute sich am allermeisten auf seine Tauben, und die sind nun alle tot, und er hatte sie fast alle für sein eigenes Geld gekauft. Marie und ich haben ihm vier Tauben wiedergeschenkt und die Eltern drei Paare, aber er kann die alten Tauben doch immer nicht vergessen, und wenn er an sie denkt, wird er jedesmal sehr traurig.

Nun will ich die Geschichte ganz anders anfangen und von jedem Tage etwas einschreiben, denn sonst wird es ja doch kein Tagebuch. Anfangs wußte ich nur nicht, wie man es machen muß.

Montag. Ja, was war Montag? Richtig! Montag war Schweinemarkt, und Klaus fuhr mit einem ganzen Wagen voll Schweine in die Stadt. Wir sahen zu, Wilhelm und ich, wie sie aufgepackt wurden, und die alten Schweine grunzten und die kleinen quiekten, das war zum totlachen! — Als Klaus sich aufsetzte und mit seiner großen Peitsche klatschte, beneidete ich ihn ordentlich, und ich rief: „Ach, Wilhelm, wenn ich doch die Schweine zur Stadt fahren könnte!“ Der war ganz erstaunt und fragte: „Was, du wolltest Schweine fahren?“ — „Nun ja, ich führe ja doch; das kann mir ja gleich sein, wer auf dem Wagen sitzt!“ sagte ich. Das konnte er gar nicht begreifen. Wenn ich nur gedurft hätte!

Sonst fiel nichts Besonderes vor, ausgenommen, daß ich etwas Verdruß beim Unterricht hatte, weil ich Äquautor statt Äquator und Midrian statt Meridian geschrieben hatte. Am Abend hatte ich das Glück, Mamas goldene Nadel wiederzufinden, die sie im Garten verloren hatte.

Dienstag. Ich besinne mich nur, was Dienstag war, es fällt mir wohl noch ein. Ja, des Mittags

hatten wir einen Pudding, mit einer schönen, roten Sauce, das weiß ich noch, denn ich kann es deshalb nicht so leicht vergessen, weil Onkel und Tante Langen aus Burgthal kamen, ganz unerwartet, eben als er vorgelegt werden sollte. Als sie vorfuhren, sah ich den Pudding und dann Mama an und sagte: „Wie soll das werden?“ „Das will ich dir wohl sagen,“ antwortete Mama ganz lustig, „das wird so werden, daß du ein ganz kleines Stückchen bekommst.“ Ja, das wurde wahr genug! — Anfangs war es mir ein bißchen fatal, denn ich hatte mich sehr darauf gefreut, aber ich vergaß es bald, weil die beiden kleinen Jungen Hans und Dietrich mitgekommen waren, über die ich sehr viel lachen mußte.

Papa ließ zum Nachtische Erdbeeren aus dem Treibhause holen, und als der kleinste Junge, der drei Jahre alt ist, die sah, rief er: „Sind das ordentlich lebendige Erdbeeren? Die smecken gut! Die will ich alle aufessen!“ Marie, Wilhelm und ich bekamen auch jeder Erdbeeren, aber wir schenkten sie den fremden Kindern. Ich gab meine dem kleinen, fidelen Dietrich, denn den mochte ich am liebsten leiden.

Bei Tische sammelten wir Brotstückchen für die Schwäne, und als der Kleine das sah, fragte er: „Wer soll das haben?“ Wir sagten ihm: „Die Schwäne, draußen auf dem Teiche.“

„Die Väne? Die Väne mögen gerne Brot, aber ich esse es ihnen alles auf!“ rief er, und dabei nahm er eine ganze kleine Faust voll und lief jubelnd davon. Er ist gar nicht unartig, nur so herzlich lustig und vergnügt. — Wir spielten viel mit den beiden Kleinen und schenkten ihnen allerlei, Bilder, buntes Papier und Läufer, das freute sie sehr.

Mittwoch. Mittwoch ist Posttag. Ich sollte an Großmama schreiben, und ich habe sie sehr lieb, aber zu schreiben hatte ich eigentlich keine Lust. Herr Flohr stellte mir vor, daß das nicht dankbar von mir wäre, doch ich sagte nur immer: „Ich habe Großmama sehr lieb, aber schreiben mag ich nicht, dazu habe ich keine Lust;“ da sagte er zuletzt ganz furchtbar ernsthaft: „So schreibe ohne Lust, denn geschehen soll es!“ — Natürlich that ich es nun sogleich, und es ging auch sehr gut, und als ich den Brief Herrn Flohr brachte, sagte er: „Dein Brief ist so gut, als ob du ihn recht mit Lust geschrieben hättest.“ Das war mir doch sehr lieb.

Hernach erzählte ich Herrn Flohr, daß wir, auf unserer Reise mit den Eltern nach Böhmen, das Denkmal gesehen hätten, welches die Böhmen dem General Mansfeld errichtet haben. Herr Flohr fragte, ob ich wisse, wie der Name Mansfeld entstanden sei. Das wußte ich nicht, und da sagte er uns, ein gemeiner Soldat habe einmal einen deutschen Kaiser gerettet, und der dankbare

Kaiser habe dem Soldaten freigegeben, sich eine Gnade zu erbitten. Dieser habe um ein Stück Land gebeten, so groß, wie er bedürfe, einen Scheffel Gerste darauf auszusäen.

Der Kaiser hat die Bitte bewilligt, und dem Soldaten ist ein Sack mit Gerste über die Schulter gehängt und ein großes Stück Land angewiesen worden, von dem er ein Stück auswählen und es besäen durfte. Er säete aber nicht, wie man sonst pflegt, sondern besäete nur einen ganz schmalen Streifen Land, ringsum, im weiten Umkreise, so daß es wie eine Einfriedigung anzusehen war.

Die das dem Kaiser berichteten, meinten alle, das sei ein Mißbrauch, und der Soldat dürfe das Stück Land nicht behalten, der Kaiser aber sagte: „Es soll dieses Mannes Feld sein.“ Und von da an nannte man den Mann: „Mansfeld.“

Donnerstag. Am Donnerstag machten wir uns eine Wippe zurecht. Es lagen Bretter da, die jetzt nicht gebraucht werden und einige Holzblöcke. Wilhelm und ich schleppten und schleppten, und das ging prächtig, und hernach schnellten wir in die Höhe, daß es eine Lust war. Marie wollte durchaus auch wippen, aber natürlich fiel sie herunter, denn sie ist viel zu leicht gegen uns. Sie fiel in den Sand und nahm keinen Schaden, aber so viel Sand hatte sie in den Mund be-

kommen, daß sie zuerst gar nicht sprechen konnte; ich sagte: „Ein andermal mache du den Mund zu, wenn du fällst.“ Wilhelm war ganz mitleidig und nahm sie in seine Arme und küßte sie; ich war auch etwas mitleidig, aber ich ließ es nicht merken, denn sonst wird sie auch gar zu weichlich. Hernach ließ ich sie neben mir sitzen, und da ging es besser, denn Wilhelm stand und ist schwerer als ich.

Freitag. Sobald wir am Morgen ins Freie kamen, natürlich nach unserer Wippe! Daß wir sie uns selbst zurecht gemacht haben, das ist eben das größte Vergnügen dabei. — Ich hatte nachher noch einen Einfall, der fiel aber nicht besonders aus. Marie hatte einen kleinen, allerliebsten Korbwagen und jagte damit auf dem Hofe umher, und da beredete ich sie, ihn mir einen Augenblick zu geben, damit ich Männe, unseren kleinen Hund, davor spannen könne. „Du hast aber kein Geschirr,“ meinte sie. „Oho!“ sagte ich, „ein richtiger Bursche führt immer alles bei sich und weiß sich überall zu helfen,“ und dabei zog ich Bindfaden aus der Tasche und knüpfte und knüpfte, bis ein Geschirr zustande kam, mit dem ein Prinz hätte fahren können. Aber daß ich nicht fahren konnte, das war das Unglück, denn wo hätte ich sitzen sollen? Der Wagen kann nur eine Puppe fassen.

Die setzten wir dann auch hinein, und nun rief ich: „Allons, Männe!“ und gab ihm einen kleinen Hieb

mit der Peitsche. Männe hatte aber auch nicht die kleinste Idee, wie es beim Fahren hergeht, das sah ich sogleich. In ganz ungeheuren Sätzen ging es davon, und nun schlug der Wagen ihm an die Beine, und er wurde immer toller und toller, ich rief und pfiff, das half alles nicht. Marie schrie auch, denn das arme Fräulein Klara war weit weg aus dem Wagen geschleudert, und sie rief immer: „Meine Puppe, mein Wagen!“ — Das that mir doch sehr leid, denn ich hatte einen Spaß gewollt, aber nicht ihre Sachen verderben.

Fräulein Klara hob ich sogleich auf und schrie dabei immer hinter Männe her, der kehrte sich an nichts, aber das sah ich wohl, daß der Wagen nur noch drei Räder hatte. Mit der Puppe ging es noch an, etwas grau von Staub war sie freilich, und Marie nahm sie weinend in die Arme. Auf mein Rufen hatte ein Knecht das dumme, kleine Vieh mit dem Wagen eingefangen. Ich hatte nichts als Verdruß von der Geschichte; Männe war ganz scheu geworden und wollte sich gar nicht von mir anfassen lassen, der Wagen war in Stücken, und Marie weinte und schluchzte. Zuletzt sagte ich: „Marie, weine doch nicht mehr, ich will dir alles Geld aus meiner Sparbüchse geben, dafür kannst du dir gewiß zwei Wagen wiederkaufen.“

Da trocknete das kleine, gute Mädchen ihre Thränen und sagte: „Behalte das Geld nur, ich will nicht mehr

weinen.“ So ist sie immer, und als Papa, der alles aus der Ferne angesehen hatte, unwillig war, bat sie, daß er nicht böse auf mich sein möge, und doch war ihr hübscher, kleiner Wagen ganz kaputt.

Sonnabend. Sonnabends haben wir Unterricht im Rechnen bei dem Lehrer aus dem Dorfe, und der kommt hierher zu uns; mitunter bleibt er aus, und dann sind wir jedesmal sehr vergnügt. Heute wollte Papa auf das Feld und nach der Försterei fahren, und wir baten, ob wir mit dürften. „Ihr?“ sagte Papa, „ihr habt ja Rechenstunde.“ „Ja, aber wenn Herr Baus ausbleiben sollte?“ — „Nun, dann könnt ihr mitkommen!“ Wir sahen uns an, Wilhelm und ich und kniffen uns ordentlich die Hände vor Freude. „O, wenn er doch ausbliebe!“ sagten wir. Die Uhr schlug vier — das war die Stunde; Herr Baus war nicht da, wir zitterten und freuten uns. Es schlug ein Viertel auf fünf, er kam noch nicht, Papa ließ den Wagen vorfahren, und wir schrieen vor Lust, da — da bog Herr Baus um die Ecke und rannte, was er nur konnte. Uns sanken die Hände nieder; Papa sah uns sehr ernsthaft an und sagte: „Daß ihr jetzt aufmerksam seid, das erwarte ich mit Zuversicht.“ Ich mochte Wilhelm nicht ansehen, aber daß ich Thränen niederschluckte, das weiß ich. Herr Baus sagte: „Ihr wollt wohl ausfahren?“ — Ich lief schnell ins Haus, um nicht zu schluchzen;

weshalb fragte er auch? Wir rechneten aber doch gut. — Als Papa nach Hause kam, küßte er uns, das thut er selten; Mama thut es oft.

Die Rechenstunde macht mir zwar immer viel Vergnügen, aber heute wäre ich doch lieber mit Papa gefahren, denn dazu kommen wir nur selten. Als Herr Baus uns die Aufgabe stellte: Ein Vater ist zweiundvierzig, sein Sohn zwölf Jahre alt; nach wieviel Jahren wird der Vater noch einmal so alt sein wie der Sohn — hatte ich ordentlich Mühe, meine Gedanken von der vereitelten Fahrt abzulenken. Aber es gelang doch, und ich war mit der Lösung eher fertig als Wilhelm.

Nun bin ich mit der ganzen Woche fertig und habe nur noch von heute, soweit der Tag hin ist, zu schreiben. Heute morgen waren wir in der Kirche; wir müssen immer die Einteilung der Predigt aufschreiben, für Herrn Flohr, und heute war dieselbe:

Jesus der gute Hirte.

1. Die Liebe des guten Hirten zu seiner Herde.
2. Die Treue des guten Hirten, die auch auf das allerschwächste der Schafe acht hat.
3. Die Seligkeit, zu der Herde des guten Hirten zu gehören.

Wir haben heute den Sonntag Misericordias Domini, deshalb predigte der Herr Pastor über das Evan-

gelium von dem guten Hirten. Ich verstand die ganze Predigt sehr gut, ich gehe auch immer gern in die Kirche. Zu Hause sprach Mama noch mit uns über die Predigt; dann küßte sie uns und sagte: „Möchten auch meine Kinder allezeit Schafe des guten Hirten sein und bleiben, darum bitte ich täglich den Heiland!“

Hier müssen wir eine halbe Stunde bis zur Kirche fahren, denn Blumenthal hat keine Kirche, sondern ist in Blendorf eingepfarrt, wie man das nennt. Heute wurden dort auch zwei Kinder getauft, das eine wurde „Johann Friedrich“ und das andere „Christian August“ genannt. Der Herr Pastor erlaubte, daß wir der Taufe beiwohnten, weil wir noch niemals hatten ein Kind taufen sehen. Mama und Tante Susanne waren inzwischen zu der Frau Pastorin gegangen.

Das sehe ich wohl, wenn man alle Tage beschreibt, das giebt viel zu thun.

Otto.

Siebenter Sonntag.

Heute habe ich gar nicht überlesen, was Otto geschrieben hat, und eigentlich mag er das auch nicht haben. Nun muß ich mich nur recht zusammennehmen, damit ich nichts vergesse. Zuerst will ich sagen, daß wir nach Burgthal gefahren sind, wo die Eltern der beiden kleinen Jungen wohnen, die neulich hier waren. Der älteste ist fünf Jahre alt, der kleinste drei, also sind die natürlich viel zu klein für uns, aber wir waren doch sehr vergnügt.

Sie spielten so lustig mit uns, als ob wir ganz in ihrem Alter wären; sie nennen sich untereinander, wenn sie spielen, Herr Pappelo und Herr Lappelo, und Otto nannten sie Herr Rackero, darüber lachte er ungeheuer, und wir nennen ihn jetzt auch noch immer so. Dietrich suchte kleine Steinchen, und als wir fragten, was er damit wolle, und ob wir sie ins Wasser werfen sollten, antwortete er: „Die sollt ihr nicht ins Wasser

plantßen, die könnt ihr auf eine Flinte oder eine Pistole tecken.“ Als wir nachher an einem Brunnen vorüberkamen, sagte er von dem Brunnenhäuschen: „Da ßläft das Wasser.“

Wir erzählten ihnen, daß wir viele Erdbeeren bekämen, und ob sie nicht zu uns kommen und später auch Himbeeren und Stachelbeeren pflücken wollten. Der kleine Dietrich rief aber sogleich: „Nein, die nicht, die tecken, aber ihr neidet die Dornen wohl ab?“ — Er ist gar zu allerliebst.

Marie erzählte er, daß viele Bären im Walde wären, wenn aber welche kämen, wollte er sie mit seinem Tock in ihren Tall jagen. Otto war ganz außer sich vor Vergnügen über den Kleinen; ich beschäftigte mich mehr mit dem älteren, der sehr ernsthaft ist und nicht so viel spricht. Marie war natürlich mit Otto und Dietrich, und man konnte sie immer weithin lachen hören.

Da wir nach Hause fuhren, begegnete mir etwas recht Unangenehmes; ich schlief nämlich ein und verlor meine Mütze. Als wir dies gewahr wurden, war es zu spät, sie war da, wo wir anhielten, nirgends zu finden. Papa sagte ganz kurz: „Nun kaufst du dir eine Mütze von deinem Taschengelde wieder.“ Mama wollte eine Bitte einlegen, aber Papa antwortete: „Nein, es bleibt dabei; warum ist der Junge eine Schlafmütze; am Ende verliert er noch einmal den Kopf, ohne es nur

gewahr zu werden.“ Das ist ein harter Schlag für meine Sparbüchse, und die gute, alte Mütze hatte ich auch so lieb! Ich war einmal so an sie gewöhnt, und ich konnte sie auf den Kopf setzen, wie ich wollte, sie paßte mir immer. Mein Name stand auch darin, wer sie findet, kann sie gar nicht behalten, wenn es ein ehrlicher Mensch ist.

Am nächsten Morgen ging ein Bote zur Stadt, und da mußte ich sogleich selbst um eine neue Mütze schreiben; aber Papa sagte sehr ernsthaft: „Daß keiner Geld dazu hergiebt, darum bitte ich sehr.“

Marie und Otto hätten sonst gewiß Geld mit dazu hergegeben, denn sie sind beide so gutherzig, und Marie küßte mich so viel, um mich zu trösten, daß es mir fast zu viel wurde. Wegstoßen mochte ich sie aber doch nicht.

Malotte, Papas Jagdhündin, hatte neun junge Hunde bekommen, aber nur drei sind ihr gelassen worden, die übrigen hat der Jäger ersäuft und in die Erde gegraben. Die arme Malotte hat es aber doch ausgespürt und sie wieder aus der Erde gekratzt und in ihren Stall geschleppt, sie beleckt und zu erwärmen gesucht. Und das hat sie dreimal gethan, und sie wurden jedesmal weiter weg eingegraben, aber sie fand sie immer wieder auf und schleppte sie zu den lebendigen Jungen. Mama konnte es gar nicht anhören, als wir es erzählten, und wir waren auch sehr traurig; Marie weinte so dar-

über, daß sie nachher ihr Taschentuch zum Trocknen auf einen Busch hängen mußte. Die arme Malotte! Ich möchte kein Jäger sein. — Die drei kleinen Tiere, die man ihr gelassen hat, sind sehr hübsch gezeichnet; sie haben schon Augen bekommen, kriechen umher und spielen mit den kleinen Kätzchen, die in demselben Stalle liegen wie sie, recht niedlich. Lange wird aber wohl die Freundschaft zwischen den beiden nicht mehr dauern, denn als wir neulich den Katzen Milch brachten, und einer von den Hunden mit davon trinken wollte, kriegte er von seiner bisherigen Freundin eine solche Ohrfeige, daß er rundum kugelte und jämmerlich schrie. Wir wollten ihn auf den Arm nehmen, aber das litt Malotte nicht, sie kam ganz wütend auf uns zu, und beinahe hätte sie uns gebissen. Seitdem man ihr so viele von ihren Kindern genommen hat, dürfen wir nicht mehr mit den kleinen Hunden spielen; sie hat gewiß Angst, wir wollen diese auch noch fortbringen. Pikas hat neulich eine Fensterscheibe entzwei gemacht in der Glasthüre, und da hat der Jäger den armen Hund so geprügelt! Ein Hund ist doch nur ein unvernünftiges Vieh, und wenn große Menschen das thun, geschieht ihnen nichts.

Wir hatten Dienstag und Mittwoch schlechtes Wetter, so schlechtes, daß wir gar nicht in den Garten konnten; als es einmal ein klein wenig nachgelassen hatte zu regnen, rannten wir schnell nach unserer Wippe. Aber,

o weh! Die war gar nicht zu gebrauchen, denn die Bretter waren so naß geworden, daß wir uns nicht daran halten konnten, und obenein verdarben wir uns die Sachen; da habe ich an meiner Drechselbank gearbeitet. Ich drechsele nämlich, aber ganz heimlich, eine Garnwinde für Mama, die wird ganz allerliebst. Marie meint, Mama müsse eigentlich vorher etwas davon wissen, weil die Freude ihr sonst schaden könne, aber das will ich doch lieber nicht. Otto kann noch nicht so viel; er drechselt zwei Häkelnadeln; das Schwerste daran mache ich. — Herr Flohr drechselt ganz wunderschön, der giebt uns Unterricht. Er selbst drechselt in dieser Zeit eine Zuckerschale aus einer Kokosnuß, das ist sehr schwer und knarrt so, daß man darüber lachen oder weinen muß. Wir lachen natürlich.

Als Herr Flohr die große Kokosnuß bekam, wurde die äußere Schale durchgesägt, und da nun die Nuß zum Vorscheine kam, hofften wir, daß noch Milchsaft darin sein werde, denn den wollten wir gern einmal versuchen. Aber es war nichts als ein ganz vertrockneter Kern darin. Wir besahen uns alles sehr genau und dachten dabei an Robinson, denn wenn man eine solche Nuß sieht, muß man doch stets an ihn denken. Für uns hatte Herr Flohr Datteln mitkommen lassen. Das ist doch eine wunderschöne Frucht, Otto und Marie finden es auch.

Das Drechseln ist eine gar angenehme Beschäftigung, und die Freude, wenn man irgend ein Stück glücklich und ohne Fehler zustande gebracht hat, ist immer sehr groß. Herr Flohr erzählte kürzlich von einem Knaben, der als Sohn reicher Eltern immer sehr viele Spielsachen erhielt, darunter einmal auch eine kleine Drehbank. Die machte ihm am meisten Vergnügen, und das Drechseln wurde seine liebste Beschäftigung. In späteren Jahren verlor er durch harte Schicksalsschläge alles, was er geerbt und selbst erworben hatte und wurde ganz arm. In dieser Not dachte er an seine frühere Kunstfertigkeit; er ging zu einem Drechslermeister in Arbeit, und in kurzer Zeit hatte er sich so vervollkommnet, daß er sich und die Seinen redlich ernähren konnte. Ich dachte dabei an die Fabel von der Wassermaus und Kröte, welche mit den Worten endet: „Folglich, seht ihr, ist es gut, mehr als eine Kunst zu wissen.

Was Besonderes ist übrigens nicht vorgefallen, nur daß Otto und ich einmal haben nachsitzen müssen; das war recht fatal und verdroß uns sehr.

Wilhelm.

Achter Sonntag.

Ich fragte heute Mama, ob ich nicht einen Sonntag überschlagen dürfte, denn das Schreiben nimmt mir immer so viel Zeit, und ich habe sehr viel zu thun in meiner Wirtschaft. — Erstlich habe ich eine große Wäsche vor; ich habe das Verzeichnis schon gemacht und will lieber alles hersetzen.

Waschzettel
für Klärchen.

3 Kleider, nämlich:
1 weißes Kleid,
1 Kleid von Wollenmusselin,
1 Kleid von Kattun,
3 weiße Unterröcke,
1 Unterkleid,
1 Flanellrock,

2 Taghemden,
1 Nachthemd,
1 Schnürleibchen,
2 Taschentücher,
4 Kragen,
2 weiße Schürzen,
1 Schürze von Wollenmusselin,
2 Paar Strümpfe, gezeichnet K.

Das ist doch wohl viel Zeug! Klärchen ist ja freilich meine Tochter, aber doch die Mama von den kleinen Puppen, die haben nicht so viel.

Waschzettel
für Emma.

1 Kleid von Kattun,
1 Kleid von Musselin, weiß und rot,
2 Röcke,
1 Hemd,
1 Nachtröckchen,
1 Paar Strümpfe,
1 Schürze,
1 Taschentuch.

Das ist nicht viel, aber ich bin auch allein dazu, alles zu waschen. Nun kommt noch die ganz kleine, mein Liebling.

Waschzettel
für Lottchen.

1 langes Kleidchen,
1 weißer Tragemantel,
2 Lätzchen,
1 gestricktes Jäckchen,
1 Unterkleidchen,
1 Paar gestrickte Schuhchen.

Und dazu kommen noch zwei Betttücher, ein Kissenüberzug und eine Wiegendecke. Mein Gedeck will ich ein andermal waschen und die Handtücher für die Kinder auch, denn sonst wasche ich mir die Hände entzwei. — Ich habe ein Tischtuch mit sechs Servietten, und darin ist ordentlich mein Name gezeichnet; das gebrauche ich, wenn ich Gesellschaft habe. Wir kochen dann in meiner kleinen Küche, und wenn das Essen fertig ist, wird der Tisch gedeckt. Ich habe auch eine kleine Glasflasche und sechs kleine Gläser, und in das Fläschchen gießt Mama dann Fruchtsaft mit Wasser, das stellt Wein vor und schmeckt sehr gut.

Ja, ich wollte nur sagen, ich fragte Mama, ob das Schreiben heute nicht einmal unterbleiben könne, aber Mama sagte: „Bewahre! Was sollte denn aus dem einen Sonntag werden? Dann bekäme das Jahr ja einen zu wenig; daran denke nur gar nicht, den in deine Tasche stecken zu wollen."

„Na," sagte ich, „dann will ich flink hinlaufen und schreiben, damit ich bald fertig werde." Das will ich aber doch noch sagen, daß ich mir die Seife zu meiner Wäsche selbst anschaffen muß. Anfangs bat ich Mama um Seife, die antwortete aber: „Nein, mein kleiner Schatz, daraus wird nichts, seinen Hausstand muß man selbst führen; wenn du groß bist, kannst du doch nicht in Nachbars Haus laufen und um Seife zur Wäsche bitten. Daß man für alles selbst sorgen muß, das lerne nur früh."

Ich habe auch ein kleines Ausgabebuch, darin steht nun schon mehrmals: „Zehn Pfennig für Seife." Das ist doch viel Geld! — Ich klagte es auch Mama, die antwortete: „Ja, Kinder kosten immer viel!" Darüber lachte ich doch sehr herzlich.

In dieser Woche war ein Mann hier, der allerlei Sachen aus Holz zu verkaufen hatte, hölzerne Löffel, Butterstecher, kleine Schalen und Teller. Frau Hermann, unsere Haushälterin, kaufte eine ganze Menge und auch ich kaufte mir sechs ganz, ganz kleine, hölzerne Löffelchen und dann noch vier große Löffel, eine Schale und einen Teller, die will ich aber meiner Amme schenken, wenn sie kommt, uns zu besuchen. Sie schenkt mir auch immer etwas, gewöhnlich kleine Hühner, oder einen Korb mit Kirschen, und den Korb behalte ich dann auch, denn ihr Mann kann Körbe

flechten, und sie sagt stets: „Den Korb behältst du auch, den hat Peter geflochten.“ Peter heißt ihr Mann. Anfangs mußte ich darüber lachen, weil unser Kater auch Peter heißt, aber ich mochte doch nicht sagen, weshalb ich lachte.

Gestern sind wir auf dem Wasser gefahren, Herr Flohr ruderte und Wilhelm und Otto hatten ihre Stöcke mitgenommen und thaten so, als ob sie auch ruderten. Zuerst ängstigte ich mich, denn Wilhelm und Otto saßen gar nicht still, so daß der Kahn immer hin und her schaukelte, und das war wirklich sehr gefährlich. Einmal kippte er so, daß ich laut aufschrie. Da wurde Otto ärgerlich und sagte: „So steige doch aus, wenn du dich so haben willst.“ „Aber, Otto, das kann ich ja nicht, da falle ich ja ins Wasser,“ sagte ich und fing beinahe an zu weinen. Darüber lachten die Brüder, aber Herr Flohr sagte: „Ängstige dich nicht, meine kleine Marie, ich werde schon dafür sorgen, daß du nicht in das Wasser fällst!“ Nun nahm ich mich recht zusammen, und fürchtete mich auch wirklich gar nicht mehr.

Am anderen Ende des Sees ist ein Schwanenhäuschen, in dem sind jetzt sechs junge Schwäne, die wollte ich gerne sehen, und da fuhren wir hin. Sie sind aber lange nicht so hübsch, wie ich es mir gedacht habe, da sind die kleinen, gelben Enten viel niedlicher.

Als wir zurückfuhren, saßen wir ein paarmal fest, und Herr Flohr mußte tüchtig schieben, ehe wir loskamen, und zuletzt wurde er so heiß dabei, daß er seinen Rock ausziehen mußte. Otto rief immer: „Wir sitzen auf einer Sandbank in der Südsee, und die Wilden werden sogleich kommen und uns alle totschlagen!“ Ich mochte das gar nicht hören, und mitunter brüllte er, als ob er ein Wilder oder ein wildes Tier sei, denn ob die Wilden brüllen, das weiß ich doch nicht gewiß.

Zuletzt kamen wir los, und das war mir sehr lieb, und ich glaube, Herr Flohr war auch ganz zufrieden darüber, denn er hatte so arbeiten müssen, daß ihm die Tropfen vor der Stirn standen. Ich hatte Erdbeeren mitgenommen, die wollte ich ihm geben, aber er sagte: „Danke, Kleine, ich bin viel zu heiß, um die schönen, saftigen Früchte essen zu dürfen!“ Otto rief sogleich: „Die kannst du mir geben, fürs Brüllen!“

Heute nachmittag fahren wir mit Tante Susanne zu Pastors. Die Kinder dort heißen: Karl, Julie, Minna, Georg und Ina. — Morgen muß ich waschen, ich wollte es heute thun, aber am Sonntag erlaubt Mama das nicht.

Marie.

Neunter Sonntag.

Ich fange wieder ganz in Ordnung an:

Montag. Was war Montag? Früher hätte ich gesagt: „Was war Montag los?“ Das will Herr Flohr nicht haben, er sagt „los“ ist ja ganz überflüssig in dem Satze, und gewöhne dir doch auch die ewigen aber und und ab. Aber das ginge wohl, aber und! — Da habe ich schon wieder aber geschrieben! Ohne die beiden Wörter kann ich nicht gut fertig werden. — Nun noch einmal:

Montag. Etwas ganz Besonderes war Montag nicht. Der Jäger hatte ein Reh geschossen, und wir gingen alle hin, es zu besehen. Als Marie so mitleidig that, lachte ich sie aus, aber im stillen dachte ich: Du kleines, allerliebstes Tier, ich wollte, du sprängest noch umher, über Hecken und Gräben! Es war ein kleiner Bock, und der Jäger hat mir das Geweih versprochen;

ich sagte, „die Hörner," da sagte er: „Sprich doch nicht, als ob du von einer Ziege redetest, ein Rehbock hat keine Hörner." Ebenso sagt er, ein Hase habe keine Ohren, sondern Löffel, darüber lachten wir alle, als über einen guten Spaß, aber Papa meint, das sei ganz wahr, daß es so heiße. Noch weiß ich nicht recht, was ich einmal werden will, vielleicht ein Jäger; etwas Lustiges auf jeden Fall.

Dienstag. An dem Tage geschah recht etwas Schlimmes! Unser wunderschöner Pfau war auf den Wirtschaftshof gelaufen, wo er die Puter mitunter besucht; da sind zwei Fleischerburschen mit einem großen Hunde gekommen, und als der Hund den schönen Pfau sieht, fängt er an, ihn zu jagen. Der konnte rasend laufen und rannte und rannte und wollte sich zu uns in das Haus retten, aber als er soeben die Thür erreicht hat, erwischt der Köter ihn bei seinem prächtigen, wundervollen Schweife und fällt über ihn her. Als sie dem armen Vogel zu Hilfe kamen, war es schon zu spät, er war fast zerrissen. Wir erfuhren es erst später, als der Jäger ihn schon verbunden hatte und waren alle so traurig, Wilhelm, Marie und ich, daß wir nicht frühstücken mochten. Da lag er in seinem Stalle auf einem Heuhaufen, als ob er schon tot sei, und kam uns nicht entgegen wie sonst und wollte auch nicht fressen und hatte ganz kranke Augen. Alle Leute auf dem Hofe

waren traurig und sehr erzürnt über die Burschen, die sich sogleich mit ihrem Köter davongemacht hatten. Hätten sie sie erwischt, ich glaube, sie wären tüchtig durchgeprügelt worden, denn sie sollen den Hund auf das schöne, arme Tier gehetzt haben, nur um einen Spaß zu haben, denn an ein solches Ende dachten sie wohl nicht.

Mittwoch. Der Pfau lebte noch, aber ganz kläglich. Keiner wußte, ob es besser sei, ihn vollends zu töten; wir wollten so gern, er solle am Leben bleiben. Es war ein schöner, bunter Pfau und ein sehr seltener.

Hundertmal am Tage liefen wir hin, und zuletzt guckten wir nur durch die Thürspalte, denn er wurde immer unruhig, wenn jemand in den Stall kam. Er starb am Donnerstag, aber das will ich erst vom Donnerstag erzählen.

Der Gärtner war verdrießlich, weil ihm Erdbeeren abgepflückt waren, und er bestimmt dachte, ich habe es gethan. „Du bist immer so durchtrieben!“ sagte er. Ich war aber ganz unschuldig, und als er immer von neuem behauptete: „Gethan hast du es doch!“ wurde ich ganz wild und furchtbar böse. Darauf ging ich zu Herrn Flohr und sagte es ihm, denn ich dachte, der Gärtner werde mich verklagen.

Herr Flohr sah mich an und fragte: „Also du bist unschuldig?“ — „Ja,“ antwortete ich. — „Weshalb wurdest du denn zornig? Dein eigenes Gefühl mußte

dich ja beruhigen," sagte er. „Ich kann begreifen, daß die wiederholte Anklage dich verdroß, aber du hättest demungeachtet nicht vergessen sollen, daß der Gärtner soviel älter ist als du und dann, daß du wohl nicht jedesmal unschuldig gewesen bist, wenn Früchte vermißt worden sind." Ich wurde ganz rot und schwieg. Nachher ging ich zu dem Gärtner und sagte: „Reimers, seien Sie nicht böse, daß ich so zornig war, aber ich habe die Erdbeeren nicht genommen." Er antwortete: „Ich glaube es auch nicht mehr, aber ein andermal sei nicht so grob." Damit war es vorbei.

Donnerstag. Früh am Morgen starb der arme, schöne Pfau. Wir waren sehr traurig! Nach den Unterrichtsstunden begruben wir ihn ganz dicht neben einem schönen Rosenstrauche, so daß die Rosen über sein kleines Grab reichen.

Marie war gar nicht zu trösten und weinte noch als wir zu Tische gingen. — Wilhelm und ich bekamen an dem Tage eine Schaukel, nur von Stricken und einem Brettchen. Die Schaukel wurde zwischen Bäumen befestigt, zwischen zwei prächtigen Eichen. Wir haben uns sehr darüber gefreut und können uns allein darin schaukeln, stehend oder sitzend. — Auf dem Lande hat man doch sehr viel Vergnügen. Ich weiß selbst nicht, was ich lieber mag, wippen oder schaukeln. Schaukeln ist jetzt noch so neu. Die kleine Marie darf nicht schau-

keln; sie steht immer in der Entfernung, das thut uns dann sehr leid, und wir suchen ihr jedesmal nachher einen Spaß zu machen.

Freitag. Marie sagte immer: „Heute ist Freitag, für den, der keine Schläge kriegt!“ Das hat sie einmal gehört, ich weiß nicht von wem. — Wir fuhren an dem Tage mit den Eltern spazieren, nach einem großen Moore, wo Papa Geschäfte hatte. Der Wagen mußte halten, und während Papa umherging, alles zu besehen, pflückten wir Blumen. Marie sammelte weiße Flockenblumen, denn sie will die kleinen Flocken in eine Bettdecke stecken für ihre Puppe. Wilhelm und ich sammelten Pflanzen, die wir sorgfältig trocknen und dann in ein Buch kleben und neben jede den Namen schreiben wollen, den Herr Flohr uns sagen wird, den lateinischen und den deutschen.

Dicht am Moore wohnt ein ganz ehrlicher Spitzbube, das heißt, ein Mann, der früher einmal im Zuchthause war, weil er gestohlen hatte. Als er zurückkam, wollten die Leute ihn nicht mehr im Dorfe haben, wo er vorher gewohnt hatte und bauten ihm weit weg ein Haus am Moore und gaben ihm ein Stück Land, wo er Korn säen und Kartoffeln pflanzen kann; da wohnt er nun. Wir sahen ihn auch; er sieht ganz aus wie andere Menschen und gar nicht böse, der Mann stiehlt auch jetzt nicht mehr, das hat er sich ganz abgewöhnt.

Sonnabend. An dem Tage bekamen wir Besuch, den wir noch nicht kannten, und zwei Kinder waren auch mit, aber Mädchen und so alt wie Wilhelm und ich. Sie kamen mit ihren Eltern aus Berlin, wo diese ein großes Haus haben, aber gar keinen Garten, und doch sprachen die Mädchen immer von ihrem Garten. Das konnte ich nicht begreifen, und ich fragte und fragte und am Ende kam heraus, daß sie zwei Kasten mit Erde haben, in denen Kartoffeln gepflanzt sind, und das nennen sie ihren Garten; ich mußte so darüber lachen, daß ich fast umgefallen wäre. Herr Flohr, der es hörte, machte mir nachher Vorwürfe und sagte, man müsse niemals darüber lachen, wenn jemand genügsam sei und sein kleines Eigentum liebhabe. Es that mir auch leid, daß ich gelacht habe, denn eben weil wir so viel haben, einen so großen, großen Garten und einen Park, hätte ich das nicht thun sollen. In dem Augenblicke fiel es mir nicht ein. — Sie sagten beim Abschiede zu Marie: „Wenn du uns im Herbst besuchen willst, sollst du Kartoffeln essen aus unserem Garten.“ Ich lachte wieder, denn Herr Flohr hatte noch nicht mit mir darüber gesprochen; ich wollte, ich hätte nicht gelacht.

Als die Fremden fort waren, liefen wir noch in den Garten, und Marie war ganz lustig und sagte: „Stecke doch deine Löffel unter deine Mütze, sie stehen ja ganz vom Kopfe ab.“ Das verdroß mich. „Ich bin kein

Hase," antwortete ich, sie fuhr aber fort zu necken, und ich gab ihr ritsch, ratsch, ein paar tüchtige Klapse, daß sie mörderlich schrie. Sowie es geschehen war, ärgerte ich mich über mich selbst, denn Mama hat uns so oft gesagt: „Eurer kleinen Schwester gegenüber müßt ihr immer galant sein." Na, und galant war das nicht, das weiß ich recht gut, aber warum hörte sie auch nicht auf! Ich kann mich doch nicht immerzu von solch einem kleinen Mädchen necken lassen. Ich, ein Lateiner von einem Mädchen! — Au, au, dachte ich aber, das wird eine schöne Geschichte werden, wenn Papa das hört oder Herr Flohr, da wirst du wohl doppelt oder dreifach soviel Klapse wiederbekommen, als du ausgeteilt hast. Aber ich glaube, Marie dachte dasselbe, denn als wir näher an das Haus kamen, weinte sie nicht mehr. So ist sie immer; sie mag nie, daß wir Verdruß haben, Wilhelm und ich. Später ging ich zu ihr und küßte sie, und sie hakte in meinen Arm ein, und wir gingen miteinander. Eigentlich wollte ich sie dabei auch noch um Verzeihung bitten, aber das wurde mir zu schwer, und da ließ ich es. Ich habe mir aber fest vorgenommen, daß mir nie wieder solche Unart passieren soll. — Vom Sonntag weiß ich noch nichts, denn es ist noch ganz früh am Tage.

Otto.

Zehnter Sonntag.

Otto sagt, er habe den vorigen Sonntag nicht beschrieben, so muß ich doch das thun, denn es war ein sehr lustiger Tag. Wir hatten in der letzten Zeit immer gute Zeugnisse gehabt und sollten dafür eine Belohnung haben. Deshalb hatte uns Papa am Nachmittag eine ganze Anzahl Knaben eingeladen, auch Pastors Karl und Georg, Ernst und Paul Baus und die Söhne von Papas Pächtern, sowie einige Bauernknaben, ganz nette Jungen.

Im Garten unter den Bäumen war ein großer Tisch gedeckt, und auf dem Tische standen zwei große Schüsseln mit Kuchen und eine dritte mit kleinen Weißbroten. Dort tranken wir Kaffee und waren ganz lustig. Nach dem Kaffee spielten wir allerlei Spiele, Räuber und Soldaten, aber zuletzt kam erst das eigentliche Vergnügen, — das war ein Spaß! Papa hatte ein Ring-

reiten für uns veranstaltet! Es war ein Bogen von grünen Zweigen errichtet, und in der Mitte desselben hing der Ring. Wir bekamen jeder eine kleine Lanze mit einer Fahne, und nun wurden zwei gesattelte Esel vorgeführt, und die beiden, an denen die Reihe war, setzten sich auf und galoppierten hintereinander her. Dabei wurde abgezählt, die Knaben aber nannten das nicht abzählen, sondern abmähen und sagten so:

„Mit Pulver und mit Schrot,
Schießt man die Soldaten tot,
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!"

Wo das Wort frei hinfiel, der durfte zuerst reiten, und es ward jedesmal zweimal abgezählt oder abgemäht, weil zwei Esel da waren.

Aber mit den Eseln, das war ein Spaß! Der Reiter mußte im Galopp oder Carriere durch den Bogen reiten und dabei mit der Lanze den Ring berühren. Jedoch anfangs besonders wollten die Esel durchaus nicht und warfen uns ab, daß der Staub umherflog. Nachher ging es besser, und auch die Esel waren vernünftiger, aber einige konnten nicht reiten. Wir amüsierten uns mehrere Stunden damit ganz prächtig. Für die, welche den Ring trafen, war ein Preis angesetzt bei jedem Reiten. Der beste Gewinn war ein Schachspiel, außerdem waren noch Bücher, Bilder, Peitschen, Gläser, Stöcke,

Taschenmesser, eine Büchse mit Buntstiften, und Vorzeichnungen zu gewinnen. Ich gewann ein Glas.

Es war wunderschönes Wetter, und wir bekamen auch im Freien unser Abendessen: Erdbeeren, Milch, Kuchen und Butterbrot. So vergnügt waren wir alle lange nicht gewesen! Marie verteilte die Preise, weil sie doch nicht mitreiten konnte. Um die Preise, welche beim Ringreiten nicht gewonnen wurden, liefen wir nach dem Ziele, oder schlugen Ball; der Schnellste und Geschickteste gewann. Otto gewann vier Preise. Das Schachspiel bekam Günther von Wilnowsky aus Schwanenholm.

Unser Gottlieb hat mich sehr lieb und wollte immer, ich sollte gewinnen. „Willichen," rief er mir zu, „du bist ja sonst ein ganzer Bursche, so sei doch auch jetzt keine Schlafmütze und reite darauf zu!" Ja, er hatte gut sagen, der Esel wollte aber nicht wie ich und warf mich in den Sand. Hernach gelang ihm das aber nicht mehr und ich gewann das Glas und schenkte es Gottlieb, da Papa nichts dawider hatte.

In der Woche fiel noch mancherlei vor; einiges war nicht sehr angenehm. Ich drehte beim Aufziehen die Kette an meiner Uhr ab, und das wird mir nun ganz gewiß viel Geld kosten, und überdies wurde Papa verdrießlich über meine Ungeschicklichkeit. Unser kleiner Hund Männe biß ein kleines Hühnchen tot und fraß

einen von Maries Handschuhen auf. Eine Schürze hatte er ihr schon früher zerrissen, aber doch nicht aufgefressen. Herr Flohr war sehr ärgerlich und sagte: Das ist ein rechter kleiner Satan!“ Wir versteckten Männe, damit er nur gar niemand vor Augen kam, denn ich glaube, er wäre abgeschafft worden. Otto sagte: „Ich habe den Hund so lieb, als ob er mein Sohn wäre.“ So lieb haben Marie und ich ihn aber auch. Am Donnerstag war Himmelfahrtstag, da besuchten uns Onkel Konrad und die Vettern.

Tante Susanne ist mit ihrem Brunnen fertig, aber Marie trinkt des Morgens Ziegenmilch. Wir stehen um sechs Uhr auf, und Otto und ich begleiten Marie zu der Frau, welche die Ziege hat; sie trinkt eine Tasse voll, und dann gehen wir spazieren. Gewöhnlich pflücken wir Blumen auf dem Wege, gestern fanden wir schon Vergißmeinnicht, und brachten sie Mama und Tante Susanne. Am Sonntag Morgen gehen wir stets mit Tante Susanne spazieren, und am letzten erzählte sie uns eine kleine Geschichte, sehr hübsch, aber doch traurig.

Die Geschichte handelte von einer mit Großmama befreundeten Dame, deren Mann ein Naturforscher gewesen war. Sie war ihm nach Ostindien gefolgt, wo er allerlei hatte erforschen wollen. Alle Gefahren und Mühseligkeiten hatte sie mit ihm geteilt und über dreihundert Meilen zu Pferde zurückgelegt; einmal war

sie sogar auf einem Elefanten durch den Ganges geschwommen, denn das thun diese Tiere und sind dazu abgerichtet. Nun kommt das Traurige! Einige Jahre waren sie dort gewesen, da wollte der Naturforscher noch weiter vordringen und ließ sich durch ein Schiff bis an eine, ihm noch fremde Küste bringen. Das Schiff warf Anker, und der Naturforscher bestieg ein Boot, welches an das Land ruderte. Kaum aber waren sie in der Nähe des Ufers, da eilten die Eingeborenen herbei und schossen den Mann mit Pfeilen tot und vor den Augen seiner Frau, die sich auf dem Schiffe befand. Das war doch gewiß sehr traurig! — Die Frau ist wieder nach Europa zurückgekehrt, und Tante Susanne hat sie oft gesehen.

Nun muß ich schließen, denn wir sollen zur Kirche fahren, und heute wird über den Fischzug des Petrus gepredigt, das wissen wir schon, nun wollen wir recht achtgeben.

Wilhelm.

Elfter Sonntag.

Jetzt komme ich wieder mit meinen Tagen anmarschiert, aber die anderen kehren sich nicht daran und schreiben alles durcheinander. Wilhelm sagte: „Ich bin ja doch der älteste und kann dir doch nichts nachmachen.“ Das sehe ich nicht ein; wenn es etwas Gutes ist, so thun die Jahre nichts dazu. Vom Sonntag, der mir eigentlich gar nicht zukommt, will ich nur sagen, daß die Predigt sehr schön war, Wilhelm und ich fanden es wenigstens.

Der Herr Pastor predigte von Petri Fischzug und dann von verlorenen Stunden. Er sagte, wir Menschen rechneten viele Stunden für verloren, die es vor Gott nicht wären, denn wenn wir das Gute wollten und thätig und fleißig wären, und uns dann alles auch nicht so gelänge, so könnten wir uns völlig dabei beruhigen. Viele dächten auch, die Stunden wären verloren, die

sie in Krankheit und Schwachheit zubrächten, aber dem sei nicht so, denn in solchen Tagen könnten sie durch Geduld und Ergebung als Beispiel für andere dienen und kämen Gott näher. Petrus habe die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen und die Stunden für verloren angesehen, da aber habe er den Herrn gefunden und die Wahrheit und das Leben. — Er sagte noch vieles mehr, was sich schon auf das Pfingstfest bezog, aber Herr Flohr ist immer zufrieden, wenn ich nur einiges behalte.

Montag. Montag war ein ganz gewöhnlicher Tag, an dem nichts Besonderes vorfiel, nur daß ich einige Schläge bekam, weil ich, wie Herr Flohr sagte, Maulaffen feilhatte und nicht achtgab beim Lernen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber nachdem ging es sehr gut; in der Geographie kutschierte ich freilich auf der Karte etwas verkehrt umher, aber ich fand mich doch bald wieder zurecht. Ich lieferte einen kleinen Feldzug in Spanien, der eigentlich nach Italien gehörte. Wilhelm stieß mich mit dem Fuße an, da merkte ich es und besann mich. Das war noch ein Glück! — Den ganzen Tag wollte es nicht recht gehen, auch beim Spiele nicht; ich merkte eigentlich wohl, daß ich schuld war, aber ich konnte anfangen, was ich wollte, es fiel immer verkehrt aus. Ich war nur froh, als der Tag vorbei war, und ich zu Bett gehen konnte.

Dienstag. Ah ha! Das war ein ganz anderer Tag; ich war kreuzfidel und lernte wie am Schnürchen. Herr Flohr sah mich an und fragte: „Weshalb geht es denn heute?“ Das wußte ich selbst nicht und sagte: „Ich weiß nicht, aber guten Willen hatte ich gestern auch, ich konnte aber gar nicht.“

„Aber guten Willen, aber gar nicht,“ antwortete Herr Flohr und lachte. „Du bist ein rechter Herr von Aber! Aberst du denn auch soviel in deinem Tagebuche?“ — Das wußte ich nicht recht, ich sagte aber — ach, schon wieder aber! — daß ich es glaube. Ja, „aber“, das ist ein Wort, wenn man mir das nähme, würde ich gar nicht schreiben können. — Besonderes fiel an dem Tage nicht vor, doch waren wir alle sehr vergnügt. Wilhelm fängt auch wieder an, Freude an seinen neuen Tauben zu haben, die ihn auch schon kennen; wenn er pfeift, kommen sie sogleich angeflogen.

Über Marie mußte ich doch lachen. Papa sagte im Laufe des Tages zu mir: „Du bist ein rechter Windkutscher!“ Das verstand sie nicht. „Was heißt das?“ fragte sie. „Windkutscher ist ein Mensch, der sehr viel weiß und viel gelernt hat,“ antwortete ich im Scherze. Recht wollte sie das nicht glauben, da ich aber sehr ernsthaft blieb, wurde sie ganz nachdenklich und sagte: „Das hat Papa von dir gesagt? Das hätte ich nicht geglaubt!“

Mittwoch. Mit Mama und Tante Susanne einen schönen Spaziergang gemacht. Weil Mama die Wiesen so liebt, lagerten wir uns an dem Rande der einen. Tante Susanne hatte über einen hier liegenden Grashaufen ihr Tuch gebreitet und sich darauf gesetzt. „Seht ihr, ich sitze auf dem Throne, deshalb bin ich eine über euch sehr hoch erhabene Persönlichkeit und bitte mir aus, daß ihr mich respektiert!“ rief sie. Sie nannte Wilhelm und mich, „das Regiment Heuschober“ und Marie, „das Regiment Blümlein“ und kommandierte uns fortwährend. Bald war ihr der Grasthron zu hoch, bald zu niedrig, bald mußten wir sie mit Zweigen gegen die Sonne schützen, die eigentlich gar nicht schien, bald wollte sie nach Hause, und wir mußten flehen und bitten, damit sie nur blieb. So macht sie es immer, stets hat sie Schelmereien im Kopfe und nennt mich gewöhnlich „Herr Rackero“, was mir gar nicht gefällt.

Plötzlich sagte Tante, daß sie Hunger habe, und wir ihr etwas zu essen schaffen sollten. „Ja, Tante, aber woher denn?“ fragten wir. Da schalt sie: „Und das erwidern die Regimenter mir, ihrer Königin? Ei, da sind denn doch die Hasen ganz andere Geister als ihr, sie haben auch sicher schon etwas für mich in Bereitschaft. Darum: Marsch! Untersucht einmal das Erlengebüsch dort drüben, denn von da weht ein merkwürdiger Duft von Hasenbrot herüber!“

Wir stürzten lachend auf den Erlenbusch zu, ich fiel dabei noch der Länge nach über Marie, und richtig, da lag ein in weißes Papier gehülltes Paket, aus welchem beim Öffnen eine Portion Butterbrote und kleine Kuchen zum Vorscheine kamen. „Hurra, Hasenbrot!" riefen wir jubelnd und brachten das Paket Tante Susanne, die seinen Inhalt unter uns verteilte. Dann sagte sie: „Und nun setzt euch um meinen Thron her, denn ich will eine Geschichte erzählen, und zwar:

Das kleine Märchen von den Grashalmen.

Eine einzige Fee hat bei allen Grashalmen Gevatter gestanden; das glaubt ihr nun vielleicht nicht, aber es ist doch wahr, und es war ein rechtes Glück, daß sie die Paten einer Fee waren, denn als sie zuerst auf der Erde erschienen, sahen sie braun, gelb, grau und unansehnlich aus und wagten sich zwischen aller Frühlingspracht nicht recht hervor. Die Fee sprach jedoch: „Ihr kleinen Hälmchen seid unbesorgt, ihr seid alle meine Kinder, und ich will euch kleiden."

Kleider für so viele Kinder! Die wären in hunderttausend Koffern nicht zu versenden gewesen, aber die Fee schickte sie durch einen prächtigen Frühlingsregen, und als der auf die Erde fiel, hatten die Gräserchen alle schöne, grüne Kleider, so schön und so leuchtend, daß man fast die Bäume und die Blumen vergaß und

nur auf die Gräser sah, welche so niedrig am Boden standen und doch weithin schienen im Sonnenscheine.

Jetzt waren die kleinen Halme sehr glücklich, zumal als die Fee ihnen im Tau funkelnde Juwelen sandte, mit denen sie sich schmückten, und die ihnen als Spiegel dienten. Dieser Spiegel war jedoch ein rechtes Unglück für sie, denn sie betrachteten ihr glänzendes Kleid wieder und wieder darin und hörten auf, bescheiden zu sein, machten sich breit und reckten die Häupter empor, wodurch sie aber sehr an Schönheit verloren.

Je höher die Gräser ihre Häupter emporreckten, um so weniger wurden sie von den Menschen beachtet, denn ihr Kleid hatte die Flecke der Eitelkeit und des Hochmuts bekommen, und als nun zuletzt ihr Haarwuchs immer heller wurde — die Gräser nennen nämlich Haare, was wir Menschen Grassamen nennen, — da wurden sie sehr traurig. „Wenn die Fee uns nur ein Kleid geben konnte," sprachen sie, „da hätte sie uns lieber keines geben sollen. In einem Kleide kann man nicht schön bleiben; unser Kleid sieht graubraun und unansehnlich aus, und unser Haar ist grau geworden, was sollen wir auf der Erde?" Als die Fee solches hörte, ergrimmte sie sehr und sandte Männer mit scharfen Sensen, die mußten die Gräser am Boden abmähen, „denn," sprach sie, „ihr seid ein undankbares Geschlecht, und die Kühe und Pferde sollen euch auffressen!"

Mit den Gräsern ging es jedoch recht, wie mit verzogenen Kindern. Als im nächsten Frühling wieder neue aus der Erde hervorkamen, schenkte die Fee ihnen abermals das prachtvolle, grüne Kleid, und die Gräser spiegelten sich wieder in ihren Juwelen und machten sich breit, und alles ging wie zuvor; sie wurden abgemäht, und die Kühe, die Schafe und Pferde fraßen sie. So aber ist es schon lange gegangen und wird wohl auch so fortgehen, denn die Fee ist eine nachsichtige Mutter, die immer wieder giebt und vergiebt und immer von neuem wieder straft.

Tante Susanne hat uns das kleine Märchen aufgeschrieben, und ich habe es abgeschrieben.

Als Tante erzählt hatte, sagte Mama: „Ich kenne auch ein Märchen von den Grashalmen, aber das endet ganz anders." „O," fragten wir, „wie denn? Wie denn?" — „Ja, das erzähle ich morgen, wenn es schönes Wetter ist; dann kommen wir wieder und sehen, wie das Gras abgemäht wird, und ihr hört das kleine Märchen von den Grashalmen!" versprach Mama.

Donnerstag. Wir hatten Mama um Pfannenkuchen gebeten, die kamen auch und zwar, wie man sie sich nicht schöner und delikater denken kann, und auch recht viel Mus darin, denn das ist doch die Hauptsache daran. Wenn man sich so einen recht schönen braunen, mit recht vielem Zucker ausgesucht hat und beißt herzhaft hinein,

und es ist dann gar kein Mus darin, na, dann ist der Spaß vorbei. Als sie auf den Tisch kamen, sagte Tante Susanne: „Ah ha! das ist mein Lieblingsgericht; die werde ich wohl alle allein aufessen!“ Wilhelm und ich lachten, Marie auch, aber doch ein wenig ängstlich. Papa mag keine Pfannenkuchen und sagte: „Ein andermal werde ich doch bitten, daß ihr den Küchenzettel nicht machen dürft.“ Wir waren nur froh, sie einmal erwischt zu haben.

Nachmittags prächtiges Wetter, deshalb auch Spaziergang mit Hasenbrot, aber diesmal ohne kleine Kuchen; weiter, das uns von Mama versprochene Märchen, — ich habe es sehr gut behalten, ohne Aufschreiben.

Soeben kommt Marie angerannt, ganz erhitzt und sagt: „Otto, Otto, du schreibst, und das ist ja mein Sonntag, ich komme nach Wilhelm!“ Meinetwegen, dann kann sie das Märchen schreiben; ich sah das Tagebuch liegen und setzte mich hin und schrieb und dachte gar nicht weiter daran. Aber die Tage müssen doch in aller Kürze zu Ende.

Freitag. Es war ein Mann hier, der Schweine kaufte, besonders Ferkel. Wir gingen mit auf den Schweinehof und lachten über die alten, grunzenden und über die jungen, quiekenden Schweine. Leider hatte es geregnet, und Marie glitt aus und fiel recht in den Schmutz. Das war gar nicht sehr angenehm für sie,

ich aber mußte furchtbar lachen, wie sie so betrübt und schmutzig dastand. „Aber, Kleinchen," sagte ich, „das ist ja ein kurioser Geschmack; wenn du durchaus fallen willst, suche dir doch wenigstens einen anderen Platz aus als gerade den Schweinehof!" Sie mußte anders angezogen werden, vom Kopf bis zu den Füßen und geseift und gewaschen werden. Tante Susanne ging den ganzen Tag um Marie herum und hielt ihr Taschentuch vor die Nase, aber nur zum Spaße.

Sonnabend. Kuchenbacken! Frau Hermann, Albertine, Marianne und auch die Mädchen drüben im Wirtschaftshause hatten alle ganz mehlige Gesichter und Kleider. Als der Unterricht zu Ende war, roch es schon im ganzen Hause sehr schön nach frischem Kuchen, und als wir hinab in die Küche und in die Vorratsstube kamen, gab Frau Hermann jedem von uns ein großes Stück. Er ist vorzüglich geraten.

Wir hatten schon gemerkt, daß Besuch erwartet wurde, aber weder die Eltern, noch Herr Flohr oder Tante Susanne verrieten uns, wer kommt. Tante sagte auf unsere Frage entweder: „Der Schah von Persien" oder: „Der Kaiser von China."

Nachmittags, als wir gerade Gottlieb halfen, einen Wagen voll Maien abladen, hieß es auf einmal: „Wer mit nach der Bahnstation fahren will, der sei in einer Viertelstunde zur Ausfahrt angekleidet. Flink wie der

Blitz nun Gesicht und Hände gewaschen und in unsere blauen Sonntagsanzüge gefahren, andere Stiefel angezogen, reinen Kragen umgeknöpft, dito Taschentuch genommen, Hut und Handschuhe, und fertig waren wir, noch ehe Gottlieb angespannt hatte, dabei hatte ich noch Wilhelm den Schlips binden müssen, weil der nie richtig damit zustande kommt. Wir waren schrecklich neugierig auf den Besuch, und wer war der? — Großmama! —

Gestern bin ich nicht fertig geworden mit meiner Woche, weil nachmittags Onkel und Tante Geheimerat mit Günther und Erna kamen; deshalb habe ich heute vormittag noch geschrieben. Aber nun kann ich nicht mehr, denn ich will doch auch den zweiten Pfingsttag ein bißchen genießen.

Zum Nachtische giebt es heute Erdbeereis mit kleinen Kuchen, das habe ich ausspioniert.

Otto.

Zwölfter Sonntag.

Otto hat mir alles vorweg geschrieben und hat gar nicht bedacht, daß mein Sonntag war. Nun soll ich das kleine Märchen schreiben, welches die liebe Mama uns erzählte, und sie hat es mir aufgeschrieben.

Die Geschichte von den Gräsern.

Ein guter Geist hat die Gräser unter seinen Schutz genommen; ihm verdanken sie das lichte, grüne Kleid, welches er ihnen, besonders am Morgen, mit Perlen und Brillanten so schön zu schmücken pflegt, daß, wer es sieht, staunend stillsteht und die zaubervolle Pracht bewundert.

Den Gräsern ergeht es wie den Menschen, sie haben eine Kindheit, eine Jugend und das Alter, als das Ende von allem. Solange die Grashalme Kinder sind und jung sind, erfreut ihr Anblick; sie schmücken die

Erde, sind fröhlich und guter Dinge und flüstern leise und anmutig miteinander. Zwischen ihnen sprossen Blumen und Kräuter hervor, und die sind der Garten der Käfer, der Mücken, Fliegen, Schmetterlinge, Libellen und gar vieler anderen Insekten. Überall in diesem Garten ist Leben; kleine schöne, rote und grüne Käfer schaukeln sich auf den Halmen und den feinen Blütenstengeln, und selbst der schwerfällige Frosch hüpft mit aufgesperrtem Maule munter zwischen diesen Herrlichkeiten umher. Allenthalben ist Duft, Freude und Anmut.

So geht es zu in jenem Garten, solange die Gräser Kinder und sehr jung sind. Sobald sie älter werden, höher und breiter, kleiden die Perlen und Juwelen sie nicht mehr so, sondern hängen schwerfällig an ihnen hernieder; die Halme beugen ihre sorgenschweren Häupter gegeneinander, und aus dem leisen Gekose wird ein vernehmliches Rauschen. Für die Käfer und Insekten sind sie jetzt gleich Urwäldern, in denen jene sich verlieren und nicht durchzudringen vermögen. Die Jugendpracht ist dahin, das Alter ist gekommen.

Da rufen die Grashalme den guten Geist an, der sie beschützt und sprechen: „Wir waren schön und jung und wie der Garten der Erde, aber jetzt, da wir verständiger geworden sind, möchten wir auch Nutzen schaffen, gleich den Menschen um uns her, durch welche so vieles geschieht, während wir müßig dastehen.“

Der gute Geist spricht: „Euer Wunsch soll erfüllet werden; die Menschen haben die Jugend und das Alter, aber auch den Tod, auch ihr sollt sterben und durch euern Tod nützlich werden.“ Und auf seinen Ruf erscheinen die Schnitter, und die Gräser beugen willig ihre Häupter unter der Sense, der Verheißung gedenkend: „Durch euern Tod sollt ihr nützen.“

* * *

Als Mama fertig war, fragte sie: „Nun, was sagt ihr zu meinem kleinen Märchen?“ Otto und Wilhelm sagten: „Ach, das ist hübsch!“ Ich sagte aber: „O, Mama, das ist ja gar nicht lustig, der Frosch darin ist ein bißchen spaßhaft, aber sonst kann man gar nicht darüber lachen.“ „Nun,“ antwortete Mama, „da werde ich wohl nächstens ein lustiges Geschichtchen für meine Kleine erzählen müssen.“ Da riefen wir alle drei: „Ja, ja, Mama, aber recht lustig! — Recht tüchtig lustig!“

Meine Puppenwäsche ist sehr schön weiß geworden; ich habe sie aber auch gebleicht. Zu Weihnachten bekam ich zwei kleine Waschfässer, zwei Eimer und eine Gießkanne, einen Korb zu Wäsche, eine Leine, einen Beutel mit kleinen Wäscheklammern, ein kleines Plättbrett und ein Plätteisen mit zwei Stahlen, die man richtig glühend machen kann. Seitdem wasche ich alle Puppenwäsche selbst, und Tante Susanne sagt, sie ist so weiß, daß sie ordentlich blendet. Wenn die Wäsche geplättet ist,

so räume ich sie in meinen kleinen Schrank und in die Kommode ein, jede Puppe hat darin ihr bestimmtes Fach. Ich will das auch immer recht in Ordnung halten.

Die Brüder und ich wußten gar nichts davon, daß Großmama zu Pfingsten kommen würde. Mama und Tante Susanne hatten uns nur gesagt, daß die Schwanenholmer zum ersten Festtage eingeladen wären, auch Erna mit ihren beiden Puppen. Ich hatte meine Kinder sehr schön geputzt und am Sonnabend auch einen Kuchen für sie gebacken. Frau Hermann hatte mir den Teig in meine kleine Kuchenform gefüllt, und ich hatte dann den Kuchen mit Rosinen belegt, und nachdem er gebacken war, wurde noch ganz dick Zucker darauf gestreut.

Am ersten Festtage nach Tische hatte ich unten im Garten den Kaffeetisch gedeckt und auch den Kuchen darauf gestellt. Tante Susanne hatte mir noch ein so schönes, feines Tortenpapier dazu ausgeschnitten. Aber während ich mit Erna hinauf lief und unsere Puppen holte, da hatte Männe den Kuchen gestohlen, den ganzen Kuchen; wir kamen gerade noch dazu, als er ihn auf dem Rasenplatze verzehrte. Ich schrie so laut auf, daß Mama, Onkel und Tante Geheimerat, Papa und alle herbeikamen. Ach, es war aber auch zu schade um den schönen Kuchen!

Tante Susanne schnitt nun aus einem Stücke Zuckerkuchen zwei kleine Torten und legte die auf meine Kuchenschüssel; das sah auch sehr hübsch aus, und die Puppen haben alles aufgegessen.

Die liebe Großmama bleibt noch vier Tage hier und reist dann nach Bromberg. Tante Susanne reist mit ihr, aber nur auf eine Woche, dann kommt sie wieder.

Jetzt kann ich nicht mehr schreiben, es wird sogleich angerichtet, und ich muß mir noch das Haar bürsten, die Hände waschen und eine weiße Schürze umbinden. Mama ging soeben durch das Zimmer und sagte: „Beeile dich jetzt, daß du fertig wirst, denn du weißt, wer zu spät bei Tische erscheint, bekommt keine Suppe." Ich will mich in acht nehmen!

Marie.

Dreizehnter Sonntag.

Seit wir unser Tagebuch schreiben ist es mir immer, als käme der Sonntag viel schneller heran als früher, und besonders mein Sonntag, denn kaum habe ich geschrieben, so bin ich schon wieder an der Reihe. Ich schreibe ja auch recht gern, aber mitunter thäte ich doch lieber etwas anderes.

Zuerst will ich nur erzählen, was uns alle sehr beschäftigt hat. Hier im Dorfe wohnt eine alte Frau, deren Tochter ist in der Stadt verheiratet, und das älteste Kind derselben, ein kleines Mädchen, hat die Großmutter zu sich genommen, als es ein Jahr alt war. Wir haben das kleine Mädchen fast täglich gesehen, es heißt Annchen und ist sehr niedlich. Die alte Großmutter hat ein kleines, hübsches Haus, und an dem Hause stehen Kirschbäume und Weinreben. Von den Kirschen schenkt sie uns gewöhnlich, und zu der Zeit

wenn sie reifen, geht die Alte oft mit einer Klapper umher und verscheucht die Vögel. So oft wir an dem Garten vorübergehen, klatschen auch wir jedesmal in die Hände, um sie zu verscheuchen, denn wenn sie uns die Kirschen auffressen, das ist uns gar kein Spaß.

Die Großmutter liebte Annchen sehr, aber jetzt war sie vier Jahre alt, und ihre Mutter wollte sie zurück haben. Als das Kind das hörte, sagte es immer ganz fest: „Großmutter, ich bleibe bei dir, ich will bei niemand sonst sein.“ Nun sagten ihm alle Menschen: „Du mußt doch zu deiner Mutter, es ist ja deine Mutter.“ Annchen antwortete aber stets: „Ich bleibe bei meiner Großmutter!“ Sie kannte ihre Mutter auch kaum.

Endlich wurde doch Ernst gemacht, die kleine Anna weinte zwar sehr, aber das half nicht; die Großmutter zog vor vier Tagen ihre besten Kleider an, und das Kind putzte sie auch und setzte sich mit diesem auf einen Kornwagen, der nach der Stadt fuhr. Das Kind saß auf einem Sacke und sagte kein Wort, es weinte nur und guckte umher.

Als sie in der Stadt ankamen, stiegen sie vom Wagen, und die Großmutter ging mit Annchen zu deren Mutter, die sehr freundlich war und dem Kinde eine Semmel schenkte. Spät am Abend ging die Großmutter fort; sie nahm beim Abschiede Annchen in ihre Arme, und die sagte ganz leise: „Großmutter, passe du auf,

ich komme wieder!“ Die Großmutter dachte: „Ach, du armes Ding, wir beide kommen sobald nicht wieder zusammen.“ Das thaten sie aber doch.

Am folgenden Tage ging alles gut, bis zum Nachmittag, da mußte die Mutter ausgehen und hieß das Kind, so lange vor der Hausthüre spielen. Als sie wiederkam, war Annchen fort; sie rief, sie fragte, sie lief zu den Nachbarn umher, aber Annchen war fort. Kein Mensch wußte, wo sie sein könne, und am Ende dachte die Mutter, das Kind könne gestohlen sein und ging zum Polizeimeister und erzählte ihm alles, und der schickte auch aus, das Kind suchen zu lassen, aber keiner fand es.

Die Mutter weinte die ganze Nacht; ihr Mann, ein Zimmermann, war auf einige Wochen in einer anderen Stadt auf Arbeit, sie war ganz allein und wußte nicht, was sie anfangen sollte.

Endlich, am folgenden Morgen, trat die Großmutter in die Stube und hatte Annchen an ihrer Hand. Das arme, kleine Ding hatte sich, sobald die Mutter fortgegangen war, sogleich auf den Weg gemacht und den rechten Weg durch die Stadt auch glücklich gefunden. Auf der Landstraße war sie fortgelaufen auf ihren kleinen Füßen, eine große Strecke; da war ein starker Regen gekommen, und das Kind hatte sich in einen Graben verkrochen, um sich zu schützen.

Der Regen hörte gar nicht auf, und es wurde dunkel; da weinte und wimmerte Annchen in ihrem Graben und ein Bauer aus Blumenthal, der vorüberfuhr, hörte das, stieg ab und fand das Kind. Er kannte Annchen und brachte sie zu der Großmutter zurück, die ganz erschrocken war, weil sie dachte, ihre Tochter werde sich sehr um das kleine Mädchen ängstigen, was die ja auch gethan hatte.

Am folgenden Morgen weckte sie das Kind und sagte: „Wir müssen doch wieder zur Stadt!“ Annchen weinte, aber sie sagte nichts und ließ sich ruhig anziehen und ging dann mit der Großmutter. Als sie bei der Mutter ankamen und Annchen diese und die Großmutter weinen sah, da war sie ganz still und nachdenklich, und als gegen Abend die Großmutter wieder heimkehren wollte, rief das Kind: „Großmutter, bleibe doch, du sollst auch mein kleines Bett haben!“ Da sagte auch die Mutter: „Bleibe doch bei uns, das Kind kann nicht ohne dich leben.“ Und nun will die alte Frau ihr Häuschen und ihren Garten verkaufen und zu ihrer Tochter und zu Annchen in die Stadt ziehen. Weil das Haus ganz nahe bei der Schäferei liegt, wird Papa es kaufen; ei, da bekommen wir doch auch noch weiter von den Kirschen. Annchen ist bei der Mutter und wartet auf die Großmutter.

Gestern war hier ein fremder Herr, der sah zu, als ich meine Tauben fütterte. Die alten sind es nicht, aber ich habe sie doch lieb, nur nicht so sehr, wie ich die hatte. Herr Roß, so hieß der Herr, sagte: „Höre, Kleiner, wenn man rechtes Glück mit Tauben haben will, da muß man ein Paar kaufen, eins sich schenken lassen, und eins stehlen.“

„Da werde ich wohl kein Glück damit haben,“ sagte ich, „denn stehlen thue ich nicht.“ Er lachte und antwortete: „Das glaube ich dir gern, denn du siehst aus, wie ein kleiner, braver Bursche.“ Nun sagte er mir noch vieles über die Fütterung, und wie man Tauben behandeln müsse, und wir wurden sehr gute Freunde.

Herr Roß ist ein sehr spaßhafter Mann; Marie hatte Besuch von einem kleinen Mädchen aus Königsberg, das Fanny heißt, und die beiden wollten gern wippen, konnten aber nicht damit zustande kommen, und da sagte Herr Roß zu mir: „Nun, so mache doch einmal den angenehmen Sappermenter und hilf ihnen!“ Darüber lachten die kleinen Mädchen so ungeheuer, daß sie fast umgefallen wären. Ich lachte auch, sagte aber hernach: „Ihr dürft mich aber nicht Sappermenter nennen, denn von euch leide ich es nicht.“ Hätte ich das nicht gesagt, so wäre kein Aufhören gewesen. Ein Glück nur, daß Tante Susanne es nicht gehört hat.

Mit Otto und mir trieb Herr Roß allerlei Turnkünste und war besonders zufrieden mit Otto, weil der so wagehalsig ist. Das bin ich nicht so sehr, aber ich falle auch nicht so oft wie er.

Wenn wir mit Herrn Flohr spazierengehen, botanisiert er mit uns, das macht uns große Freude. Papa hat uns Blechkapseln geschenkt, darin sammeln wir die Pflanzen und zu Hause legen wir sie auseinander zwischen Löschpapier und pressen sie, erst ganz sanft, dann aber immer fester und fester von Tag zu Tag, und alle vierundzwanzig Stunden müssen sie mit einer kleinen Zange behutsam umgelegt werden, sonst bleiben die Farben nicht hübsch. Das ist viel Arbeit, aber es freut uns doch. Tante Susanne nennt es immer unsere Heusammlung.

Heute morgen waren wir in der Kirche, und der Herr Pastor predigte über das Kapitel von dem Jüngling zu Nain; das war erst so sehr traurig, aber nachher, als unser Herr Jesus dazukam, endete alles so herrlich. — Der Herr Pastor sagte: „Mit Gott endet alles gut, und wo Er nicht sichtlich hilft, da hilft Er dennoch, denn Er beruhigt unsere Herzen.“ Das verstand ich alles.

Nun thun mir förmlich die Finger weh, so lange habe ich geschrieben, jetzt höre ich aber auf, denn Mama will nachmittag mit uns ausfahren.

Wilhelm.

Vierzehnter Sonntag.

Heute muß ich nun wieder schreiben, damit alles wieder in Ordnung kommt. Daß es das jetzt schon ein paarmal nicht gewesen ist, daran war Otto schuld, aber der ist auch recht ein Sausewind und sieht und hört nicht, wenn er in der Fahrt ist. Ich habe so viel zu thun und eigentlich gar keine Zeit übrig, wenn ich das aber sage, will er sich totlachen. Die Jungen meinen immer, daß das allein wichtig sei, was sie thun; was ich zu thun habe, ist aber doch auch wichtig.

Tante Susanne hat uns gestern wieder eine Schnurre erzählt und eine recht schnurrige. Sie lautete: „Der Schwan wollte einmal ein Gastmahl geben, und alles war dazu vorgerichtet, aber sein Diener, der Frosch, hatte alle Einladungskarten, bis auf eine, verkehrt abgegeben, und als der Schwan sanft am Ufer des Teiches umherschwamm und seinen schönen Hals hin und her bog,

um nach seinen Gästen auszusehen, da erschienen, zu seinem Schrecken, der Kuckuck, die Schwalbe, die Nachtigall, die Bachstelze, der Sperling und die Ente. Nur die Ente war erwartet; was sollte er mit den übrigen Gästen anfangen, die für das Wasser gar nicht taugten?

Die Ente watschelte voran, plumpte ins Wasser und flüsterte dem Schwan zu: „Aber, Herr Gevatter, was haben Sie für Gäste gebeten? Was sollen die auf dem Wasser?“ „Liebste,“ entgegnete der Schwan, „ich sage mit Ihnen, was sollen die auf dem Wasser? Ich glaube, der Kerl, der Frosch, hat den Verstand verloren, aber jetzt nur munter ans Land, da kann nichts anderes helfen, denn diese verehrten Herren und Damen ertrinken sämtlich, wenn wir nicht zu ihnen gehen.“

„Gehen?“ sagte die Ente und kniff die Augen verdrießlich zu; beide stiegen aber an das Land, und der Schwan bewillkommnete seine Gäste sehr höflich, nachdem er dem Frosch ganz heimlich gesagt hatte: „Du Schlingel, wen hast du mir da gebeten? Sorge jetzt nur für Würmer und Käfer, denn anderes speisen diese Herrschaften ja nicht.“

Dem Schwan kam das Gehen sehr sauer an, er fand es deshalb unmäßig heiß und schlug vor, man möge sich zu einem schattigen Plätzchen verfügen. Er und die Ente trabten nebeneinander, und anfangs gingen die Gäste nebenher, bald aber siegte die alte Gewohn-

heit, und sie hüpften zuerst, dann flatterten und flogen sie nach allen Seiten hin.

„Wo sind sie denn alle?“ fragte die erstaunte Ente, die sich mit ihrem Freunde allein sah. „Das mag der Kuckuck wissen,“ erwiderte der Schwan verdrießlich; der Kuckuck aber, der seinen Namen gehört, flog herbei und sagte höflich: „Aufzuwarten, da bin ich, was befehlen Sie?“

„O, gar nichts,“ antwortete der Schwan, „ich wünschte nur zu wissen, was aus meinen lieben Gästen geworden ist?“

„Das kann ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen,“ sagte der Kuckuck, „ich habe sie soeben alle gesehen. Der Herr Sperling sitzt auf einem Zweige und sperrt den Schnabel auf, weil das Fräulein Nachtigall, hoch oben in einer Birke, ganz himmlisch singt; Frau Schwalbe fliegt über den Teich hin und scherzt mit den Insekten, die sie mitunter, aber gewiß nur aus Versehen, hinunterschluckt. Madame Bachstelze hüpft unter den Büschen umher, so daß ich eigentlich nicht zu sagen weiß, wo sie sich jetzt befindet, aber wenn Sie erlauben, werde ich einmal nachsehen.“

Damit flog der Kuckuck fort, und der Schwan und die Ente sahen einander höchst kläglich an. „Was soll daraus werden?“ fragte die Ente. „Das will ich Ihnen sagen,“ antwortete der Schwan und plumpte mit einem

Satze in das Wasser, „die Gesellschaft hat uns im Stich gelassen, jetzt thun wir dasselbe. Jeder in seinem Elemente!“ Und damit hob er seinen schlanken Hals stolz in die Höhe und schwamm majestätisch fort. Die gute Ente sah die Sache etwas bedenklich an, dann aber purzelte auch sie vom Ufer in das Wasser hinab und folgte ihrem Freunde, der sie in das Schilf geleitete, wo beide sehr gemütlich zu Abend aßen. Wenn seit der Zeit Wirt und Gäste nicht zueinander passen, sagt man stets: „Der Schwan hat Gäste geladen.“

Die kleine Geschichte belustigte uns sehr, und ich sagte: „Tante, schade, daß die Geschichte schon aus ist; ich hätte so gern noch etwas von dem kleinen Schelme, dem Frosche, gehört, der hat doch gewiß die ganze Verwirrung nur aus Neckerei angerichtet. Es muß zu hübsch ausgesehen haben, wie der Schwan und die Ente wieder in das Wasser plumpten, die waren gewiß sehr froh, daß sie nicht mehr zu gehen brauchten. Tante, es ist mir, als ob ich alle die Tiere sehe und sie sprechen höre!“ Sie küßte mich und antwortete: „Das mag ich gern, daß du dir, wenn ich erzähle, alles recht vorstellen kannst.“

So, nun höre ich auf, Otto kann mehr schreiben, wenn er Lust hat. Ich glaube, die Schnurre hätte er nicht so gut wiedererzählt, denn es schien mir, als ob er nicht so recht aufpaßte, als Tante Susanne sie er-

zählte. Aus so kleinen, gemütlichen Erzählungen macht er sich nicht viel; dazu ist er viel zu wild, und er hört lieber Geschichten, wo recht viel getobt und gelacht wird. Am allerliebsten liest er Geschichten, die in Amerika, Afrika oder Australien spielen, wo noch die wilden Menschen sind; ich mag das nun gar nicht hören, denn man muß sich dabei fortwährend ängstigen, daß sich die Wilden gegenseitig totschießen oder totschlagen, und das ist gräßlich. Auch beim Spiele geht es Otto nie toll genug zu; ein hübsches Gesellschaftsspiel ist ihm immer bald langweilig, aber: Katze und Maus, Räuber, Deserteur oder Indianer, das sind seine Hauptspiele, dabei brüllt er ordentlich vor Vergnügen. So, das kann er lesen; er ist aber doch mein lieber, prächtiger Bruder.

Marie.

Fünfzehnter Sonntag.

Eigentlich müßte heute Otto schreiben, aber der hat sich heute morgen die Hand verletzt und kann keine Feder halten. Es ist mir aber ganz lieb, daß ich mich beim Schreiben ausruhen kann, denn ich bin sehr müde. Otto und ich haben uns furchtbar ausgearbeitet, denn wir legen uns einen Garten an.

Neben dem großen Garten liegt nämlich ein kleines Stück Land ganz wüst, und das hat Papa uns geschenkt, und wir wollen einen Garten daraus schaffen. Soeben jetzt sind wir bei der schlimmsten Arbeit, denn wir werfen einen Wall auf, ringsherum; das ist kein Spaß! Wir haben uns dazu von unserem Gelde eine Schiebkarre angeschafft, Hacken, Schaufeln, Spaten und Harken; das hat uns viel Geld gekostet.

Wenn der Wall fertig ist, wollen wir einen Brunnen graben; das können wir leicht; dicht neben unserem

Lande fließt ein klarer Bach, da graben wir nur eine Rinne und hernach ein kleines Loch, so ist der Brunnen fertig. Dann teilen wir das Land ein, zum Nutzen und zum Vergnügen; zum Nutzen, das sind die Beete, wo Kohl, Bohnen, Erbsen, Salat, Rüben, Radieschen, Gurken, Wurzeln und Rettiche gepflanzt und gesäet werden; zum Vergnügen, das ist der Raum, wo Blumen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren gepflanzt werden. Diese Abteilungen teilen wir wieder in zwei Hälften, eine für Otto, eine für mich. Ein kleines Beet mit Erdbeeren wollen wir auch für Marie anlegen, damit soll sie überrascht werden.

Das Land, welches wir zum Nutzen bestimmt haben, wird uns hoffentlich auch recht viel Nutzen bringen, denn Mama will uns alles mit barem Gelde abkaufen, was wir davon gewinnen. Das wird eine Lust werden, wenn wir dann mit dem ersten selbst verdienten Gelde klappern können. Wenn ich mich nur mit Otto über die Verwendung des Geldes werde einigen können. Der hat immer so großartige Pläne und träumt jetzt schon von einem japanischen Gartenhause. Ich denke mehr an das Nützliche und vor allem an die Vermehrung und Verbesserung der Geräte für unsere Gartenarbeiten.

Mama kommt jeden Tag und sieht sich die Fortschritte unserer Arbeit an; Tante Susanne kommt auch, aber nur, um zu necken. „Euer Garten ist wie die Wüste

Arabiens, wo kein Wasser fließt und kein Strauch wächst." Das bekommen wir oft von ihr zu hören. Zuweilen stellt sie sich mitten in den Garten und sagt: „Ich bin die Palme Indiens!" Otto fragte neulich: „Tante Susanne, was sind wir denn aber?" „O, mein guter Junge," antwortete sie, „du bist jedenfalls ein Kamel!" Ich fragte lieber gar nicht. — Aber doch haben wir Tante Susanne sehr lieb.

In dieser Woche war ein Freund von Papa hier, der in Algier war und zu seinem Vergnügen dort umhergereist ist. Der erzählte viel von den arabischen Stämmen, von ihren Pferden und Zelten. Otto und ich hörten sehr aufmerksam zu und fragten auch manchmal, zum Beispiel nach dem Atlas und nach der Halfasteppe, die wir ja von der Geographiestunde her kennen.

Für Mama hat er allerlei hübsche Dinge mitgebracht, ein Glas mit Rosenöl in einem Beutel von Sammet mit Gold gestickt und Pantoffel, in Gold und Seide gestickt und ein schönes, rotes Tuch. Für Papa verschiedene Sämereien von afrikanischen Pflanzen, die hier in Töpfe gesäet und in das Treibhaus gestellt werden sollen. An dem Tage, als dieser Herr hier war, ich glaube, es war am Donnerstag, — nein, es war Mittwoch, bekamen wir schöne, frische Feigen zum Nachtische, aber als der fremde Herr, auf Papas Bitte, davon aß, schnitt er ganz entsetzliche Gesichter und sagte:

„Eßt doch das erbärmliche Zeug nicht; hier, bei uns zu Lande, weiß man gar nicht, was eine Feige eigentlich ist. Hier ist es eine wässerige, fade, miserable Frucht.“ Papa lachte und sagte: „Nun, wir können doch nicht alle, gleich dir, nach Algier reisen, und so ist uns das Schlechte gut genug, weil wir das Bessere nicht kennen.“

Otto sagte später zu mir: „Nach Algier, da möchte ich hin, denn wenn diese Feigen schlecht sind, wie mögen dann die schmecken, die gut sind!“ „Ach,“ erwiderte ich, „um solcher Dinge willen mache ich keine so weite Reise.“ Er meinte, um die Feigen allein sei es ihm bei solcher Reise etwa auch nicht zu thun, aber er bekäme dann doch viel Schönes zu sehen, die maurischen Stämme, die Pferde und Gazellen, die hohen Gebirge und das weite, prächtige Meer und alle die verschiedenen Trachten. Ja das möchte ich auch wohl sehen! — Herr Flohr ließ uns auf der Karte alle Punkte aufsuchen, welche der fremde Herr genannt hatte; das unterhielt uns sehr, und von allen wußte Herr Flohr uns etwas zu erzählen. So erzählte er uns von den Kabylen, wie abergläubisch die noch sind, und daß Zauberer und Hexen eine große Rolle bei ihnen spielen. Es giebt dort auch Menschen, sagte er, die giftige Schlangen fangen und zähmen, sie wickeln sich diese Tiere um den Hals, die Arme und Beine, und es soll auch vorkommen, daß einer eine solche Schlange verschlingt.

Auch von den indischen Elefanten erzählte Herr Flohr uns sehr viel, von ihrer Klugheit und Geschicklichkeit. Eine Geschichte finde ich so hübsch, daß ich sie herschreiben möchte.

Ein Elefant war so zahm und so abgerichtet, daß er häufig von Arbeitern als Handlanger benutzt wurde; so trug er ihnen oft in einem kupfernen Kessel Wasser zu. Das kluge Tier hatte wohl gemerkt, daß, wenn die Kessel schlecht wurden, sie vom Kupferschmiede ausgebessert wurden; als nun der seinige auch eines Tages ein Loch bekommen hatte, brachte er ihn ebenfalls zum Schmiede. Dieser besserte ihn aus, aber nicht ordentlich, denn das Wasser kam noch immer durch. Da nahm der Elefant den Kessel, füllte ihn am Brunnen mit Wasser und hielt ihn nun dem Kupferschmiede so über den Kopf, daß dieser ganz und gar mit Wasser begossen wurde. Der Mann merkte natürlich sein Versehen, besserte den Kessel ordentlich aus, und der Elefant war zufrieden und trug den Arbeitern wieder fleißig Wasser zu.

Die Geschichte hat uns zu gut amüsiert.

Am Freitag zog ein Trupp Zigeuner durch diese Gegend und hatte sich ganz in der Nähe von Blumenthal gelagert. Wir durften mit Herrn Flohr gehen, ihre Wirtschaft anzusehen. Die sah eigentlich ganz lustig aus. Es war Abend und wunderschön warm, und die ganze Gesellschaft, fünf Frauen, sechs Männer und vier

Kinder, hatten sich auf ein Stück Rasen am Wege gelagert.

Sie hatten einen großen Hund bei sich, der zog ein Schleifrad, und einen Esel, der trug Gepäck, und dann noch zwei ganz kleine Hunde und zwei Ferkel. Die Männer schliffen Messer und Scheren und umflochten Töpfe, die Frauen kochten in einem Kessel, der an ein paar oben zusammengebundenen Stangen über dem Feuer hing. Wir hätten zu gern gewußt, was sie kochten, konnten es aber nicht sehen, doch roch es sehr schön nach Speck.

Die Männer hatten ganz kohlschwarzes Haar und recht glänzende Augen und ganz weiße Zähne, aber sie sahen, die Frauen und Kinder gleichfalls, furchtbar gelb aus, fast braun. Übrigens waren sie sehr lustig und sprachen viel in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Um eine Gabe baten sie nicht, aber sahen uns sehr dreist und neugierig an. Otto und ich beschenkten die Kinder mit einigen Pfennigen. Dem einen kleinen Hunde hatten sie ein Halsband gemacht von dem abgetrennten Stücke eines Strumpfes und daran ein Glöckchen gehängt, das sah sehr komisch aus.

Für heute ist es damit wohl genug.

Wilhelm.

Sechzehnter Sonntag.

Daß ich kürzlich die Zigeunerwirtschaft nicht habe ansehen dürfen, das hat mir sehr leid gethan, aber Mama sagte: „Die Knaben mögen hingehen, für kleine Mädchen paßt das nicht.“ Die Jungen dürfen überhaupt viel mehr, als ich darf, und wenn ich auch ebenso alt wäre, das würde mir doch nicht viel helfen, denn Mama würde doch manches nicht erlauben. Als sie wiederkamen, erzählten sie mir viel, und Otto sagte, die kleinen Ferkel wären ganz zahm gewesen, und wo eine alte Frau in einem bunten Rocke hingegangen sei, da wären die Ferkel und die kleinen Hunde immer hinterdrein gewesen, und das eine Ferkel habe den Hunden mitunter einen Knuff versetzt, um sie von der Frau wegzudrängen.

Herr Flohr ist schon einmal in Ungarn und Polen gewesen, wo die meisten Zigeuner sein sollen, aber er

sagte, er habe sie überall unreinlich und ganz so gefunden, wie sie hier auch wären, nur daß sie besonders in Ungarn und Polen häufig Musikanten wären und ganz wunderhübsch spielten und auch tanzten. In ihrem Festputze sähen sie recht gut aus und trügen meist sehr grelle, bunte Farben und dazu Ketten und Knöpfe von Gold und Silber.

Wenn ich allein Zigeunern begegnete, würde ich mich aber doch sehr fürchten, denn in Albertines Heimat haben sie schon einmal ein Kind geraubt und es viele Wochen in ihrem Wagen versteckt gehalten. Dann aber hat es ein Gendarm entdeckt und es ihnen wieder weggenommen und zu den Eltern zurückgebracht. Auch hier im Dorfe und auf dem Vorwerke haben sie Hühner, Enten und Futter gestohlen.

Ich fragte Otto und Wilhelm, ob die Zigeuner ihnen nicht hätten aus der Hand wahrsagen wollen; da meinte Otto: „O, Marie, das haben sie uns sogar gelehrt, gieb mir nur einmal deine Hand.“ Das that ich, und Otto guckte eine Weile ganz ernsthaft in die Hand und sagte dann: „Hier steht, daß du gestern einen Prudel in deinem Strickzeuge gehabt und heute beim Frühstücke deine Schürze hast mit Milch waschen wollen, und daß Rübengemüse nicht dein Leibgericht ist.“ „Ach, das ist ja gar nicht wahrgesagt!“ rief ich und wollte fortlaufen, weil Herr Flohr und Tante

Susanne, die das hörten, sehr lachten. Aber Otto hielt mich fest und sagte: „Das war die Vergangenheit und die Gegenwart, jetzt kommt die Zukunft. — Du wirst sehr bald ein schönes Geschenk bekommen, und es steht dir heute noch eine süße Überraschung bevor!“

Das gefiel mir besser, aber als Otto nun als Bezahlung ein Stück Schokolade von mir haben wollte, weil er meinte, die Zigeuner sagten auch keinem Menschen unentgeltlich wahr, rief Wilhelm: „Marie, gieb es ihm nicht eher, als bis das wahr geworden ist, was er dir prophezeit hat.“

„Gut, ich will so lange warten!“ sagte Otto und er konnte es wohl sagen, denn er hatte ja schon erfahren, daß eine Kiste von Großmama angekommen war und sich darin für mich eine kleine Arbeitstasche von gelbem Leder, mit Schere, Fingerhut, Nadelbüchse und Nähnadeln befand. Und dann hatte er auch herausbekommen, daß es zu Mittag Johannisbeertorte geben würde. Otto bekommt nun einmal alles heraus.

Nun will ich noch erzählen, wie es am Dienstag gegangen ist. Papa hat einen jungen Hühnerhund, der noch nicht abgerichtet ist, und Dienstag Morgen, als ich soeben auf den Bauhof ging und mich über die Hühner und Puten und Gänse freute, die sich sonnten, kommt Parole angestürzt, ganz wie einer, der so recht

lustig ist, und als die Hühner, die Gänse und Puten ihn sehen, schreien alle und stieben hierhin und dorthin. Er aber fährt dazwischen und o weh, wie war das! Hier flogen Federn, und da flogen Federn; ich wollte Parole! Parole! rufen, aber ich konnte mich vor Schrecken nicht auf seinen Namen besinnen und schrie nur so sehr ich konnte, und das war tüchtig. Von allen Seiten kamen die Leute herbei und verjagten Parole, der auch seine Strafe bekam, aber ein kleines, süßes Hühnchen hatte er totgebissen und den übrigen Hühnern und Puten viele Federn ausgerupft. Otto sagte, der Bauhof sähe aus wie ein Schlachtfeld, und Parole sei gewissermaßen als ein Held zu betrachten, da er allein so viele Regimenter in die Flucht geschlagen hätte.

Ich mochte nur nicht lachen, weil ich an das tote Hühnchen dachte, aber ich sagte: „Ja, das ist ein schöner Sieg, wenn der Feind davonfliegt, bevor er noch angegriffen wird!“ Otto sagte: „Siehst du, das ist mit einem großen Namen vereint; ein großer Feldherr jagt durch seinen Anblick und seinen Namen ganze Armeen in die Flucht.“ Jetzt nennt er immer Parole: General Parole, und mitunter auch ganz kurz: General. Der Hund sieht dann ganz stutzig aus, aber hört doch. — Von den großen Federn, die umherlagen, sagte Otto, es wären eroberte Geschütze und von den kleinen, es

seien Gefangene. Er weiß sich immer etwas auszudenken, worüber Wilhelm und ich lachen müssen.

In der nächsten Woche steht uns eine große Freude bevor; in Lomnitz ist Jahrmarkt, und Mama und Tante Susanne wollen am Nachmittag mit uns hinfahren. Wir bekommen auch jeder eine Mark und dürfen uns dafür kaufen, was wir wollen. Das wird prächtig werden! Nur das ist schlimm, daß ich dann nie weiß, was ich mir aussuchen soll für mein Geld. Nur Näschereien, dazu bin ich doch schon zu groß, und die anderen Sachen gefallen mir immer alle so gut, daß ich sie alle haben möchte. Und habe ich nun eine Tasse oder ein Körbchen ausgesucht, so kommt gewiß Otto und sagt: „Aber, Marie, sind denn die Vase dort und hier die Nippfiguren daneben nicht hübscher?“ Ja, und dann gefallen mir die auch besser! Aber umtauschen kann ich doch nicht. Ich bin in der Stadt schon öfters auf dem Jahrmarkte gewesen, da waren gewiß über hundert Buden mit schönen Sachen aufgestellt, und außerdem noch ein Karussell, ein Puppentheater, eine Menagerie und eine große, russische Schaukel und so viele Leierkasten. Ob es wohl in Lomnitz ebenso sein wird?

Marie.

Siebzehnter Sonntag.

Jetzt ist die Reihe endlich wieder an mir; daß ich neulich meinen Sonntag überspringen mußte, hat mir zu leid gethan, aber meine Hand that doch furchtbar weh. Ich schreibe nämlich zu gern, und ich kann eigentlich auch immer schreiben, denn ich erlebe sehr viel, und wenn man das thut, kann man es auch gern erzählen. Mama sagt, wer sein Tagebuch schreibt, lernt seine Gedanken sammeln. Das muß aber doch bei mir nicht geholfen haben, denn Herr Flohr sagt fast täglich: „Du hast nie deine Gedanken beisammen," und das bekommt mir oft sehr schlecht. — Jetzt fange ich an wie ein ordentlicher Mensch mit:

Montag. Dem Tage weiß ich nicht viel Gutes nachzusagen, denn ich hatte Verdruß über Ausarbeitungen, die nicht ausführlich genug waren. Am Montag will es überhaupt oft nicht gehen, und wie

Herr Flohr behauptet, weil ich Sonntags zu viel umhertobe. Solch ein Sonntag ist doch aber auch ein ganz prächtiger Tag, und man muß ihn darum schätzen und es zeigen. Das Beste an dem Tage war, daß ich ein armes, kleines Kind aus einem Wassergraben zog, in den es ganz ohne Grund, aus purer Dummheit, hineingeplumpst war. Ich hörte in der Nähe des Hofes ein Gequäkse und lief diesem nach und fand einen kleinen Burschen, der bis an die Brust im Wasser stand. Ich zog den Jungen natürlich heraus und brachte ihn unserer Haushälterin, die ihn auszog, in ihr Bett legte, ihm warme Suppe zu trinken gab und seine Kleider trocknen ließ. Hernach wurde er zu seiner Mutter zurückgebracht. Montag schnitt der alte Jochen sich mit einer Sense in den Fuß; er liegt noch, und in unseren Freistunden bringen Wilhelm, Marie und ich ihm oft allerlei Erquickungen in einem kleinen Korbe, den Mama vollpacken läßt.

Dienstag. Gut gelernt, alles fix gewußt, also natürlich vergnügt. — Wilhelm bekam eine Ohrfeige von mir, weil er mich Windkutscher nannte, er machte aber nicht viel daraus, und so ging es gut vorüber. Mir war es am Ende mehr leid, als ihm. — Es war furchtbar heiß in diesen Tagen, aber abends arbeiteten wir doch an unseren Gartenanlagen. Wir teilen den Garten in drei Teile, in Gemüsebeete, in Rosen- und

Blumenstücke und in den Fruchtgarten, wo nur Obstbäume und Sträucher gepflanzt werden sollen.

Wilhelm wollte, daß wir uns in das Land teilen sollten, aber dann wäre ja alles ganz kleinlich geworden. Als ich nicht wollte, wurde er ganz still, und ich konnte mir schon denken weshalb und sagte: „Du denkst gewiß, daß ich regieren will, wenn uns alles zusammen gehört, aber hier hast du meine Hand, daß ich das nicht will, und du weißt, wenn ich etwas ehrlich verspreche, dann halte ich es auch.“ Er schlug in meine Hand ein und wurde ganz lustig und zufrieden. Jetzt, im Sommer, werden wir wohl nichts mehr säen und pflanzen können, und alles ist ja auch noch nicht in Ordnung, aber im Herbste, dann soll es losgehen!

Mittwoch. Das war der große Schlachttag! Morgens gelernt wie am Schnürchen, früher zu Mittag gegessen, den Wagen bestellt, die Taschen voll Geld gesteckt und nach Lomnitz gefahren! Das war ein Vergnügen! Wir waren auf dem Wege dahin schon so lustig, daß Mama oft sagte: „Wilhelm und Marie sind heute ebenso unverständig wie du, Monsieur Otto, und ihr werdet für die eigentliche Freude gar keine Kräfte übrigbehalten.“ Kräfte! Wenn ich vergnügt bin, habe ich Kräfte wie ein Bär, aber Mama will es nie glauben.

Um vier Uhr kamen wir an, aber im Dorfe hatte die Herrlichkeit schon am frühen Morgen begonnen. Alles krimmelte und wimmelte von Menschen, und überall war Musik, recht zum totfreuen.

Die Eltern und Tante Susanne gingen zu dem Prediger, den sie kennen, wir anderen natürlich auf den Markt; Wilhelm und ich voran und Herr Flohr mit Marie an der Hand hinterher. Der Markt ist nichts, als ein freier Platz im Dorfe, wo Buden stehen und Tische, und fast jede dritte Bude war eine Kuchenbude. Vor jeder solchen Bude blieb Marie stehen, und ihre Augen wurden immer größer. Herr Flohr lachte darüber und sagte: „Du hast ja Geld, Marie, willst du Kuchen kaufen, so suche dir aus, was du am liebsten willst.“ Sie trat nun auch höchst wichtig an eine große Bude heran und war erst ganz still und besah alles, dann zeigte sie mit dem Finger auf dies und das und wollte wissen, was es koste! Der Handel dauerte lange, aber Herr Flohr amüsierte sich daran und war ganz geduldig. Zuletzt kaufte sie etwas Konfekt, einen Pfefferkuchen und einen Orangenkuchen. Wilhelm und ich schenkten ihr noch kleine Brezeln und zwei Schokoladentafeln, darüber war sie sehr glücklich.

Übrigens waren wir zwei Meilen gefahren, und man ist doch auch ein Mensch! Wilhelm und ich

kauften uns deshalb Kirsch- und Mohnkuchen, den wir sehr vergnügt verzehrten. Nun ging es von Bude zu Bude, es war gedrängt voll Menschen, und wir pufften und wurden gepufft; Wilhelm that dabei nicht mehr als notwendig war, ich wohl etwas mehr.

Wir kauften allerlei, ich mir ein Notizbuch, einen immerwährenden Kalender und eine Gießkanne, dann ferner manches zum Verschenken für die Leute im Hause, eine Tasse, einen Nähkasten, eine Blumenvase, Kuchen und für unsern Bedienten eine Pfeife. Mama sagte freilich hierzu: „Das ist eigentlich recht überflüssig, denn ich mag gar nicht, daß er raucht!“ Wilhelm kaufte ungefähr dasselbe wie ich, aber eine Pfeife für den Kutscher und statt der Gießkanne eine kleine, hölzerne Bütte für sein Taubenfutter.

Als wir eingekauft hatten, gingen wir nach dem Pfarrhause und holten Tante Susanne, denn es war eine Tierbude mit einem Affentheater zu sehen, und Tante hatte uns gesagt, wenn ihr hingeht, die zu sehen, dann holt mich ab. Nun gingen wir zusammen, und Tante Susanne war lustig wie immer und sagte: „O, ihr dummen Jungen, wer hieß euch sogleich auf den Markt laufen? Ich habe wunderschönen Kaffee bekommen mit Kuchen dabei, und den hättet ihr auch haben können und soviel Rahm und Zucker dazu, als ihr gewollt hättet, denn an einem Markttage sieht man

keinem auf die Finger.“ Ei, hierin irrte Tante doch sehr, das sollte sie bald erfahren!

Die Tierbude stand gleichfalls auf dem Markte und neben ihr das Theater. Eigentlich war dieses gar nicht ein Theater zu nennen, denn die Bühne bestand nur aus ein paar Kisten, über welche Bretter gelegt waren; davor befanden sich mehrere Bänke.

Der Besitzer der Bude wies uns unsere Plätze auf der vordersten Bank an, wo einige Kinder saßen, die unsertwegen aufstehen sollten. Allein das litt Tante Susanne nicht, und so setzten sie und Marie sich neben die Kinder und ich — nein, mit mir will ich doch nicht anfangen, Herr Flohr, Wilhelm und ich auf die zweite Bank.

An den Tieren war nicht viel zu sehen. Marie fragte auf dem Hinwege immer: „Sind da auch Löwen und Panther und Hyänen, und können sie uns auch ganz gewiß nichts zuleide thun?“ — Deshalb hätte sie ruhig sein können; es waren ein alter Esel da, vier Affen, ein weißer Pudel, ein Spitz, ein Ziegenbock und ein verdrießlicher Bär. Das war alles.

Bei diesen Tieren waren drei Leute, die auch allerlei Kunststückchen machten, aber die Affen, die kleinen, braven Burschen, gefielen mir doch am besten. Die können noch Gesichter schneiden, von denen kann man etwas lernen! Weit war die Herrlichkeit mit den

Tieren nicht her, aber ihre Herren schrieen, als ob sie eine ganze Menagerie zu bändigen hätten, und über die Affen lachten wir alle, besonders die Bauern, die hinter uns saßen und standen. Plötzlich erhob sich ein Tumult unter diesen, und wir sahen, daß mehrere Bauern den einen der Budenbesitzer gepackt hatten und hinauszerrten.

Herr Flohr erlaubte, daß Wilhelm und ich hingehen und fragen durften, was der Mensch verbrochen habe. Das war freilich schlimm genug; er hatte einem Bauern eine silberne Uhr aus der Tasche gestohlen, und zwar gerade in dem Augenblicke, als Marie und ich dem anderen Manne ein Stück Kuchen für die Affen gegeben, und nun alle Anwesenden nach der essenden Gesellschaft dort auf der Bühne geguckt hatten. Der Bauer hatte aber zum Glücke sogleich gemerkt, daß seine Uhr weg war und auch sofort den Dieb erraten. — Wir waren doch alle sehr bestürzt über diesen Vorfall, besonders auch, weil wir dem Manne noch Gelegenheit gegeben hatten, die böse That auszuführen.

Später gingen wir noch spazieren, denn es ist sehr hübsch in Lomnitz, und man kann weithin die ganze Gegend übersehen. Tante Susanne wünschte auf dem Wasser zu fahren, und ich lief nach dem Pfarrhause, um Mama zu fragen, ob noch Zeit dazu sei, und ob wir dürften. Als ich die Erlaubnis zurückbrachte, jubelten alle.

Der Fluß ist dort sehr breit, und wir fanden ein schönes Boot, das einem alten Schiffer mit schon ganz weißen Haaren gehörte, der nebst seinem Sohn uns weit hinausruderte. Das heißt, der Sohn ruderte mit, und hernach segelten wir auch. Das ging prächtig.

Der alte Schiffer war früher Lotse und in seiner Jugend in Ost- und Westindien, in Japan, China und in Afrika gewesen. Er erzählte viel von seinen Reisen und sprach auch etwas englisch und französisch. Die Franzosen nannte er stets die Franzmänner und die Engländer die Englischmänn. — Herr Flohr fragte, wie die Lotsen es anfingen, sich mit den Portugiesen und Italienern zu verständigen, da sie doch nicht alle deren Sprachen reden könnten. — Der alte Mann erwiderte, auf allen jenen Schiffen verstehe fast immer der Koch englisch und auch jeder Lotse von dieser Sprache soviel, daß er sich verständlich machen könne.

O, wie schön war die Fahrt! Tante Susanne sang ein kleines Lied, welches anfängt:

„Treibe, mein Schiff,
Hier ist kein Riff,
Kannst nicht zerschellen,
Glatt sind die Wellen,
Treibe, mein Schiff!“

Dann sangen wir:

„Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern."

Bei dem letzten Verse:

„Hart stößt es auf am Rande,
Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"

fielen Herr Flohr, Tante Susanne und auch der alte Schiffer mit ein; es klang ordentlich feierlich.

Zuletzt ging die Sonne unter, ganz rosig und goldig, wie Tante sagte, und der Mond ging auf, das war wunderschön.

Als wir in das Pfarrhaus zurückkehrten, bekamen wir Thee, Butterbrot und nachher noch Flammeri mit Himbeersauce. Der Herr Pastor war sehr freundlich und sagte, da es uns überall und auch auf dem Wasser so gut gefallen habe, so möchten wir bald wiederkommen, und dann möchten wir auch Angelschnüre mit in das Boot nehmen und fischen. Ich sprang hoch vor Freude über diesen Gedanken.

Es wurde sehr spät, beinahe Mitternacht, bevor wir zu Hause anlangten, und Herr Flohr sah in seinem hellen Sommeranzuge in der Nacht wie ein Gespenst aus.

Donnerstag. Natürlich sehr fleißig; Herr Flohr war fast erstaunt, daß ich alles so gut wußte, und sagte: „Siehst du wohl, wenn du dir nur Mühe giebst!“ Nach einem solchen Vergnügen wäre es ja aber eine Schande gewesen, nicht fleißig zu lernen. — Der Tag verging ganz gewöhnlich, und die neue Gießkanne wurde abends probiert und die mitgebrachten Geschenke gleich am Morgen verteilt. Alle waren froh darüber. Marie hatte auch für den Gänsehirten etwas gekauft, einen Katechismus, Wilhelm und ich schenkten ihm Semmel.

Freitag. Der Tag war wie gewöhnlich; gelernt, gespielt, gegessen, getrunken. Abends gingen wir in den Wald, Himbeeren zu pflücken und fanden so viele, daß wir lange nicht alle abpflücken konnten. Wir wollen jetzt noch oft hingehen. Zuletzt erging es uns ein bißchen schlecht; wir waren weit in den Wald hineingegangen und hatten so emsig gepflückt, daß wir uns gar nicht um das Wetter gekümmert hatten, da auf einmal — patsch! fällt mir ein großer Tropfen gerade auf die Nase. „Kinder, es regnet,“ schrie ich, und nun rannten wir, so sehr wir konnten, bis zum ersten Bauernhause. Hier warteten wir, bis der Regen etwas nachgelassen hatte, dann versuchten wir, nach Hause zu gehen; aber das war recht schwierig, denn der Weg sah aus, als ob eine Sündflut gewesen wäre, so stand das Wasser überall. Marie hatte zum Glücke

auch Lederstiefel an, aber sie war so ängstlich und wollte sich immer die trockensten Stellen aussuchen, und dabei nahm sie ihr Kleid zusammen, gerade wie eine Große, als ob sie eine Schleppe daran hätte. Wilhelm und ich, wir patschten durch, wie es gerade kam, Jungen dürfen doch nicht so zimperlich sein. Als wir nach Hause kamen, umgezogen, Abendbrot gegessen und zu Bett gegangen.

Sonnabend. Der Tag ganz wie Freitag, nur daß ich mit Tante zusammen unser neues vierhändiges Stück zweimal durchspielen mußte. Danach auch abends Himbeeren gepflückt und einen ganzen Korb voll mit nach Hause gebracht.

Sonntag. Davon sage ich nichts mehr, denn ich habe mir die Finger schon krumm geschrieben.

Otto.

Achtzehnter Sonntag.

Otto hat den schönen Tag in Lomnitz zu beschreiben gehabt, das hätte ich auch gern gethan, denn solche Freude erlebt man nicht oft. Das Fahren auf dem Wasser war doch das Schönste, ich wollte, daß wir einmal einen ganzen Tag schiffen könnten.

Vom Sonntag hat Otto nichts geschrieben, das will ich nachholen. Schon vor sechs Uhr gingen Otto, Marie und ich mit Tante Susanne in das kleine Gehölz am Gemüsegarten, weil sie dort mit uns frühstücken wollte.

Frau Dore, die ganz in der Nähe wohnt, machte dort an einem freien Platze Feuer an und lieh uns alles Gerät, was zum Kaffeekochen gebraucht wurde, Theekessel, Tassen, Kaffeekannen und Teller. Tante kaufte von ihr Butter und Milch, denn sonst hätten wir auch das alles hintragen müssen. Kaffee,

Zucker und Brot hatten wir mit. Bänke und ein Tisch sind dort. — Wir waren sehr vergnügt und lachten beim Kaffeekochen, denn wir hatten selbst das Holz dazu gelesen, aber dann auch so viel auf das Feuer geworfen, daß das Wasser immer überkochte, und Tante Susanne gar nicht schnell genug den Kessel abheben konnte. Als wir frühstückten, sagte Tante: „O, die armen Langschläfer, die nichts von Morgenstunden wissen!“ Otto sagte: „Ja, Tante, es ist mir doch recht lieb, daß sie nicht alle hier sind, denn dann hätten wir nicht Frühstück genug.“ Darüber lachte Tante und meinte: „Du denkst immer an das Reelle.“

Tante Susanne hatte ein Gesangbuch mitgenommen, und nach dem Frühstücke sangen wir einen Morgengesang, den sie uns eingeübt, und das klang zwischen den Bäumen so feierlich. Hernach las Tante uns ein Kapitel aus der Bibel vor, und dann ging es nach Hause, weil es uns zu heiß wurde.

Otto und ich zeichneten einige Stunden an einem Plane des ganzen Hofes, den wir unter Herrn Flohrs Leitung aufgenommen haben, und der zu Papas Geburtstag fertig sein muß. Das Ganze ist in zwei Hälften geteilt, ich zeichne das Wohnhaus mit der nächsten Umgebung und einem Teile des Parkes, Otto den Bauhof und was dahin gehört. Marie wollte durchaus auch eine Zeichnung dazu liefern, und so ist

ihr der Schweinehof zugefallen, der ganz von den Wirtschaftsgebäuden getrennt liegt. Anfangs war sie zu vornehm, um sich damit begnügen zu wollen, aber jetzt hat sie sich doch entschlossen und zeichnet sehr emsig. Otto will sich immer totlachen über die Ferkel und Schweine, welche sie hinein zeichnet, aber sie nimmt das jedesmal sehr übel und sagt: „Du brauchst gar nicht zu lachen, das sind ganz natürliche Schweine; das wird jeder sagen, der sie sieht!“ Otto läßt sich aber nicht abschrecken und hat ihr schon oft geraten: „Marie, wo ein Schwein stehen soll, da mache doch lieber einen Klecks mit Tusche und schreibe dabei, was es sein soll, das ist wirklich viel hübscher und vorzüglich deutlicher.“

Otto, Marie und ich haben den alten Jochen besucht und ihm wieder einen Korb mit allerlei Eßwaren und eine Flasche Wein gebracht. Er lag auf seinem Bette, und der Fuß ist noch sehr schlimm. Seine Frau ist ebenso alt wie er, beinahe siebzig Jahre, aber in dem Häuschen sah es sehr reinlich aus. Die alte Frau legte einen kleinen Käse in unseren Korb, der ganz weiß aussieht, und den sie Kümmelkäse nannte, den sollten wir unserer Mama mitbringen, denn diese habe ihn so gern gegessen, als sie noch das gnädige Fräulein gewesen sei. Mama war ganz gerührt darüber, daß die gute, alte Frau sich dessen noch erinnerte.

Mama erzählt uns oft von ihrer Kindheit, und das macht uns stets die größte Freude. Sie sagte uns, die Eltern von Jochens Frau wären Wirtschafter bei unseren Großeltern in Altan gewesen, und sie habe oft zu ihnen gehen dürfen, weil es so sehr brave Leute gewesen wären. Mama erinnert sich noch eines Apfelbaumes dort im Garten, der ganz frühreife, rotbäckige Äpfel trug, und wenn die abgenommen wurden, war es jedesmal ein Fest für Mama, da sie denselben Abend bei Nilsens, so hießen die Eltern von Jochens Frau, Reisbrei mit Äpfeln essen durfte. Darauf freute sie sich schon immer lange zuvor. Mama sagt, die Äpfel wären eigentlich gar nicht besonders schön gewesen, aber noch jetzt verschmähe sie niemals, einen solchen Apfel zu essen, wenn sie ihn bekommen könne, aber nur aus dankbarer Erinnerung.

Etwas Besonderes ist in dieser Woche nicht vorgefallen, wir waren aber sehr vergnügt, arbeiteten viel in unserem Garten, wippten und schaukelten und trieben allerlei Turnübungen unter Herrn Flohrs Anleitung. Dabei bin ich immer noch etwas ungeschickt, und so fiel ich denn auch einmal wieder tüchtig in den Sand. Das hätte ja nun weiter gar nichts geschadet, denn ich hatte mir gar nicht weh gethan dabei, aber unglücklicherweise ging Tante Susanne gerade an unserem Turnplatze vorüber; ich rappelte mich ganz schnell auf,

aber sie hatte mich doch liegen sehen und neckte nun natürlich sogleich los. „Brav gemacht, mein Jungchen," rief sie, „sag' einmal, das ist wohl eine ganz neue Turnübung? Hast du lange Zeit gebraucht, um die zu lernen?" Ich wurde ganz rot vor Ärger!

Meinen Taubenboden habe ich für mein Geld wunderschön reinigen lassen und freue mich täglich über die kleine Futterbütte, welche ich mir auf dem Markte gekauft habe. Sie steht immer in einem Winkel draußen vor der Hausthüre, denn sie hat einen Deckel, und wenn ich nicht sogleich zur bestimmten Zeit da bin, Futter auszustreuen, setzen sich die Tauben oben auf die Bütte rings um dieselbe und drehen ihre kleinen Köpfe und warten auf mich. Komme ich dann — das ist ein Spaß! Wie auf Kommando flattern alle in die Höhe, aber auch bald wieder nieder auf die Erde und sind so zahm, daß sie mir auf die Schulter fliegen und sich auf meinen Fuß setzen.

Als wir neulich bei dem Förster vorbeifuhren, schenkte mir der drei Möventauben, ganz schneeweiße, allerliebste Tiere! Erst wußte ich nicht recht, wie ich sie nach Hause bringen sollte, endlich steckten wir sie in den Wagenkasten, aber die Angst, die ich ausstand! Alle Augenblicke sah ich nach, ob sie auch nicht erstickt wären, aber wir brachten sie ganz gut nach Hause. Zwei von den Tauben, ein Pärchen, gewöhnten sich

sehr schnell, aber das dritte Tierchen lief immer so ganz allein umher und wurde von allen gebissen. Es that mir so leid, und ich fütterte es stets allein, denn sie ließen es nicht einmal ruhig fressen, aber es half nichts, am dritten Tage fand ich es tot auf dem Boden.

Mehr als dreißig Tauben darf ich nicht haben, Papa will es nicht; wenn ich mehr habe, muß ich sie verkaufen. Von dem Gelde schaffe ich Futter an, aber damit komme ich lange nicht aus und muß viel aus meiner Sparbüchse zulegen. Mama schenkt mir mitunter ein Fünfzigpfennigstück dazu, sonst ginge es wohl schief mit meiner Kasse, denn die Tauben fressen tüchtig. — Daß Otto keine Tiere hat, das begreife ich nicht; wenn ich es ihm sage, antwortet er gewöhnlich: „Ja, wenn ich ein alter Mann, das heißt, wenn ich vierzehn Jahre alt und vernünftig bin, will ich mir Tiere halten; jetzt würde ich nur vergessen, sie zu füttern und sie tothungern lassen, das wäre ja sündlich.“ Wenn ich die Tauben nicht hätte, ich wäre nicht halb so glücklich!

Wilhelm.

Neunzehnter Sonntag.

Heute habe ich wieder soviel zu erzählen! Die Brüder lassen immer das meiste für mich, und ich bin doch die jüngste. Eigentlich ist es diesmal auch nicht ihre Schuld, denn was ich schreiben will, ist erst in meiner Woche geschehen.

Am Dienstag war Papas Geburtstag, das will ich beschreiben. Kränze mag Papa nicht haben, die durften wir nicht winden, aber ich wand doch einen ganz kleinen Vergißmeinnichtkranz und den hing ich im Eßzimmer auf, Papa zu Ehren, und als er den sah, lachte er doch. Zuerst wünschten wir Glück, und Papa nahm uns alle in seine Arme und küßte uns, dann kamen wir mit unseren Geschenken.

Ich hatte eine Geldbörse für Papa gehäkelt, aber eine große und mit zwei blanken Ringen darauf, und dann gab ich meinen kleinen Schweinehof. Papa fand

beides sehr hübsch, auch die Zeichnung; er fragte nach allem, was es vorstellen solle, und wenn ich es sagte, erkannte er es sogleich, auch die kleinen Schweinchen, über die Otto so gelacht hat. Die Zeichnung der Brüder machte ihm auch viel Spaß, und sie hatten auch noch mehr gezeichnet, einen Grundriß von dem ganzen Gute, nannten sie es. Aber nun kommt etwas Schönes! Unsere Tante Elisabeth kam mit ihren drei Kindern, mit den beiden Vettern Wilhelm und Rudolf und mit der kleinen Cousine Adelheid; die ist erst fünf Jahre alt. Wir spielten sehr hübsch zusammen und dachten an nichts mehr, aber da plötzlich führte Papa uns in den Garten. Auf dem großen, freien Platze und recht in der Mitte des Platzes, war ein großer Kochtopf hingestellt, aber umgekehrt, mit dem Boden nach oben. Darauf wies Papa und sagte: „Heute sollt ihr ein ganz neues Vergnügen haben, ein Topfschlagen, und das ist so: Der, den die Reihe trifft, wird mit verbundenen Augen dem Topfe in gerader Richtung gegenübergestellt, bekommt einen Stock in die Hände und muß, so gut er kann, auf das Ziel losgehen und darf dreimal nach dem Topfe schlagen. Schlägt er fehl, so wird er jedesmal an den früheren Platz zurückgeführt; trifft er mit drei Schlägen nicht, dann kommt ein anderer, trifft er, so bekommt er einen Gewinn.“

O, wie jubelten wir vor Freude! Ich schrie vor Vergnügen auf, und dann sagte ich: „Lieber Papa, aber das ist ja doch dein Geburtstag.“ „Eben deshalb,“ antwortete er, „mache ich euch eine Freude.“ Der gute Papa, das war doch zu hübsch! Und was für schöne Gewinne hatte Papa kommen lassen: Zuckersachen, Porzellanfiguren, Bälle, eine Harmonika, Bilderbogen zum Ausschneiden, einen Brummkreisel, bunte Bleistifte und kleine Kistchen mit Schokoladencigarren. Kein Mensch, außer Mama und Herr Flohr, hatte vorher etwas von den Gewinnen gewußt, sogar Tante Susanne und Otto nicht, und der kommt doch sonst hinter alles.

Nun wurde abgezählt und Otto war der erste, dem die Augen verbunden wurden; Papa that das selbst, drehte ihn dann im Kreise um, gab ihm den Stock in die Hand und stellte ihn zurecht. Otto marschierte darauf los, als ob er sehen könnte, er sah aber nichts und schlug, plauz! dreimal vorbei.

Wir kamen alle an die Reihe; als Papa mir die Augen verband, sagte ich: „Papa, ich kann sehen!“ Da sagte er: „Kleine, ehrliche Tochter!“ und küßte mich. — O, es war zu prächtig! Wir schlugen jeden Augenblick daneben, aber gewannen am Schlusse doch alle die hübschen Sachen. Die Knaben wurden zuletzt so sicher, daß Mama noch drei Kochtöpfe mehr hergeben mußte, aber als die auch kaputt waren, sagte

Mama lachend: „Nun hört aber auf, ihr kleinen Vandalen, ihr zerschlagt mir ja meine ganze Wirtschaft; wenn das so fortgeht, muß ich mir morgen eine neue Kücheneinrichtung kaufen.“ — Da schlugen die Knaben nach den Scherben, denn sie konnten gar nicht aufhören, soviel Spaß machte es ihnen.

Uber unseren kleinen Hund Männe lachten wir sehr; so oft einer von uns den Besenstiel in die Hand nahm, denn der Stock war eigentlich ein Besenstiel, kroch er schreiend unter die Bank, und wenn man zuschlug, schrie er wieder, gerade als ob er der Topf wäre. Das machte uns sehr viel Spaß; mich dauerte der kleine Hund wohl, aber ihm geschah ja doch kein Leid, was hatte er denn zu schreien; das war doch auch zu dumm.

Ich gewann einen kleinen Affen von Porzellan, eine kleine Tasse, weiß mit einer Rose, und Zuckersachen und einen Ball. Eigentlich hatte ich auch noch die Harmonika und zwei Buntstifte gewonnen, aber die tauschten die Knaben mir ab gegen Zuckersachen, das konnte ich ihnen ja gern zu Gefallen thun, und überdies hatte ich auch mehr Spaß an den Näschereien als an der Harmonika.

Wir waren sehr vergnügt, und mittags kam ein Baumkuchen und Champagner auf den Tisch, und als eingeschenkt wurde, sagte Papa: „Geschwind, Marie,

hole deinen Fingerhut, du sollst mittrinken!“ Ich wußte, daß Papa nur scherzte, aber ich lief doch und holte den Fingerhut, und darüber lachten die Vettern und Otto ganz laut. Ich bekam auch ein kleines Glas und voll Schaum; aber nun erging es mir komisch, denn sowie ich ein bißchen davon getrunken hatte, kribbelte und krabbelte es in meiner Nase so, daß ich mir ordentlich die Thränen abwischen mußte. Aber geschmeckt hat es doch prächtig, auch der Baumkuchen; ich wollte es wäre alle Tage Geburtstag, daß es Champagner und Kuchen gäbe.

Otto neckte mich immer und sagte leise: „Marie, iß nur nicht soviel, wie damals, an Wilhelms Geburtstag!“ — Ich weiß jetzt sehr gut, daß ich damals zu viel getrunken habe, aber den Champagner konnte ich sehr gut vertragen, und nach Tische ging ich recht viel umher, damit sie es alle sehen konnten, wie fest ich auf den Beinen stand.

Die kleine Adelheid stieß so oft an mit ihrem kleinen Glase, daß es in Stücke sprang, und nun ging sie ganz weinerlich zu Papa und sagte: „Sei nicht böse, daß das Glas entzwei ist.“ „Ja,“ sagte Papa, „auf das Glas bin ich sehr böse, aber natürlich nicht auf dich.“ Da lachte sie sehr.

Als wir gegessen hatten, sagte Papa: „So, nun habe ich mir noch ein Vergnügen für euch ausgesonnen,

und zwar, daß ihr heute nachmittag drei Stunden bei Herrn Flohr haben sollt.“ Ich sah sogleich, daß das nicht Ernst war, aber die Jungen machten ganz lange Gesichter und sagten kein Wort; da sprang ich umher und rief: „Papa scherzt nur, Papa scherzt nur!“ Und da küßte er mich und sagte: „Schämt euch, ihr großen Bengel, daß die Kleine hier klüger ist als ihr!“ Da wurden sie alle ganz munter; ich aber freute mich ungeheuer, denn so oft, wenn Wilhelm und Otto sich etwas erzählen, und ich mitsprechen will, sagen sie: „Kleinchen, sei doch still, das verstehst du ja nicht!“ Und dann ärgere ich mich oft so darüber, daß ich weine. Heute hat doch nun Papa selbst gesagt, daß ich klüger bin als sie, und das freut mich; nun müssen sie es doch endlich glauben.

Der Jäger ist gestern mit Parole auf den Hühnerhof gegangen, und der ist jetzt schon so gut abgerichtet, daß er die Hühner und Puten nur ansah, aber zuleide hat er ihnen nichts gethan. Ich glaube, er hätte es wohl gethan, wenn er nur gedurft hätte! — Die Hühner und Puten und Gänse dachten wohl dasselbe, denn sie liefen und flogen ganz ängstlich umher. So, nun höre ich auf.

Marie.

Zwanzigster Sonntag.

Ich trete wieder als ordentlicher Bursche in Reih' und Glied und sage:

Montag. Von dem Tage weiß ich nicht viel zu sagen, nur daß Mama und Tante Susanne am Vormittag nach der Stadt fuhren und wir deshalb ohne sie zu Mittag speisen mußten. Nachmittag arbeiteten wir in unserem Garten, Marie sonnte ihre Puppenbetten, und wir packten ihr ein paarmal Männe und Puck, das ist Mamas kleiner Hund, darauf. Gegen Abend kehrten Mama und Tante zurück und brachten uns schönen Kuchen mit.

In der Nacht hatten wir ein schweres Gewitter, es blitzte und donnerte ununterbrochen und in Lomnitz schlug es ein. Wir konnten von unserem Schlafzimmer aus den Feuerschein sehen, doch glücklicherweise brannte nur eine Scheune; unsere Spritze fuhr

auch hin, zu löschen. Marie hatte von dem ganzen Gewitter nichts gehört, und das war auch recht gut, denn sie ist ja solch ein kleiner furchtsamer Hase, daß sie bei jedem hellen Blitze und jedem starken Donner aufschreit und sich Augen und Ohren zuhält. Sie kann auch nicht schießen hören.

Dienstag. Ein recht guter Tag. Wir lernten alle drei besonders gut, und Herrn Flohrs Lineal hatte völlige Ruhe. Nachmittags angelten wir am Teiche, fingen aber nichts, vergnügten uns jedoch sehr gut. Tante Susanne und Marie suchten uns auf und brachten uns Kirschen. Später gingen wir mit ihnen spazieren und dabei las uns Tante einen Brief von Auguste vor. Auguste ist nämlich Mamas Pflegetochter und Mama hat für sie ebenso gesorgt, als ob sie ihre Tochter sei. Sie ist das Kind einer armen Waschfrau in Altau, deren Mann gestorben ist, und die außer Auguste noch acht Kinder hatte. Mama war die Pate des kleinen Mädchens gewesen, und hatte dieses für ihr eigenes Geld bei einer braven Familie in Pflege gegeben, und auch Kleidung, Schulgeld und Bücher selbst bezahlt. Später, als Mama Papas Frau geworden und von Altau weggegangen ist, hat Großmama und jetzt auch Tante Susanne sich Augustes angenommen. Nun ist sie schon konfirmiert und in eine Mägde-erziehungsanstalt gekommen, wo sie kochen, waschen,

plätten, scheuern und alles lernt, was ein tüchtiges Dienstmädchen können muß.

Tante Susanne meinte, ob Mamas Beispiel uns nicht Lust mache, uns auch so eines armen Kindes anzunehmen. Ei ja, das möchten wir wohl ganz gern thun, aber ob unser Geldbeutel das erlauben wird? Mama sagt, wer ernstlich danach strebt, Gutes zu thun, dem wird es auch nicht an Mitteln dazu fehlen, und wir würden dann vielleicht lernen besser haushalten mit unserem Taschengelde. Nun, ich will gewiß sparsam sein, aber wenn man hier oder da etwas Schönes sieht, so ist es einem doch nicht zu verdenken, daß man es sich kauft, und ich finde einmal immer etwas, was mir zu kaufen wert scheint.

Mittwoch. Am Morgen vor dem Frühstücke durften wir mit dem Kutscher nach der Mühle fahren. Ich saß auf einem Kornsacke, so vergnügt wie ein König auf seinem Throne. Wilhelm durfte mitunter fahren, weil er, wie der Kutscher sagt, so finnig ist. Er ist ja aber auch schon ein alter Bursche, ich bin noch ein junges Blut. Während die Säcke abgeladen wurden, wies der Müller uns einen Baum mit frühreifen Birnen an, den wir schütteln durften. Dabei war Wilhelm denn doch auch nicht sehr finnig. Ich steckte zwei Birnen in meine Tasche für Marie, das arme Liliputchen, das zu Hause hatte bleiben müssen.

Donnerstag. Lernen gut. Mittags mein Leibgericht: Bayrische Knödel mit Obst. Abends geangelt und nichts gefangen. Diese ganze Angelei ist eigentlich eine rechte Geduldsprobe; ich angele ja sehr gern, aber ich muß doch auch einmal etwas fangen. Aber wenn man so stundenlang auf einem Flecke steht und immer nur in das Wasser guckt und guckt, und es beißt gar nichts an, dann reißt doch schließlich die Geduld, wenigstens meine. Oder wenn es einem gar so geht, wie mir neulich, wo ein großer Fisch angeschwommen kam und auch anbiß. Halt, dachte ich, dich habe ich fest! und will soeben die Angel herausziehen, — ja, profit! da schwimmt er mit dem Haken und dem Regenwurme davon, und ich habe wieder nichts. Und da soll man nicht ärgerlich werden?

Freitag. Lernen nicht ganz besonders, ich mußte eine Stunde nachsitzen. Abends geangelt und einen kleinen Katzfisch gefangen, den der Kater bekam.

Sonnabend. Herr Flohr war zufrieden, gute Zeugnisse. Gartenarbeit, dabei zum Schlusse gegenseitiges Bespritzen mit der Gartenspritze, so daß wir uns umkleiden mußten; nachher Spaziergang.

Sonntag. Bis jetzt nur gefrühstückt und dies geschrieben; um zehn Uhr wird zur Kirche gefahren.

Otto.

Einundzwanzigster Sonntag.

Der Sonntag hatte heute einen betrübten Anfang gehabt, denn ich bekam einen Brief aus der Stadt von meinem Freunde Konrad, und der schreibt mir, daß ein kleiner Junge ertrunken ist, den wir alle kannten. Er hieß Alfred und war sehr niedlich und alle, die ihn kannten, hatten ihn gern.

Dicht neben dem Garten von Alfreds Eltern fließt der Fluß; es ist zwar dort ein Geländer, aber es ist nicht sehr hoch. Alfred durfte oft dort spielen, aber niemals ohne Aufsicht, denn er war ja erst fünf Jahre alt. Vor drei Tagen war er im Garten mit seinem ältesten Bruder Karl, und wie beide recht im Spiele sind, wird Karl einen Augenblick abgerufen, weil der Schneider ihm Maß nehmen soll, und im Weggehen ruft er: „Alfred, ich komme sogleich wieder, gehe nicht an den Fluß.“

Nach einigen Augenblicken kommt er zurück, und sein erster Blick sucht den Bruder, aber der ist nicht zu sehen. Er läuft an den Fluß, er ruft, er sucht, Alfred ist nicht zu sehen. Dieser muß sich doch wohl an den Rand des Geländers begeben und sich vorgebeugt haben und so hinabgestürzt sein, denn der Fluß liegt viel tiefer.

Der arme Karl ringt die Hände und ruft und wehklagt und kann sich nicht entschließen, es den Eltern zu sagen. Endlich thut er es doch, und nun stürzen alle in den Garten und rufen und suchen, und der Vater holt schnell ein Boot herbei und auch im Wasser wird gefischt und gesucht, aber keiner findet Alfred.

Die armen Eltern hofften noch und dachten, Alfred könne fortgelaufen sein, mit anderen Knaben zu spielen, aber am Abend da brachten Fischer die kleine Leiche, die sie weit hinaus im Flusse gefunden hatten. Er ist gar nicht entstellt gewesen und hat ganz ausgesehen, als ob er lebe, und seine arme Mutter hat immer gesagt: „Nein, tot ist er nicht, wir haben ihn nicht verloren, er wacht noch wieder auf!“ — Wir haben alle drei darüber geweint, und Konrad schreibt auch, er habe bis jetzt noch gar nicht wieder so lustig sein können, wie wohl sonst.

Daß Alfreds Ungehorsam den Tod herbeigeführt hat, das ist sehr traurig, aber Otto, Marie und ich

wollen jeden Abend für ihn beten, daß der liebe Gott ihm vergeben und ihn in seinen Himmel aufnehmen wolle. Alfreds Mama soll infolge des Schreckes und der Aufregung krank geworden, und auch sein Papa und seine Geschwister sollen so sehr, sehr traurig sein, denn sie liebten ihn so herzlich. Er war auch so allerliebst.

Jetzt muß ich noch etwas von der vorigen Woche erzählen. Onkel Tannenried, der bei mir Gevatter gestanden hat, schickte mir am Donnerstag aus Dresden ein wunderschönes Album; der Einband besteht aus violettem Sammet mit Gold; ich habe nie etwas Hübscheres gesehen, und es gehört ein mit Watte und Seide gepolsterter Kasten dazu. Ich dachte sogleich daran, wen ich bitten wolle, mir einen Denkspruch hineinzuschreiben, und zuerst bat ich Otto und Marie, die auch beide gern bereit dazu waren und sehr glücklich darüber. Marie war schon nach ein paar Minuten mit dem Besinnen fertig und wollte schreiben:

„Liebe Du mich
So wie ich Dich."

Deine Dich liebende Schwester
Marie.

Otto hatte auch schon seinen Entwurf gemacht, nämlich, er wollte einen Vers hineinschreiben, den er einmal in einem Stammbuche gelesen hatte, und der lautete so:

„Gedenke mein,
So wie ich Dein,
Und laß uns immer
Fröhlich sein."

Dein treuer Bruder
Otto.

Ich war mit beiden Versen sehr zufrieden, aber soeben als Otto anfangen und einschreiben wollte, kam Mama und sagte: „Ihr denkt doch nicht im Ernste daran, jetzt schon euch in dieses Buch einschreiben zu wollen? Nein, nein, daraus wird nichts; das Buch bewahrt Wilhelm bis zu seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahre, dann kann er sich hübsche Gedanken und Erinnerungen darin sammeln. Jetzt ist es hierzu noch viel zu früh, denn in einem so schön eingebundenen Gedenkbuche müssen nur gute und schöne Dinge stehen, sonst ist es eine Frucht mit schöner Schale und schlechtem Kerne. Ich will euch aber jedem ein einfaches Album schenken, in das alle eure kleinen Freunde schreiben können, was ihr Herz ihnen eingiebt."

Über dieses Versprechen freuten wir uns sehr; Mama hat ganz recht, aber Otto und Marie waren ein wenig niedergeschlagen, denn eben in dieses hübsche Buch hätten sie sich am liebsten eingeschrieben. Otto sagte auch: „Ich glaube gar nicht, daß mir nach Jahren etwas Besseres einfallen wird, denn das ist

wirklich ein sehr hübscher Vers!“ — Mama lachte und meinte, wenn er nach Jahren erst schöne Gedichte und Sprüche gelesen habe, werde er in diesen Einfall, der ja für einen zehnjährigen Jungen ganz gut wäre, so verliebt nicht mehr sein.

Wir haben jetzt sehr viel zu thun, denn Herr Flohr will nächstens ein Examen mit uns halten, in Papas Gegenwart, und da kommt es besonders darauf an, wie wir im Latein bestehen, denn das ist, wie Otto sagt, Papas Lieblingspferd. Recht zu Ottos Verdruß, denn er ist gar kein großer Freund davon. Ich bin, weil ich älter bin, schon etwas weiter darin vorgerückt, da geht es schon besser, und eigentlich macht es mir auch Freude. Dafür ist mir Otto im Rechnen wenigstens gleich, wenn nicht über; darin kann er vortreffliche Antworten geben, vorausgesetzt, daß er seine Gedanken zusammennimmt und sie nicht überall umherspazieren läßt; aber das passiert ihm oft, selbst mitten in der Stunde.

Unsere Mieze schreibt ganz allerliebst; ihre Bücher sehen musterhaft sauber aus, kein einziger Tintenfleck ist darin oder darauf und immer gleichmäßig gut geschrieben. Unsere sehen ein bißchen anders aus, aber wenn sie erst so viele Ausarbeitungen machen muß, wie wir, wird es bei ihr auch anders werden. Herr Flohr tadelt auch oft unsere schlechte Schrift; er sagt

immer: „Eine gute Handschrift sei stets eine besondere Empfehlung für jeden jungen Mann, welchen Beruf derselbe auch gewählt haben möge.“ Das mag wohl richtig sein, aber wenn man nun einen langen Aufsatz zu machen hat, und die Sonne scheint so schön, und man möchte gern ins Freie, ja, dann sputet man sich, und dann geht es ans Schmieren.

Marie weiß überhaupt für ihr Alter eine ganze Menge, das kommt wohl daher, daß sie immer von uns viel aufschnappt, was sie noch gar nichts angeht. Wenn wir uns üben, unsere Vokabeln hersagen oder deklinieren, so lernt Marie, wenn sie es zufällig hört, immer mit; das klingt zum totlachen, aber sie kann es ganz fix.

Marie will auch Latein lernen, aber Mama will es nicht und sagt: „Gieb du dir nur Mühe bei dem Französischen und Englischen, das paßt besser für kleine Mädchen. Und wenn du größer bist, dann lernst du ordentlich die Wirtschaft führen, daß du alles, was dazu gehört, aus dem Grunde verstehst, das wird dir im Leben nützlicher werden als Latein.“ Nächstens kommt ein kleines Mädchen aus Paris zu uns, das gar kein Deutsch kann, und mit dem soll Marie französisch sprechen. Sie freut sich sehr darauf, weiß aber gar nicht, wie sich das machen wird, daß sie einander verstehen, denn sie kann noch sehr wenig Zusammenhängendes sagen,

nicht viel mehr, als: „je vous aime," „je vous en prie," „donnez-moi," „comment vous portez-vous," und „ma chère et bonne maman." Viel mehr kann sie wirklich nicht; das wird also ein Spaß werden.

Otto ruft mir soeben zu, daß Papa und Herr Flohr am Nachmittag zu dem Förster fahren und uns mitnehmen wollen. Als wir das letzte Mal in der Försterei waren, setzte die Frau Försterin uns in der Laube vor dem Hause Milch und Butterbrote vor. Ich hatte gerade recht tüchtigen Hunger und langte auch sogleich zu, dabei guckte ich aber nach den beiden kleinen possierlichen Dachshunden, und ich weiß nicht, wie es kam — plötzlich lagen die schönen Schinkenscheiben von meinem Butterbrote drunten im Sande. Die Frau Försterin wollte mir andere holen, jedoch das litt Mama nicht; sie sagte, zur Strafe für meine Unachtsamkeit möge ich mein Butterbrot unbelegt essen. Es schmeckte mir auch so ganz gut, aber ich mußte immer an den schönen Schinken denken, und obenein schämte ich mich, daß ich so unachtsam gewesen war. Nun, heute soll mir das nicht wieder passieren!

Wilhelm.

Zweiundzwanzigster Sonntag.

Der alte Jochen, bei dem wir am Donnerstag waren, ist glücklich wieder auf den Beinen; er war bei seinen Bienen und hatte seine Bienenkappe auf und seine großen Handschuhe an. Wir sahen aus der Ferne mit an, wie die Bienen ihn umschwärmten, und als er hernach zu uns kam, sagte er: „Wartet nur, bald bringt Mutter Martha euch Scheibenhonig.“ Wir lachten vor Vergnügen, denn Honig ist doch etwas Prächtiges, besonders Scheibenhonig; das Ganze sieht aus wie ein Haus mit vielen Kämmerchen, und Herr Flohr hat versprochen, uns nächstens eine solche Bienenwirtschaft recht erklären zu wollen. Mama sagte, sie habe ein hübsches Buch gelesen und darin stehe, daß die Blumen die Wirtshäuser der Bienen wären, worin diese nach einem frischen Trunke fragten. — Otto sagte: „Warum sollen es denn lauter Wirtshäuser

sein? Man kann sich ja auch denken, daß sie zu Gast gebeten, und die Blumen Häuser von Verwandten und Freunden sind; aber daß man, was die kleinen Wichte darin finden, einen frischen Trunk nennt, das freut mich sehr, denn das klingt so gewichtig. Anstoßen können sie aber in ihren Blumenhäusern nicht, denn zwei trinken niemals zusammen."

Das ist so allerliebst, wenn man von allen Dingen etwas Hübsches weiß, denn wenn ich jetzt eine Biene in einem Blumenkelche sehe, muß ich sogleich denken: Die sitzt nun in ihrem Wirtshause und was sie wohl begehrt haben mag? Wein oder Bier oder Limonade? — Das amüsiert mich sehr, und wenn sie dann wieder auf und davon fliegen, kommen sie mir manchmal ganz berauscht vor.

Mama erzählte mir auch eine kleine Geschichte von den Bienen, und darin hieß es am Schlusse: „Die Biene ist das Bild des Fleißes, selbst wenn sie sich dem Genusse hingiebt und den süßen Blütensaft und den duftenden Blütenstaub zehrt, arbeitet sie, denn sie sammelt beides nur ein, um Honig daraus zu bereiten. Deshalb sagt man auch von einem fleißigen Menschen, er ist emsig wie eine Biene, und alle haben ihn lieb. Ich sagte, ich möchte auch, daß mich alle lieb haben und will darum immer recht fleißig sein, wenn ich mich doch auch schon nützlich machen könnte. Mama meinte,

ich könnte das wohl, ich solle nur immer ein wenig nachdenken, auf welche Weise; und sie hat recht, denn ich kann doch schon so manches thun und auch Mama, Tante Susanne, Frau Hermann oder unseren Mädchen einen Gang abnehmen. Jetzt helfe ich jeden Morgen Albertine in Mamas und in meinem Zimmer den Staub wischen und den Blumen frisches Wasser geben, ich glaube Albertine sieht das gern.

Gestern fragte Tante Susanne: „Welche Häuser werden von den Menschen gegessen?“ — Erst lachten wir alle, aber wir sollten doch antworten, und ich sagte: „Die Schneckenhäuser, Tante.“ „Gehorsame Dienerin,“ antwortete sie, „ich will dir einmal ein Schneckenhaus zu essen geben! Die Schnecken, die man Weinschnecken nennt, werden allerdings von einigen Menschen gegessen und auch in der Medizin gebraucht, aber die Häuschen verzehrt man doch nicht mit. Nun du, Otto, welche Häuser werden von den Menschen aufgegessen, als wären sie Brei?“ Otto sagte triumphierend: „O, die Austern!“

„O ho!“ sagte ich, „da will ich doch lieber ein Schneckenhäuschen zerbeißen als eine Austernschale!“ — „Höre, liebe Tochter,“ antwortete Tante, „jeder hält sich selbst für den Klügsten, aber ihr habt alle beide ziemlich dumm geantwortet, sei du klüger, Wilhelm; nun, was sind denn das für Häuser?“

Wilhelm lächelte und erwiderte: „Tante Susanne, du meinst gewiß die kleinen Bienenzellen, den Scheibenhonig, denn die kleinen Zellchen sind doch die Häuser der Bienen.“ „Ja, aber die Verkleidungen sind von Wachs, das ißt man nicht,“ erklärte Tante, „du hast also auch unrecht!“

Da klatschte ich in meine Hände und rief: „Tantchen, ich weiß es, ich weiß es, du meinst die indianischen Vogelnester!“ „Nun natürlich, ihr dummes, kleines Volk; warum habt ihr das nicht gleich gesagt?“ — Das begriffen wir auch alle nicht.

Donnerstag hatten wir ungeheuer große Freude: In der Stadt sollte ein kleiner Wagen verkauft werden, und den hat Papa für uns gekauft. Er ist so groß, daß vier Kinder Platz darin haben, und für die Esel ist jetzt Geschirr bestellt, und die sollen den Wagen ziehen. Das ist ein Spaß! Ich kann mir keinen größeren denken. — Otto sagte: „Ja, wenn wir nur nicht bald wieder in die Stadt müßten, könnten wir doch auch den Winter über hierbleiben!“ — Hierbleiben werden wir nicht, das weiß ich wohl, aber solange wir hier sind, wollen wir tüchtig auskutschieren. Eine Peitsche wollen die Brüder sich selbst anschaffen; sie sind nur noch nicht recht einig, ob der Stiel rot oder grün sein soll. Wilhelm sagte grün und Otto rot, und weil Wilhelm nicht sofort nachgab, wurde

Otto fast zornig und sagte: „Ach, du bist ein rechter Grünschnabel!“ Wilhelm antwortete nicht und ging ganz böse fort; da that es Otto aber sehr leid, und er lief ihm nach. Ich sagte: „Nehmt doch einen gelben Stiel, dann bekommt ihr alle beide euren Willen nicht.“ Aber das wollten sie nicht; was ich sage, darauf hören sie selten, und neulich haben sie sich selbst dadurch um eine sehr große Freude gebracht. Papa wollte ihnen ein Velociped schenken, und nun stritten sie sich darüber, ob es ein zweiräderiges oder ein dreiräderiges sein sollte. Otto sagte: „Ich möchte eins mit zwei Rädern haben, das sieht feiner aus,“ und Wilhelm sagte: „Ja, feiner sieht es wohl aus, aber es ist auch schwerer damit zu fahren, und da werden wir wohl mehr im Sande liegen als oben sitzen.“ „Sprich doch nicht so in der Mehrzahl,“ sagte Otto sogleich ganz heftig, „wir! Das könntest doch nur du sein, wenn du ungeschickt bist.“ Ich sagte sogleich: „Kinder, wenn Papa das nur nicht hört!“ Aber Papa hatte es schon gehört und sagte ganz ruhig: Beunruhigt euch nicht weiter, ihr bekommt jetzt gar keins!“ Das hatten sie nun davon!

Mama hat im vergangenen Jahre im Bade eine Dame aus Paris kennen gelernt, die dort Vorsteherin einer Erziehungsanstalt ist. Jetzt hat die Dame bei Mama angefragt, ob sie ein kleines verwaistes Mädchen als Gesellschafterin für mich in unser Haus

nehmen wolle, und Mama hat sogleich geschrieben, daß sie das möchte. Das kleine Mädchen heißt Josephine Melincourt; wir müssen mit ihr immer französisch sprechen, denn sie versteht gar kein deutsches Wort. — Manchmal freue ich mich auf die kleine Josephine und manchmal nicht, denn wie wird das mit Wilhelm und Otto werden? Von denen bekommt man oft einen kleinen Puff weg, man weiß gar nicht warum. Ich mache mir ja nichts daraus, aber die Kleine hat doch noch nie mit Jungen gespielt, und weiß nicht wie wild die zuweilen sind.

Mama sagt, die Kinder in jener Erziehungsanstalt in Paris wären zum größten Teil Waisen, seien aber alle aus sehr guter Familie. Auch die Damen, welche die Oberaufsicht über die Anstalt führen, gehören den höheren Ständen an, und deshalb könne man sicher sein, gute Kinder von dort zu bekommen.

Tante Susanne guckte mir soeben über die Schulter und sagte: „Das hast du ja außerordentlich altklug geschrieben.“ „Aber, Tante, was soll ich denn schreiben?“ fragte ich. — Da küßte sie mich und antwortete: „Was du willst, denn ich freue mich ja, wenn meine Nip recht hübsch verständig schreibt!“

Könnte ich das nur!

Marie.

Dreiundzwanzigster Sonntag.

Nun marschiert auf, ihr Tage, denn euer General ist da! Zuerst Montag, denn um den vorigen Sonntag kümmere ich mich nicht, den hätte Marie beschreiben können. Also:

Montag. Aber gar nicht blau, denn ich mußte ungeheuer viel lernen. — Herr Flohr sagt stets, nach einem Ruhetage müßte man sich doppelt anstrengen; er vergißt aber, daß ich mich eben Sonntags doppelt anstrenge, alles nachzuholen, was ich in der Woche versäumte an Laufen, Springen, Klettern, Gehen, Stehen, Lachen und Toben. Was ich in sechs Tagen versäumte, oder doch nur halb that, das soll der siebente einholen, das ist auch keine leichte Sache! Ich lerne aber doch gut, denn ich gebe mir jetzt beständig sehr viel Mühe, weil ich es unrecht finde, das nicht zu thun. Früher dachte ich nicht darüber nach, aber

seit ich recht weiß, daß auch in der heiligen Schrift steht, daß wir arbeiten und unser Brot im Schweiße unseres Angesichts essen sollen, bin ich immer aufmerksam beim Lernen. Wer Latein lernt, kann wohl sagen, daß er sein Brot verdient.

Seit ich immer, das heißt, beinahe immer, gute Zeugnisse habe, ist Papa viel freundlicher gegen mich. Früher hatte er mich auch wohl lieb, dachte aber gewiß stets, es würde doch nichts Ordentliches aus mir werden, denn da hieß es immer: „Otto wird nie zum Studieren kommen, er ist zu flüchtig und nimmt es zu wenig ernst mit dem Lernen."

Das sagt jetzt keiner mehr, und das ist mir auch recht lieb.

Herr Flohr schenkte mir an dem Tage einen Meteorstein und sagte, dieser Stein oder vielmehr solche Steine wären, nach dem, was man jetzt ergründet hätte, eine Welt im kleinen und fielen aus dem Monde auf die Erde herab. Ich steckte den Stein in meine Tasche und sagte hernach zu Wilhelm: „Ich trage eine Welt in meiner Tasche!" — Er lachte wohl, aber solche Dinge flößen ihm viel Anteil ein, und er kann stundenlang zuhören, wenn Herr Flohr davon vorliest oder ihm erzählt. Ich mache mir so viel nicht daraus, und außer in den Lehrstunden höre ich am liebsten nicht viel von ernsthaften Dingen.

Dienstag. Als Wilhelm, Marie und ich früh am Morgen in den Park gingen, begegneten wir Tante Susanne. Es war etwas Nebel, und der zog wie Dampf und Rauch über den Teich, aber die Luft war gar nicht kalt, und auf den Rasenplätzen waren viele Spinnengewebe ausgebreitet. Als Tante das sah, sagte sie: „O, die kleinen, fleißigen Spinnen haben schon früh am Morgen ihre Betttücher auf die Bleiche gelegt!“ — Das belustigte Marie sehr; „Tante,“ sagte sie, „dann haben die Spinnen große Wäsche, denn da liegt Stück bei Stück.“

Als wir dann an eine Brücke kamen, sahen wir etwas recht Allerliebstes. Zwischen dem Geländer hing ein Spinnennetz und daran hing Tau in lauter kleinen und großen Tropfen, daß es so aussah, als ob Perlen auf einen Faden gezogen wären und ganz egal, Perle an Perle.

Als wir von dem Spaziergange nach Hause kamen, war soeben das Geschirr für unsere Esel angelangt, und Papa sagte, wenn wir fleißig wären, dürften wir am Abend auskutschieren. Das war eine Freude!

Sowie die Uhr sechs schlug, Stühle gerückt, weggestellt, Bücher beiseite, die Mütze auf den Kopf und hinab in den Hof. Marie kam auch herbeigerannt, den Hut im Nacken und rief schon von weitem: „Ich will auch mit, ich will auch mit, Mama hat es er-

laubt!“ Ich fragte: „Ja, wo willst du denn eigentlich hin?“ denn ein Wagen war gar nicht zu sehen; aber sie rannte immer vorwärts bis an die Stallthür und rief: „Bitte, Klaus, jetzt spanne die Esel an, wir dürfen, Papa hat es erlaubt.“

Nun kamen Zuschauer von allen Seiten, Papa und Mama, Tante Susanne, Herr Flohr und alle Leute. Als die Esel angespannt waren, sagte Papa: „Wilhelm fährt heute, aber zuerst Probe, dreimal um den Hof herum.“ Mein Herr Bruder that unmenschlich wichtig, zog Handschuhe an, rückte sich zurecht auf dem Kutscherſitze, recht wie ein Kutscher, besah die Zügel und die Peitsche, und dann ging es los. Zuerst ziemlich schlecht, denn ein Esel zog rasch und der andere langsam; der kleine, tapfere Flick zog immer voraus, aber Flock hatte keine Lust, senkte den Kopf und ging nur so weit vorwärts, als er nicht ändern konnte. Wilhelm rief und pfiff, schalt und brauchte die Peitsche, aber an solche Dinge kehrt ein Esel sich nicht viel. Zuletzt ging es doch ziemlich gut.

Nachdem die Probefahrt vorüber war, durften wir anderen, Marie und ich, einsteigen und bis zum Dorfe fahren. Es ging auch niemand weiter mit. Das war eine Fahrt! Und wie haben wir gelacht! Marie und ich waren die Herrschaft und Wilhelm unser Kutscher, und wir sprachen stets, als ob wir auf einer großen

Reise begriffen wären, und wo wir übernachten wollten. Wir haben uns prächtig dabei amüsiert.

Mittwoch. Abends habe ich gefahren, nachdem ich eine sehr ernsthafte Ermahnung von Papa bekommen hatte, recht besonnen und achtsam zu sein. Tante Susanne fuhr auch mit, weil Mama wahrscheinlich Angst hatte, ich werde umwerfen. Ich setzte mich auch gar nicht wie ein Kutscher hin, sondern wie die Herren, wenn sie fahren, etwas nachlässig und seitwärts und einen kleinen Stock im Munde, als ob es eine Cigarre sei. So ging es vorwärts; Tante Susanne lachte ungeheuer und sagte jeden Augenblick: „Vortrefflich!“ und „höchst elegant!“ Wir fuhren nach dem Lydberg, wo Korn eingefahren wird und hernach über die Landstraße zurück, und da wäre ein Reiter, dem wir begegneten, fast vom Pferde gefallen, weil sein Pferd sich vor den Eseln scheute.

Donnerstag. Am Morgen auf unserem Spaziergange sprachen wir viel von unserer Equipage, und da dachten wir, wenn wir uns nun auf einmal mit unserem Wagen in einem fremden Lande befänden und gar kein Geld hätten, was wir dann anfangen wollten? Ich sagte: „Natürlich, sogleich den Wagen und die Esel verkaufen.“ Darüber hätte Marie fast geweint. „Die Esel gehören mir auch,“ sagte sie, „und ich gebe sie dazu nicht her.“

„Ja," sagte Tante Susanne, „du würdest aber doch essen und trinken wollen, und ohne Geld bekämst du in dem fremden Lande nichts, daher würdest du die Esel wohl hergeben müssen. Ich wäre natürlich mit euch, und wenn das hübsche, kleine Fuhrwerk verkauft wäre, schaffte ich mir dann alles an, um Blumen zum Verkaufe zu verfertigen."

„Tante," rief Marie, „und ich will kleine Nadelkissen und Nähnadelbücher sticken und auf Kartenpappe malen."

Wilhelm sagte, er wolle eine Hobelbank anschaffen und drechseln, denn das kann er sehr gut. Ich erklärte, Papparbeiten machen zu wollen, denn das kann ich am besten; meine Kasten und Körbe sind nie schief. So das Feine, Mühsame, das gerät mir nicht so gut, das Goldbortenumkleben und dergleichen, das haben Marie und Tante Suschen immer gethan.

Wir sprachen noch viel darüber, und ob wir wohl so viel würden verdienen können, unser Leben zu fristen, und ich mußte dabei recht an Papa denken, der stets sagt, ein ordentlicher Bursche müsse so viel lernen, daß er sich nicht allein mit seinem Kopfe, sondern im Notfalle auch mit seinen Händen forthelfen könne.

Tante Susanne erzählte uns am Abend, wo wir wieder ausfuhren, und zwar ließ Wilhelm mich fahren, eine hübsche Geschichte von einem, der sich auch selbst

forthelfen mußte, und die will ich herſetzen, aber dann bekümmere ich mich auch um die Beſchreibung der Wochentage, die noch ſind, nicht mehr, ſo viel kann ich nicht ſchreiben.

Der Held von Tante Suſannes Geſchichte war ein junger Mann, der ſehr leichtſinnig geweſen war, und als er ſtudierte, ſich mit ſeinem Vater veruneinigte und in die weite Welt ging. Eine Mutter hatte er nicht mehr, und als er fortging, hatte er nur fünfzig Thaler in der Taſche und in einem Torniſter etwas Kleidung, Wäſche und ſeine Violine.

Zuerſt kam er nach Berlin und ſuchte dort Studenten auf, denen er ſein Schickſal erzählte; die hielten ihn überall, wo er mit ihnen war, frei, und als er ſehr krank wurde, ſorgten ſie, daß er einen geſchickten Arzt bekam. Als er hergeſtellt war, bot er dem Doktor mit vielem Danke eine kleine Summe an und ſagte, daß er nicht imſtande ſei, mehr zu geben. Der Doktor, der ſeine Geſchichte kannte und ihn oft vergebens ermahnt hatte, zurückzukehren, ſagte, er wolle kein Geld von ihm, wenn er aber auf ſeinen Fahrten nach Neapel kommen ſollte, möge er ihm von dort zum Danke eine Lazzaronipfeife mitbringen, denn eine ſolche wünſche er ſich ſeit lange. Das verſprach er.

Von Berlin reiſte der junge Menſch weiter und immer weiter, ganz ohne Plan, weil er noch Geld

hatte. Sehr bald aber ging dieses zu Ende, und nun geriet er in große Bestürzung. Hin und wieder fand er freundliche Menschen, die ihn mit sich fahren ließen und ihm auch etwas Geld borgten, als er aber in Lyon anlangte, hatte er gar, gar nichts mehr; ihn hungerte, ihn dürstete, und er hatte kein Obdach, seine müden Glieder auszuruhen. Was sich von seinen Sachen verkaufen ließ, hatte er längst verkauft, ihm blieb nur seine Violine, und die mußte ihn jetzt retten. Mit Thränen im Auge ging er in ein Wirtshaus und spielte, und die Gäste, unter denen viele Offiziere waren, hörten ihm zu und beschenkten ihn reichlich. So hatte er zum erstenmal im Leben sich selbst sein Brot verdient. An demselben Abend schrieb er an seinen Vater und bat um Verzeihung, setzte aber hinzu, daß er nicht eher heimkehren wolle, als bis er imstande sei, sein Brot sich zu erwerben.

Abends ging er jetzt immer in jenes Wirtshaus, und ein wohlhabender Mann, der ihn dort sah und hörte, merkte sogleich, daß er dazu nicht erzogen worden sei und ließ sich seine Geschichte erzählen. Durch diesen guten Herrn erhielt er einen Platz im dortigen Orchester und wurde nach zwei Jahren bei einem solchen in Paris angestellt, wo es ihm sehr gut ging. Von dort aber, denn leichtsinnig war er immer noch, ging er ohne Bewilligung seines Vorgesetzten nach London, wo er

aber für seine Wortbrüchigkeit bitter bestraft wurde, denn sein Kontrakt in Paris war noch nicht abgelaufen. Dort geriet er in die allerbitterste Armut und dankte Gott, als es ihm endlich gelang, nach Paris zurückzukehren.

Hier hatte er nicht den Mut, sich zu seinem früheren Vorgesetzten zurückzubegeben. Da begegnete ihm auf der Straße ein junger Mann, mit dem er im Orchester gespielt hatte, begrüßte ihn und fragte, ob ihm schon die 50 Franken ausbezahlt wären, die jedem von ihnen für den Abend zu teil geworden wären, wo sie vor einem fremden Fürsten gespielt hätten. — Er sagte: „Nein," und nun faßte er sich ein Herz und ging zu dem Direktor des Orchesters, der ihn nicht unfreundlich aufnahm, ihm die 50 Franken auszahlte und gestattete, wieder im Orchester zu spielen.

Er blieb acht Jahre in Paris, dann reiste er in seine Heimat zurück und ist jetzt in seiner Vaterstadt Lehrer der französischen Sprache, die er sehr gut und richtig spricht. Die Geschichte ist nämlich keine erdachte, sondern sie hat sich wirklich zugetragen. Großmama kennt sogar den Vater. Er lebt noch, ist aber jetzt alt und schwach, doch der Sohn sorgt mit großer Liebe für ihn, und ist so bemüht, den Vater vergessen zu lassen, daß er diesen früher so sehr betrübt hatte. Hätte er im Vaterlande bleiben und fleißig sein wollen, so hätte er jetzt vielleicht ein schönes Amt haben können.

Ich fragte Tante, ob denn der Doktor die Lazzaroni-pfeife aus Neapel bekommen habe. „Ja," sagte Tante, „die hat er erhalten." — Da rief Marie plötzlich: „Tante, liebe Tante, da fällt ein Stern!" Sie hatte eine Stern-schnuppe gesehen, und als wir uns nun aufmerksam umsahen, fielen so viele, daß es beinahe aussah wie ein Feuerwerk; ganz wundervoll! Tante erzählte uns nun von den Sternen und zeigte uns die Sternbilder, den großen und den kleinen Bären, die Milchstraße und noch mehrere andere. Ich fand das so hübsch, daß ich sogleich sagte: „Tante, ich studiere Astronomie!" Als sie mir nun aber auseinandersetzte, wie furchtbar schwierig die Berechnungen dabei sind, da wurde es mir schon beinahe wieder leid, und ich werde mich noch besinnen. Beim Aussteigen sagte Tante: „Otto, ich glaube, du hast die Absicht, vernünftig zu werden! Du hast ja nicht ein einziges Mal umgeworfen. Ich habe eigentlich mit großer Angst mein teures Leben deinen Händen anvertraut, aber ich muß sagen, du hast deine Sache brillant gemacht. Ich ernenne dich fortan zu meinem Hof- und Leibkutscher." — Das war eine hübsche Fahrt!

Otto.

Vierundzwanzigster Sonntag.

Otto sagt, er habe die Geschichte von dem Studenten geschrieben; gelesen habe ich es noch nicht, aber solche Begebenheiten, von denen ich weiß, daß sie wahr sind, die höre ich immer am liebsten. Wenn Menschen Reisen gemacht haben und erzählen davon, höre ich ihnen so gern zu. Tante Susanne erzählt, als sie mit Großmama in der Schweiz gewesen sei, da hätte in ihrer Pension in Interlaken ein Engländer gerade über ihnen gewohnt, der einen wahren Riesenschwamm hatte, Tante sah diesen manchmal draußen aufgehängt zum Trocknen.

Jeden Abend ließ er sich große Bütten mit Wasser auf seine Stube tragen, und wenn Tante das sah, zitterte sie, denn sie dachte an den Wasserschwamm, und bald darauf, wenn sie zu Bette ging, da floß das Wasser in Strömen plitsch, platsch, durch die Bretterdecke auf ihr Bett. Sie hatte schon vorher, weil

sie wußte, wie es kommen würde, vieles zum Schutz darüber hingebreitet, aber das half nicht immer, und oft mußte Tante ganz trostlos wiederaufstehen und die nassen Mäntel und Tücher entfernen, und das Bett war doch durchnäßt. Wenn sie das erzählt, sagt sie stets: „Das war kein hübsches Abenteuer!" Wir lachen dann freilich immer, aber eigentlich war es gar nicht angenehm für die liebe Tante.

Viel Neues hat sich nicht begeben; wir leben jeden Tag ganz vergnügt, gehen spazieren, lernen, arbeiten in unserem Garten oder drechseln, fahren in unserem Eselwagen und sind abends so müde, daß wir im Umsehen einschlafen. Morgens müssen wir auch sehr früh aufstehen, um unsere Ausarbeitungen zu machen und Vokabeln auswendig zu lernen und Gesangbuchlieder und Bibelverse.

Neulich verlor ich einmal wieder mein Taschenmesser; ich weiß nicht, woran es liegt, daß man gerade die so oft verliert, ich gebe mir stets die größte Mühe, achtsam zu sein, aber alle Augenblicke ist eins verschwunden. Vor vier Wochen besaß ich noch drei, und jetzt habe ich kein einziges mehr, nun muß ich mir für mein Taschengeld eins kaufen, denn haben muß ich doch eins.

Seit einiger Zeit haben wir auch Unterricht im Schwimmen, aber sehr weit haben wir es beide noch

nicht darin gebracht. Otto kommt ja schnell vorwärts, aber er ist so hastig in seinen Bewegungen und zappelt und pruscht und schluckt so viel Wasser dabei, daß es ganz komisch aussieht. Ich bin ruhiger, aber ich schwimme so langsam und schwer, „wie eine bleierne Ente," sagt Otto.

Vorgestern fiel Mamas kleiner Puck vom Balkon und so unglücklich, daß er nicht sogleich auf die Erde, sondern erst auf das Gartengitter fiel und sich beinahe aufspießte. Es mußte der Tierarzt geholt werden, und der nähte ihm seine Wunde zu. Nun liegt er ganz still auf seinem Kissen, und wir müssen ihm immer das Futter hinbringen. Heute geht es ihm schon besser.

Gestern gingen wir mit Papa spazieren, und da hat er einen ganz prächtigen, Otto sagt „famosen" Plan entworfen. Er will im Frühling das alte, kleine Gartenhaus, das auf der Anhöhe, am Ende des Parkes liegt, instandsetzen lassen. Die Küche darin soll ganz vollständig ausgestattet werden mit Geräten, aber alles im kleinen, und künftigen Sommer, wenn das kleine Mädchen aus Paris hier ist, sollen Marie und sie unter Tante Susannes Anleitung dort ganz ordentlich kochen lernen. Otto hat schon zu Marie gesagt: „Wenn ihr immer etwas recht Schönes kocht, werde ich euer Tischgast!"

Es wurde unterwegs schon alles beraten, was zu der Küche angeschafft werden soll. Ein Theekessel und ein anderer Kessel, eine Pfannkuchenpfanne, eine Reibe, ein Mörser, ein Rost, zwei Kasserollen, einige Töpfe, eine Puddingform, Kuchenplatten, eine Kuchenform und eine Bratpfanne. Am Feuerherde wird ein kleiner Backofen angebracht, denn Marie soll auch lernen, Brot backen.

Marie bekommt für ihre Küche auch Feuerzange und Schaufel, eine kleine Wassertonne und Wassereimer, und dann Aufwaschetücher, Küchenhandtücher und sonst noch allerlei. Die Kammer neben der Stube soll die Vorratskammer sein, und in die kommt ein Schrank, worin Gedecke, Messer, Gabeln, Löffel und dergleichen bewahrt werden.

Die Erlen und Eschen, welche neben der Höhe stehen, sollen zu dem Häuschen gehören, und Papa sagt, von denen darf geschlagen werden zu Brennholz in der Küche.

Otto und ich haben schon unsere Arbeit dabei unter uns verteilt. Er will das Holz kleinhacken und allerlei Gewerbe besorgen, und ich will Wasser in die Küche tragen und bei der groben Arbeit helfen, das heißt, Fenster mit waschen und die Dielen und die Fußböden reinigen, denn das ist doch zu schwer für die kleinen Mädchen.

Marie war so glücklich, als Papa das sagte, daß sie gar nicht sprechen konnte vor Freude; hernach sagte sie, daß sie auch gern einen Gewürzschrank in ihrem Häuschen haben wolle. Das versprach Papa auch. In die Stube sollen Strohstühle kommen, ein großer Tisch und ein kleinerer und vor die Fenster weiße Gardinen. Wenn Marie zum erstenmal dort kocht, will sie Kartoffeln kochen und Kuchen backen.

Als wir nach Hause kamen, lief Marie sogleich zu Mama und rief: „Liebe, gute Mama, weißt du schon, was Papa versprochen hat?“ — Mama lachte und sagte: „Ich habe es mir ja für dich und euch alle ausgedacht!“

Jetzt ist unser Hauptgespräch immer von dem Häuschen, und wir sehen es schon in Gedanken ganz fix und fertig eingerichtet. Ich weiß auch schon eine ganze Menge, was ich dazu noch arbeiten kann; erstens ein Quirlbrett, und ich glaube, die Löffel und Kellen und Quirle, die dazu gehören, werde ich auch zustandebringen. Dann ein Eierbrett; ich habe schon einmal eins für Mama gemacht, aber ich hatte die Löcher zu groß gesägt, und da fielen die Eier immer durch, und nun kann es nur zu Enteneiern benutzt werden. Ach, und noch mancherlei kann ich machen. Von der kleinen Französin sprechen wir auch viel; wir sind sehr neugierig, wie sie wohl aussehen wird. Marie

sagt stets: „Wenn sie nur nicht zu klein ist.“ Mir ist es eigentlich gleich, ob sie groß oder klein ist.

Heute morgen gingen wir nicht in den Garten, sondern, weil Tante Susanne auch mit war, in das Feld, und da waren viele Kinder, die sammelten Ähren; sie waren von ihren Eltern dazu ausgeschickt. Einige waren so geübt, daß sie ein ganzes Sträußchen hatten, während andere in derselben Zeit nur vier oder fünf Ähren fanden. Marie, Otto und ich halfen denen sammeln, die so wenige hatten. Tante Susanne sagte darüber: „Da könnt ihr recht gewahren, wie Gott oft denen Hilfe sendet, welche nicht imstande sind, sich selbst zu helfen. Die Kinder sind ebenso fleißig wie die anderen, und doch finden sie wenig; ob sie weniger gut sehen, ob sie langsamer sind, ich weiß es nicht, aber nach Hause werden sie nicht viel bringen und daher auch schwerlich freundlich empfangen werden.“

Als wir das hörten, sammelten wir noch viel emsiger; einmal fielen wir alle drei über eine und dieselbe Ähre her und verloren hierbei das Gleichgewicht, und fielen alle drei übereinander. Marie bekam eine Brausche am Kopfe, durch einen Stoß von Ottos Kopf und sagte ganz kläglich: „Dein Kopf ist auch hart wie ein Stein!“ „Ja,“ sagte Otto, „von Glas ist er nicht, denn sonst würdest du ihn wohl entzweige-

stoßen haben. Meinst du, daß dein Kopf nicht weh thun kann?“ — Damit gab sie sich zufrieden und klagte nicht mehr.

Während wir Ähren sammelten, hatte Tante ein Körbchen von Baumblättern gemacht und dazu Dornen als Stecknadeln gebraucht. In dem Körbchen lagen feine, zierliche Blumen, und das sah allerliebst aus. Tante sagte: „Damit kann ich am Ende auch mein Brot verdienen, wenn wir mit der Eselequipage in dem fremden Lande sind.“ Wir sagten alle: „Ja, das kannst du gewiß.“ Das Körbchen haben wir Mama mitgebracht und noch einen großen Strauß Feldblumen dazu. Frau Hermann bekam gleichfalls einen solchen von uns, zum Danke für den schönen Kuchen, den wir auf dem Frühstückstische gefunden hatten.

Wilhelm.

Fünfundzwanzigster Sonntag.

Heute waren wir wieder früh draußen auf dem Felde, um Ähren sammeln zu helfen. Das ist recht mühsam, denn man muß sich beständig bücken, aber wir dachten immer daran, daß die armen Leute Brot von den Ähren bekommen würden, und deshalb wurden wir nicht müde. Tante Susanne war nicht sogleich mit uns gegangen, aber sie kam nach und sagte, wir wären gute Kinder. Wir hatten noch gar nicht gefrühstückt, und deshalb brachte sie in einem kleinen Körbchen Semmel für uns mit und schöne Birnen.

Die Kinder gingen schon zeitig nach Hause, weil Sonntag war und sie sich doch auch sonntäglich anziehen mußten. Wir setzten uns aber unter einen Baum am Rande des Kornfeldes und verzehrten unser Frühstück. Dabei sagte Tante Susanne zu uns: „Ihr sprachet kürzlich einmal davon, was ihr wohl ergreifen

würdet, wenn ihr euch plötzlich allein und mittellos in einem fremden Orte befändet, und die Not euch zwänge, für euern Unterhalt zu arbeiten. Du, Wilhelm, wolltest dann drechseln, du, Otto, kleben und pappen, und unsere Nip malen und sticken. Wie wäre es, wenn ihr das in eueren Freistunden, oder vielmehr nur in der Zeit, in welcher ihr nicht draußen umherspielt, nun wirklich zu thun versuchtet? Habt ihr eine Anzahl Sachen fertig, so lassen wir sie von einem Sachverständigen abschätzen, und den Preis, welchen dieser bestimmt, zahle ich euch dafür. Das Geld könnt ihr aufbewahren und einmal etwas recht Gutes dafür thun."

„Was denn aber, Tante, was denn?" fragten wir alle.

„Nun, wie wäre es, wenn ihr dafür ein armes Kind kleiden und die Schule besuchen ließet," meinte Tante.

„Bekommen wir denn soviel Geld von dir?" fragten wir wieder.

Da lachte Tante Susanne und antwortete: „Auf einmal allerdings nicht, aber ihr müßt bei eurer Arbeit bleiben, dann wird es mit der Zeit wohl dazu ausreichen. Das Gute ist mühsam, man soll es deshalb aber nicht einmal thun und danach wieder lassen, sondern unausgesetzt dabei verharren. Auch werdet ihr, je größer das Kind wird, um so größere Aus-

gaben für dasselbe haben und um so fleißiger sein müssen, denn ich denke doch, daß ihr das Kind bleibend zu eurem Pflegekinde machen werdet. Solltet ihr indes vielleicht einmal in großer Not sein, so steuern eure Mama und ich wohl etwas zu einem Röckchen oder Jäckchen bei."

„Nein," sagte Otto ganz eifrig, „wenn es unser Sohn ist, so soll kein Mensch dafür sorgen als wir. Denn ein Junge muß es sein, für ein Mädchen einkaufen, das verstehe ich nicht, aber für einen Jungen will ich wohl zu einer Jacke oder Hose kaufen und recht tüchtiges, starkes Zeug."

Ich sagte: „Was wollt ihr mit einem Sohne? Laßt es doch eine kleine Tochter sein." Aber das wollten sie beide nicht; ich zupfte Wilhelm immer am Ärmel und flüsterte: „Ein kleines Mädchen! Sage du, daß es ein Mädchen sein soll." Aber er sah sich gar nicht nach mir um und sagte nur: „Natürlich, ein Junge muß es sein." Weil sie Jungen sind, deswegen, denn sonst weiß ich nicht weshalb; ein kleines Mädchen wäre doch viel niedlicher.

Morgen wollen wir anfangen zu arbeiten. August fährt schon früh in die Stadt, deshalb will ich noch heute alles aufschreiben, was er mir mitbringen soll: Seide, Wolle, Kartenpappe, Goldperlen, Silberkanevas und Sticknadeln.

Wir sprechen sehr viel von dem Gartenhause, welches Papa ausbauen lassen will; nein, das wird doch zu hübsch werden! Tante sagte: „Ja hübsch, aber auch ernsthaft, denn du sollst alles recht aus dem Grunde lernen.“ „Ja,“ sagte ich, „ebenso tüchtig wie Mama, die alles versteht.“ Da nickte Tante Suschen.

Wenn die kleine Französin kommt, Ende Oktober, die muß auch mit arbeiten helfen; der Junge kann ihr Sohn auch heißen. Was sie wohl dazu sagen wird! Wenn sie aber mit ihm sprechen will, versteht er kein Wort, das ist recht schlimm.

In der Woche war mancherlei. Einmal ritt Otto mit Papa auf das Feld, und das kam so: Als Otto Papas Reitpferd gesattelt stehen sah, stürzte er zu ihm hin und bat: „Bitte, bitte, lieber Papa, laß mich mitreiten.“ „Du, reiten?“ fragte Papa nur. „Ja,“ sagte Otto, „ich kann, ich bin neulich schon einmal mit dem Inspektor ausgeritten; da hatte er zwar mein Pferd noch an einer Leine, aber das brauchst du heute auch nicht mehr.“ „Nun, wir wollen es einmal versuchen,“ meinte Papa; Gottlieb mußte die alte Liese, das ruhigste Pferd im Stalle, satteln, und nun ritten sie ab. „Kinder,“ sagte Tante Susanne, „wir gehen auch auf das Feld, denn unseren Reiter müssen wir sehen.“

Wir gingen also mit Tante Susanne spazieren, und das war wunderhübsch; was Tante doch alles

kann! Sie fand noch einige kleine Mohnblumen, und daraus machte sie uns kleine Bauernmädchen, die hatten rote Röcke und schwarze Mützen, ganz natürlich. Ich wollte es nachmachen, aber bei mir zerrissen sogleich die Blätter, und es ging nicht; und da kamen Papa und Otto, und Otto saß ganz stolz und hatte den Hut etwas schief, und ein Taschentuchzipfel guckte ihm aus der Tasche. „Das ist nobel," sagt er immer.. Nun ritten sie weiter, aber Ottos Liese ging nun ganz wo anders hin als sie sollte, Otto zog und zog und war ganz rot im Gesicht, aber es half alles nicht. „Otto, wohin reitest du eigentlich?" fragte Papa. „Ich weiß nicht," sagte Otto ganz weinerlich, „ich weiß doch nicht wohin Liese will!" Papa lachte laut und sagte: „Ja, das habe ich freilich nicht geahnt, daß du erst dein Pferd um Erlaubnis fragen mußt! Schöner Reiter!" und dabei faßte er Lieses Zügel und führte sie auf den Weg, und nun ging es wieder ganz gut.

Am Freitag fuhren wir mit Herrn Flohr nach Albertsdorf; das gehört auch Papa, aber er hat es an Herrn Hagen verpachtet. Herr Flohr wollte dort den Hauslehrer und wir die Kinder besuchen. Es sind acht Kinder dort, vier Knaben und vier Mädchen. Die Knaben heißen: Fritz, Ferdinand, Ernst und Walther, die Mädchen Käthe, Johanna, Sophie und Lina. Walther war krank gewesen und seine Nase war ganz geschwollen,

denn er hatte sich aus Scherz eine Kaffeebohne hineingepfropft, und die war darin steckengeblieben und die Nase so aufgeschwollen, daß ein Doktor die Bohne mit Instrumenten hatte herausziehen müssen. Er sah noch ganz entstellt aus.

In Albertsdorf ist es lange nicht so hübsch wie in Blumenthal, es sind dort auch keine Treibhäuser, gar kein hübscher Garten und keine hübschen Blumen und schönen Bäume und Sträucher. Das Haus sieht aus wie ein Bauernhaus, lauter weiße Wände, und auf die Dielen war Sand gestreut; ich wäre beinahe darüber ausgeglitten.

Wir hatten viel Vergnügen und spielten sehr schön mit den Kindern. Dicht bei dem Hofe war ein Teich, eine Pferdeschwemme nannten sie ihn, der war am Ufer ganz flach, und wir konnten die kleinen Fische darin mit den Händen greifen, so nahe kamen sie an den Rand.

Die Kinder zeigten uns eine kleine Hütte, die sie ganz allein gebaut hatten von Backsteinen, Lehm, kleinen Ästen und Stroh. Die war sehr hübsch, und Otto und Wilhelm machten sich sogleich mit dabei und halfen bei einer anderen Hütte, die noch nicht fertig war. Ich setzte mich mit Sophie und Lina auf eine Rasenbank und sah zu, denn Käthe und Johanna sind schon große Mädchen und gar keine Kinder mehr.

Lina zeigte mir hernach einen großen Busch mit roten Beeren und sagte, das wären Mehlbeeren, und die dürften sie essen. Ich aß eine, aber sie schmeckte mir nicht recht, gar nicht süß. „Warum eßt ihr denn keine anderen Früchte?“ fragte ich. „Ja, wir haben keine,“ antworteten sie. Darüber war ich ganz erstaunt. Wie traurig ist das doch.

Als wir abends nach Hause fuhren, sagte ich zu Herrn Flohr: „Albertsdorf gefällt mir wenig, und es giebt nicht einmal Früchte da, und die armen Menschen, die da wohnen müssen, thun mir recht leid.“ „O, Marie,“ sagte Herr Flohr, „glaube mir nur, die Menschen sind dort ebenso glücklich und vergnügt, wie ihr es in euerm schönen Hause und Garten seid. Die Zufriedenheit liegt im Herzen und in dem Bewußtsein, daß wir nach Gottes Geboten handeln; thun wir das nicht, so werden weder schöne Früchte, noch schöne Häuser uns glücklich machen.“ — Friedrich sagt: „Die Suppe steht schon auf dem Tische!“ deshalb muß ich aufhören zu schreiben.

Marie.

Sechsundzwanzigster Sonntag.

Montag. Keine Unterrichtsstunden, weil Herr Flohr sich mit einem Universitätsfreunde, der von Cranz kam, in der Stadt treffen wollte. Deshalb früh doppelt schnell aus dem Bette, und, nachdem wir gebetet, uns angekleidet, unsere schriftlichen Arbeiten gemacht, und auswendig gelernt hatten, natürlich ins Freie. Marie stand schon auf der Haustreppe und wartete, und Wilhelms Tauben girrten und schwirrten alle um sie herum. Die wurden gefüttert und geliebkost und dann vorwärts; diesmal nach dem Vorwerke. Wilhelm und ich sangen das Lied, welches wir neulich von unseren Vettern gelernt haben:

Ein Reitersmann, ein Reitersmann,
Der zog wohl auf die Wacht;
Sein Hauptmann kam, sein Hauptmann kam,
Gieb, Reiter, du wohl acht!

Die Runde kam, die Runde kam,
Ums lichte Morgenrot,
Kein Wächter da, kein Wächter da?
Der Reitersmann war tot.

Der steht nun nimmermehr auf Wacht,
So eifrig und so treu;
Um ihn ward's Nacht, um ihn ward's Nacht,
Kein Morgen tagt aufs neu.

Sein General, sein General,
Der fiel in blut'ger Schlacht,
Der Reiter folgt, der Reiter folgt,
Zieht dort vor ihm auf Wacht.

Das ist doch ein hübsches Lied, aber Marie kann es nicht leiden und sagt jedesmal: „Das mag ich nicht hören, weil es zu traurig ist!“ Sie singt lieber:

Vöglein, droben auf dem Baum,
Seh' vor Blatt und Blüt' dich kaum,
Höre nur dein muntres Lied:
Zwitt, zwitt, zwitt, ziviet — ziwiewiet.

Oder:

„Käferchen,“ die Blume sprach,
„Käfer, geh zur Ruh,
Summe nicht, brumme nicht,
Geh zur Ruh, du, du, du,
du, du, du, du, du.

Das „du, du," singt sie aber so tief, daß wir dann immer darüber lachen müssen, und Otto sagt: „Marie singt Baß," was sie uns schon ein paarmal sehr übelgenommen hat.

Bald darauf kam Tante Susanne, und Männe, der mit uns gelaufen war, fuhr auf sie ein und bellte ganz wie rasend. Anfangs lachte Tante, zuletzt aber stampfte sie mit dem Fuße und rief: „Das ist ein ganz abscheulicher Hund!" „Tante," sagte Marie, „das sagst du von einem solchen vornehmen, jungen Herrn?" „Ach was," erwiderte Tante Susanne, „wenn er vornehm ist, muß er sich auch vornehm betragen und nicht wie ein Kobold umherrasen und friedfertige Leute insultieren." Auf dem Vorwerke aßen wir schöne saure Milch und sahen uns die beiden Fohlen an; das kleinere ist ein Grauschimmel. Sonst fiel am Montag eigentlich nichts vor, ausgenommen, daß es mittags Dampfnudeln gab und daß Wilhelm und ich am Nachmittag auf den Eseln zur Mühle reiten durften, um dem Müller zu sagen, daß große Not um Mehl sei, und daß er ganz notwendig mahlen müsse. Marie sah ganz trübselig aus, als wir fortritten; wir wollten sie mit auf den Esel nehmen, aber Mama erlaubte es nicht.

Dienstag. An dem Tage hatte ich einen großen Schrecken; Gottlieb, der mit Papa in der Stadt gewesen

war, brachte einen Brief für mich mit und auf der Aufschrift stand:

An
den jungen Herrn Otto von Rombach.
Für ihn Selber.

Der Brief war von meinem Schuster. Zuerst lachte ich über die Aufschrift, aber hernach lachte ich gar nicht mehr. In dem Briefe stand:

Ich habe vor Ihnen ein paar Stiepeln gemacht, und da Herr Papa befolen, daß Sie mir jeden Monad bezahlen sollen, wollte ich nur sagen, das Geld habe ich nicht gekrigt, keinen Pfennig. Ihr ergebenster

F. Mieritz,
Schuhmacher-Meister.

Nachschrift. Ich hätte das Geld gerne vor die Stiepeln, weil Papa das befolen hat.

Als ich den Brief gelesen hatte, wurde ich ganz heiß und ging zu Papa, gab ihm den Brief und sagte: „Ich habe die Stiefel bezahlt, das ist ganz gewiß.“ Papa fragte mich sehr aus und sagte: „Der Mann hat das Geld natürlich nicht bekommen, und bestimmt liegt eine Nachlässigkeit von deiner Seite zu Grunde. Suche sofort alle deine Sachen, auch den Schrank und Kasten sorgfältig durch, denn zuverlässig hast du das kleine Päckchen nicht abgeschickt.“ Ich suchte und suchte, fand aber nichts und ging abermals zu Papa, das zu melden.

„So sieh alle Taschen deiner Kleider nach.“ Richtig, da steckte das Päckchen in der hellbraunen Sonntagsweste. Ich bekam eine Strafpredigt für meine Unordnung und ärgerte mich obenein noch sehr, daß ich mich habe müssen mahnen lassen.

Mittwoch. Großer Jubel! Papa, Mama, Tante Susanne und Herr Flohr fuhren um vier Uhr nachmittags nach dem Försterhause, wo sie im Walde Kaffee trinken wollten, und Wilhelm, Marie und ich in dem kleinen Eselwagen hinterdrein. Papa ließ nicht sehr schnell fahren und so kamen wir so ziemlich mit; etwas später langten wir freilich an, und Tante Susanne stand schon am Herde und kochte Kaffee. Wir trugen alles Gerät auf einen hübschen Platz, wo Tische und Bänke sind. Die Frau Försterin gab auch ein weißes Tischtuch über den Tisch und außerdem Brot, Butter, Semmel, Honig, Birnen und Pflaumen. Das alles wurde zugleich auf den Tisch gesetzt; zuletzt kam der Kaffee, den trug Tante selbst, recht im Triumphe.

Wir waren sehr lustig und fuhren nach sechs Uhr wieder nach Hause. Zurück ließ ich den Eseln mehr Zeit; hin hatte Wilhelm gefahren, das wollte Papa so, weil er dachte, ich würde zu sehr jagen. Ja, wenn es Pferde wären! Mit Eseln jagt es sich aber nicht besonders, die haben kein Ehrgefühl und lassen jeden voran.

Donnerstag. Das letzte Korn wurde eingefahren. Papa sagt, in den anderen Provinzen wäre die Ernte schon lange vorüber, hier in Ostpreußen findet sie aber später statt. Es war in diesem Jahre eine recht gesegnete Ernte; manchmal hatte es freilich während derselben geregnet, deshalb sah auch das zuletzt eingefahrene Korn etwas grau und schwarz aus.

Wenn die letzte Garbe vom Felde ist, kommen die Leute mit dem Erntekranze. Die Mädchen, die bei der Ernte geholfen haben, sind dann in ihren Sonntagskleidern, mit weißen Schürzen und mit roten Bändern an den Hüten, und werden dreimal um den Hof gefahren und dabei jubeln sie und schwenken den Kranz und zuletzt halten sie vor dem Schlosse still. Eine von ihnen hält dann eine Rede, und dann bringen sie der Herrschaft den Kranz und bekommen jede ein Glas Wein und zusammen ein Geldgeschenk. Der Kranz war sehr hübsch, aus Ähren, Eichenlaub, Vogelbeeren und roten Bändern zusammengeflochten. Mama ließ ihn auf dem Flure unter die Decke hängen, wo der Kranz vom vorigen Jahre noch hing, der nun abgenommen wurde. Nachher wurden die Leute mit Kaffee und Kuchen bewirtet und am Abend bekamen sie Braten und Bier und tanzten. Wilhelm und ich durften ein paar Tänze mitmachen, Marie durfte aber nur zusehen. Die Musik war eigentlich gar nicht schön,

Tante Susanne sagte „zum Ohrenzuhalten“, aber sie machte uns doch alle lustig. Herr Flohr, Tante und der Inspektor tanzten auch mit, Tante nur dreimal, aber Herr Flohr und der Inspektor tüchtig.

Mama erzählte uns, in Weilburg, wo Großmama und Großpapa gewohnt haben, ehe sie nach Altau zogen, würde eine Kugel gemacht von Heu, mit buntem Goldpapier überzogen und mit Blumensträußen, Rauschgold und kleinen Puppen besteckt. Das nenne man dort einen Erntekranz, aber jedes Mädchen bringe einen, und bei dem Umherfahren auf dem Hofe höre man sie dermaßen juchen, wie sie es nennen, daß sie dabei braun und blau im Gesichte würden. Das sei eben für sie der allerbeste Spaß. Solchen Kranz möchte ich sehen! Aber wenn sie juchten, ich könnte es nicht lassen, ich juchte mit; das würden sie auch wohl nicht übelnehmen.

Freitag. Sehr guter, gewöhnlicher Tag; einige Stunden mehr, um Versäumtes nachzuholen; mittags einen Auflauf mit Pflaumen. Nachmittags Pflaumen schütteln zum Mus einkochen. Marie durfte helfen, die Steine herausnehmen; anfangs machte ihr das Spaß, nachher wäre sie lieber mit uns umhergaloppiert, aber das litt Mama nicht, sie mußte fleißig mit helfen.

Gegen Abend kam die Quittung von meinem Schuhmacher und darunter stand: „Mit Dank bezahlt!“ Schön mit Dank bezahlt, — mit meinem schweren Gelde!

Solch ein Paar Stiefel ruiniert einen gänzlich; es wäre sehr angenehm, wenn ich mit Dank bezahlen könnte! In diesem Monate behalte ich kaum ein paar Pfennige übrig, alles andere ist fort für Stiefel, Papier, Federn, Bleistifte, Gummi, einen Zirkel und eine Zahnbürste. Ich bin ein geschlagener Mensch, und wenn ich an alle Ausgaben denke, die uns unser Junge erst einmal machen wird, so wird mir manchmal angst und bange, und bezahlen müssen wir alles für ihn, dabei bleibt es. Aber wenn der Junge nur halb so viel Stiefel verbraucht wie ich, so werden wir manchmal doch Mama um Geld bitten müssen, doch nur borgen, wirklich nur borgen, es muß dann sogleich am ersten von unserem Taschengelde abgezogen werden. Aber kann denn der Junge eigentlich nicht barfuß gehen? Zwar, wenn er erst unser Kind ist, wird sich das nicht passen, aber alle Tage braucht er bestimmt nicht Stiefel zu tragen, wenigstens nicht für den Sommer. Wenn er da für Sonntags zur Kirche ein Paar hat, glaube ich, ist das genug, und das hilft dann schon ungeheuer, denn einmal über einen Sturzacker oder gar über ein Stoppelfeld laufen, verdirbt die stärksten Stiefel. Na, darüber muß ich einmal mit Tante Susanne sprechen. — Freitag warf ein Kornwagen um, aber niemand nahm Schaden; das Korn lag auf dem Wege wie geschüttet, und die Kinder aus dem Dorfe machten

sich darüber her, nachdem wieder aufgeladen war. — Wilhelm und ich haben schon gearbeitet für den Jungen, er drechselt wieder eine Garnwinde, und ich pappe einen Arbeitskorb, wie Mama und Tante sich einen wünschen, achteckig, weiß im Innern und mit Goldborten, die Außenseite hellgrün. Marie stickt eine kleine Rose auf Papierkanevas, die wird auf den Boden des Korbes geklebt.

Sonnabend. Am Nachmittag hielt Papas Wagen vor der Thüre, weil er in die Stadt fahren wollte, und da hätte es ein großes Unglück geben können, denn die Pferde scheuten vor einem Stücke Zeug, welches der Wind ihnen vor die Füße wirbelte. Der Kutscher wollte sie halten, da rissen die Zügel und nun, heidi, gingen die Pferde ab, im vollen Saus durch die Gartenpforte, die gerade offen stand, unter den Apfelbäumen fort und alle Äpfel dadurch abgeschüttelt, über den Gartenzaun und nun in einen tiefen Graben. Da lagen sie, Kutscher, Wagen und Pferde. Glücklicherweise war nur der Wagen entzwei und das Geschirr, dem Kutscher und den Pferden fehlte nichts, aber ganze Tonnen Äpfel lagen im Garten. Wir dankten Gott, daß weiter nichts geschehen war.

Otto.

Siebenundzwanzigster Sonntag.

In der verflossenen Woche haben wir eine große Übung gehabt, Otto, Marie und ich nämlich, wir haben Verse gemacht. Herr Flohr sagte: „Wenn ihr auch keinen ordentlichen Vers zustandebringen könnt, müßt ihr doch wenigstens begreifen lernen, was ein Reim ist.“ „O,“ riefen wir alle, „das ist nicht schwer!“

„Gut,“ sagte er, „ich will für jeden von euch Reime aufschreiben, und ihr müßt dann so viele Worte hinzusetzen, daß das Ganze einen Sinn hat. Versucht einmal, wie leicht oder schwer das ist!“

Zuerst nahm er Maries Tafel, schrieb Reime auf und sagte: „Setze dich an den Tisch und mache einen Vers daraus.“ Dann kam Otto, dann ich; keiner durfte sehen, was für eine Aufgabe der andere bekam. Ich hatte die Reime: Traum, kaum, Stein, mein, tragen, klagen.

Wir schrieben und schrieben und strichen durch und wieder durch, endlich waren wir fertig. Herr Flohr las Maries Vers zuerst vor, da merkten wir, daß wir alle dieselben Reime gehabt hatten. Ihr Vers lautete:

„Ich hatte einen Traum,
Den weiß ich aber kaum,
Da liegt ein großer Stein,
Und dieser Stein ist mein;
Ich kann ihn nur nicht tragen;
Das wollte ich dir klagen."

Marie sah ganz ängstlich Herrn Flohr an, ob er lachen werde; er lächelte aber nur und sagte: „Das ist Maries erster Vers! Nun du, Otto!" Dieser las:

„Einst hatt' ich einen Traum,
Ihn sagen mag ich kaum;
Es lag ein schwerer Stein,
Mir auf dem Herzen mein,
Den mußte ich dort tragen,
Und durft' es keinem klagen."

Herr Flohr rief wieder: „Ottos erster Vers! Nun du, Wilhelm!" Der meinige lautete so:

„Alles ist mir wie ein Traum,
War ich dort? ich weiß es kaum;
Am Wege stand ein großer Stein,
Als wollte der sagen: Gedenke mein,
Ich muß hier stehen und alles tragen,
Ich bin ein Stein, ich darf nicht klagen."

Herr Flohr lächelte wieder und sagte: „Nun, mit der Zeit wird es schon werden! Jetzt setze ich aber nur ein Wort, und ihr müßt den Reim dazu finden und einen Vers daraus machen. Nun, gebt acht!“

Ich bekam Tauben und mehr, Otto vorwärts und Welt, Marie Puppe und sehr.

Nun ging es an die Arbeit! Wir schrieben und schrieben wieder, endlich ging es doch; ich hatte geschrieben:

„Die lieben, schönen Tauben
Kommt' das Geschick mir rauben,
Ich sehe sie nicht mehr,
Doch lieb' ich sie noch sehr.“

Otto hatte geschrieben:

„Vorwärts! ruft der General Vorwärts,
Seitwärts nicht und auch nicht rückwärts,
Vorwärts! ruft der greise Held,
Vorwärts kommt man durch die Welt.“

Nun kam Marie:

Ich habe eine schöne Puppe,
Die liebe ich so sehr!“

Das war alles; sie hatte Herrn Flohr gar nicht verstanden. Er ließ sie jetzt Worte sagen und Reime dazu aufsuchen; anfangs konnte sie nicht recht Reime finden, hernach lachte sie und mochte gar nicht aufhören.

Als wir aus der Stunde fortgingen, sagte Otto zu mir: „Ein Dichter werde ich nicht, das ist ein abscheuliches Stück Arbeit! Der Kopf thut mir noch davon weh!“ — Herr Flohr hat gesagt, wir sollen alle drei miteinander ein Gedicht verfertigen zu Mamas Geburtstag, aber ohne Hilfe.

Otto erklärte nachher draußen im Garten: „Singen mag ich gern, aber dichten nicht,“ und begann sogleich sein Lieblingslied zu singen:

Ein Jägersmann, ein Jägersmann,
Geht durch den grünen Wald,
Sein Jagdruf schallt, sein Jagdruf schallt,
Ho, ho, hallo! Ho, ho!

Ihr Hirsche schlank, ihr Hirsche schlank,
Hört ihr's? der Jäger ruft,
Auf, auf, auf, auf, bevor er sucht,
Risch, risch! Risch, risch! Risch, risch!

Du stolzes Tier, du edles Tier,
Dich traf des Jägers Blei,
Ist aus mit dir, und ganz vorbei,
Vorbei! Vorbei! Vorbei!

Marie sagte: „Otto hat solche hübsche Stimme, er wird gewiß noch einmal singen wie Vestris.“ Sie hatte nämlich einmal von Vestris gehört, der ja ein berühmter

Tänzer gewesen sein soll, und hatte das verwechselt. Otto lachte ungeheuer und sagte: „Ja, der hat aber mit den Beinen gesungen, das kann ich nicht.“ Die arme, kleine Marie war ganz verwirrt, ich küßte sie und sagte ihr, wie die Sache zusammenhing. Sie war aber ein bißchen verdrießlich auf Otto und sagte: „Otto braucht nicht immer sogleich so zu lachen, er irrt sich auch oft.“ „Liliputchen,“ rief er, „laß mir doch den kleinen Spaß, ich will auch dafür wie Vestris mit dir tanzen.“ Und nun faßte er ihre Hand, und galoppierte mit ihr die ganze Allee hinab, wobei er aber noch immer laut lachte.

Vor einigen Tagen hatte ich das Unglück mit dem Eselwagen umzuwerfen; ich fuhr ganz im Schritte, sah mich aber nach einem Fohlen um, welches weiter hinter uns her trabte, und in dem Augenblicke fuhr der Wagen über einen Stein und auch gleich herum. Ich war ganz außer mir, denn es war doch nur durch meine Unachtsamkeit geschehen. Mein erster Gedanke war Marie, die lag jedoch anscheinend wohlbehalten im Sande. Ich lief sogleich zu ihr, hob sie auf und untersuchte sie und bewegte ihre Arme und Füße hin und her, ob sie auch keinen Schaden genommen hätte, aber es that ihr gar nichts weh, und sie hatte nur ihre Schürze zerrissen und einen Schuh verloren. Ich zog ihr den Schuh wieder an und liebkoste sie ein bißchen, aber sie war

gar nicht sehr erschrocken und sagte zu mir: „Ich will Papa sagen, daß das gar nicht deine Schuld war!“ Ich antwortete aber, das möge sie lieber nicht sagen, denn Papa werde es doch nicht glauben, und es sei ja auch meine Schuld gewesen.

Papa war gar nicht sehr ungehalten, und Otto sagte leise: „Das hätte ich einmal thun sollen!“ Marie sagte ebenso: „Ja, du bist aber auch immer unvernünftig und Wilhelm nur selten.“ Dafür zwickte er sie etwas, und als sie quiekte, rief Papa: „Still!“ Und damit war es vorbei.

Heute kann ich nicht mehr schreiben, denn ich muß an meine Drechselarbeit, sonst komme ich nicht von der Stelle, denn eine Garnwinde zu drechseln, ist doch ziemlich mühsam.

Wilhelm.

Achtundzwanzigster Sonntag.

Ich habe nun schon zwei Buchzeichen aus Papierkanevas fertig, das eine ist mit blauer Seide und das andere mit roter Seide gestickt, und beide sehen sehr schön aus. Jetzt sticke ich eine Blumentopfhülle auf Silberkarton, Tante Susanne hat sie mir angefangen. Otto klebt einen Handschuhkasten, und weil der ein bißchen groß geraten ist, meinte Tante, er wäre jedenfalls für die Handschuhe des Riesen Goliath bestimmt. Wilhelm drechselt ein Knäuelkörbchen.

Jetzt werden alle Tage Äpfel abgenommen, und gestern kamen auch die großen Winterbirnen an die Reihe, die erst Weihnachten gut schmecken. Tante sagt, wir wären richtige Obstleute, und das ist auch beinahe wahr, denn sie und wir helfen sehr fleißig dabei. Die schönsten Äpfel und Birnen werden herausgelesen, in Papier gewickelt und in kleine Tonnen gepackt. In

der Obstkammer stehen schon eine ganze Reihe aufgestellt, davon werden an Großmama, an Onkel Konrad, an Onkel und Tante Tannenried und an unsere anderen Verwandten geschickt, und einen Teil nehmen wir mit, wenn wir in die Stadt zurückkehren. Die geringen Sorten Äpfel und Birnen werden geschält und in dem großen Backofen abgebacken. Wenn sie fertig abgebacken sind, so muß eins der Mädchen in den Backofen hineinsteigen und sie herausholen. Ich möchte das nicht thun, denn es ist doch ganz finster darin. Frau Hermann hat mir ein Säckchen Backobst für meine Puppenwirtschaft geschenkt, das hebe ich aber auf bis die kleine Josephine hier ist, dann kochen wir es. Ich weiß schon ganz gut, wie Backobst gekocht wird, denn ich sehe oft in der Küche zu. Otto kommt auch öfters hinab, aber dann fragt er immer sogleich, was es zu Mittag giebt, und hört er, daß süße Speise bereitet oder Kuchen gebacken wird, so wartet er, bis Frau Hermann ihm ein Pröbchen davon oder die Schüssel auszulecken giebt. Mein Herr Bruder ist ein Leckermäulchen. Tante Susanne hat ihm auch vorgestern beim Äpfelauslesen ein Rätsel aufgegeben, das hieß:

„Die beiden ersten (Silben) sagt man wohl
Von Speisen, Obst und Kuchen,
Die dritte aber kann man nur
Bei Stallbewohnern suchen.

Das Ganze hält sich gerne nah'
Dem süßen Obst und Kuchen,
Auch heute kann man wieder es
Ganz dicht bei ersterm suchen!"

Die Auflösung ist „Leckermaul". Wir mußten sehr über das Rätsel lachen, auch Otto lachte und rief: „Tante Susanne, dafür nehme ich mir aber nun den schönsten Apfel," was Tante ihm auch erlaubte. Sie gab uns noch mehr Rätsel auf. Eins lautete:

„Setze das erste auf das zweite,
Und fort ist das Ganze."

Wir konnten es nicht raten, aber Herr Flohr, der gerade mit Papa durch den Garten kam und es hörte, fand die Auflösung. Sie war: „Kronprinz". Nun gaben auch er und Papa uns Rätsel auf, von welchen wir die meisten errieten. Als dann aber Otto aufgab: „Wohin haben die Zimmerleute, als sie unser Haus bauten, den ersten Nagel geschlagen?" konnte das keiner erraten. Otto ließ uns aber eigentlich auch gar nicht recht Zeit dazu, denn er rief schon sehr bald: „Nun, sie haben den Nagel auf seinen eigenen Kopf geschlagen!" Papa und Herr Flohr lachten und meinten, das sei allerdings richtig. — Nachher riefen wir noch mehrere am Garten vorübergehende Kinder herein und schenkten ihnen Äpfel, und trugen dann auch Dorens und Jochens einen Korb voll hin. Herr Flohr ging mit

uns zu Jochen, er besucht diesen oft und sagt, Jochen sei ein frommer und gottesfürchtiger Mann.

Heute nachmittag besuchen uns Onkel und Tante Geheimerat aus Schwanenholm und die Kinder. Dazu muß ich meinen Puppen noch die neuen Kleider anziehen, die Mama und Tante Susanne ihnen genäht haben. Klärchens ist aus rotem Sammet und Emmas und Lottchens sind aus hellblauem Wollenstoffe. Emma hat auch einen grauen Regenmantel bekommen und einen weißen Sammethut. Ob die kleine Josephine wohl auch ihre Puppen mitbringen mag? Wenn sie keine hat, schenke ich ihr eine, vielleicht meine Emma.

Marie.

Neunundzwanzigster Sonntag.

Ganz zufällig habe ich gelesen, daß Marie mich ein Leckermaul nennt, na, dann sollte sie aber auch schreiben, daß sie eine Mamsell Fürwitz ist und ihr Näschen oft gern in Dinge steckt, die sie gar nichts angehen. Doch davon will ich noch am Donnerstag erzählen.

Montag. In der Religionsstunde sprach Herr Flohr mit uns über einiges aus der Predigt vom Sonntag und lobte uns, daß wir sie so gut behalten hatten. Auch mit den übrigen Antworten in der Stunde war er zufrieden. In der Religionsstunde sind wir immer sehr aufmerksam, weil Mama uns gesagt hat, was uns da gelehrt wird, das ist Gottes Wort, und müßte deshalb mit Ohren und Herz gehört werden.

Dienstag. An dem Tage wurden wieder Äpfel abgenommen. Ein ganzer Tragkorb voll wurde unter

unsere Leute verteilt und ein zweiter unter die Kinder aus dem Dorfe, die wir hierzu zusammengerufen hatten.

Marie fragte Mama, ob wir nicht auch eine Tonne voll Äpfel verkaufen dürften, damit das Geld früher zusammenkäme für unseren Sohn? Darauf sagte Mama dem Gärtner, daß er für unsere Rechnung zwei Tonnen Äpfel zum Verkaufe in die Stadt senden möge.

„Siehst du, Marie," sagte ich, „nun hast du doch schon Hilfe von Mama angenommen." Sie schüttelte den Kopf und antwortete: „Sei du nur still, das thut nichts, desto früher kommt der Junge in die Schule." Ja, wir haben aber vorläufig den Jungen noch gar nicht; Herr Flohr sagte jedoch, der werde sich eher finden als das Geld, was er kosten würde. — In acht Tagen kommt die kleine Französin, und die kann dann mit Marie zusammen arbeiten. Dann noch vier Wochen — o Traurigkeit! Dann müssen wir von dem lieben Blumenthal scheiden und in die Stadt zurück. Wir drei blieben viel lieber hier, viel, viel lieber.

Mittwoch. Botanik nur so flau, die Pflanzenklassen wieder verwechselt, Geschichtsstunde aber desto besser. Geschichte ist überhaupt mein Lieblingsfach, besonders die des Mittelalters. Ich wollte, wir lebten noch in der Ritterzeit, wo man alle Tage kämpfen und fechten konnte! — Nachmittag kamen Pastors.

Wir bauten mit Karl und Georg zusammen auf dem Sandhaufen im Wirtschaftshofe Burgen und beschossen sie mit unseren kleinen Kanonen. Dann veranstalteten wir ein Turnier und fochten, daß wir ganz heiß dabei wurden. Wilhelm bekam von Karl eine Schramme an der Stirne, aber warum wich er auch so ungeschickt aus! Zum Abendbrote gab es arme Ritter, die Tante Susanne bei Frau Hermann bestellt hatte. Als sie erschienen, sagte Tante zu Marie, Julie und Sophie: „Die kühnen, stolzen Ritter dort werden unsere armen Ritter wohl verschmähen, deshalb wollen wir nur tüchtig zulangen!“ Aber wir thaten letzteres doch auch nicht schlecht, so daß die Schüssel ganz leer wurde.

Donnerstag. Nach den Stunden durften wir etwas für Papa abschreiben; er sagte: „Weil ihr eine gute Hand schreibt, wenn ihr wollt!“ Alle Tausend, das war ehrenvoll; ich glaube, ich habe auch in meinem ganzen Leben noch nicht so gut geschrieben wie an dem Tage. Marie wollte auch durchaus etwas schreiben, und da durfte sie ein Küchenrezept für Mama abschreiben.

Später gingen wir zu unserer Wippe, unter die der Vogt einen neuen Klotz gelegt hatte. Als wir Marie fragten, ob sie mitkommen wolle, antwortete sie sehr gewichtig: „Geht nur allein, ich muß heute Albertine helfen!“ Albertine machte nämlich das grüne Zimmer

rein, und Marie durfte den Staub von den Nippes abwischen und die kleinen Porzellanfiguren und Muscheln in einer kleinen Blechwanne abwaschen. Aber unser Schwesterchen, das immer alles thun möchte, holte sich auch andere Sachen zum Abwaschen, die gar nicht gewaschen werden durften, wie ein gemaltes Kästchen und einen kleinen Hirsch, den Papa sich einmal von der Reise mitgebracht hatte. Die Masse, aus welcher der Hirsch verfertigt ist, verträgt gar kein Wasser, Marie aber ließ ihn noch dazu eine Weile in der Wanne liegen, und als sie ihn herausnahm, da war er ganz aufgeweicht und das Geweih und ein Fuß fielen ab. Albertine war sehr erschrocken darüber und Marie weinte und lief zu Mama. Die sagte: „Da du das Unheil angerichtet hast, so wirst du es auch selbst dem Papa bekennen und sogleich zu ihm gehen!“ Na, das wurde Marie nicht leicht, und sie ging weinend zu Papa, der gerade mit dem Inspektor hinunter nach der Lokomobile gehen wollte. Marie konnte aber vor Schluchzen gar nicht sprechen, und deshalb mußten Wilhelm und ich erzählen, was eigentlich geschehen war. Papa ließ sich den verunglückten Hirsch zeigen und sagte dann: „Wenn meine Tochter mir versprechen will, ihre kleinen Hände fortan nur da thätig sein zu lassen, wo es ihr ausdrücklich erlaubt ist, so will ich ihr verzeihen.“ Marie küßte Papas Hände, sie war sehr froh, so gut davon-

gekommen zu sein, und wir freuten uns mit ihr darüber. Tante Susanne hat versucht, den Hirsch wiederherzustellen, bis auf die Farbe ist ihr das auch gelungen, die ist aber weg; doch Tante will ihn, wenn er erst ganz getrocknet ist, bronzieren.

Freitag. Wilhelm und ich nahmen einen Plan von unserem Garten auf, um ihn danach einteilen zu können; im nächsten Monat muß dann alles gepflanzt werden. Der Herr Pastor schenkt uns dazu zwei junge Pfirsichbäume, die er selbst aus den — ja, was soll ich sagen? Soll ich sagen, aus den Steinen oder aus den Kernen? — gezogen hat; genug, auf die Weise hat er sie gezogen, und wir bekommen sie, und ferner noch aus seiner Baumschule zwei Pflaumen-, zwei Birnen- und zwei Apfelbäume, die wir uns selbst auswählen dürfen.

Papa schenkt uns aus seiner eigenen Baumschule sechs junge Fichten, zwei Walnußbäume, eine Roßkastanie, zwei junge Eichen, zwei Buchen und vier Birken. Gebüsch darf der Gärtner uns geben, wenn wir aber sonst noch etwas wünschen, müssen wir es uns selbst anschaffen. Ich will für mein eigenes Geld ganz neue Sorten englischer Stachelbeeren kommen lassen und auch Himbeer- und Johannisbeersträucher, lauter neue Sorten. Erdbeeren können wir erst im Frühjahre anlegen, das Erdreich war im August noch nicht genug dazu bereitet; es war ja ganz wüstes Feld.

Herr Flohr war mit dabei, als wir den Riß aufnahmen und gab uns allerlei Hilfsmittel an die Hand. Jetzt sieht das Ganze aus wie eine Landkarte und sehr sauber, aber auch munter, denn alle Plätze, wo Früchte stehen werden, haben wir mit roter, violetter und gelber Farbe angegeben. Das sind die Pflaumen, die Kirschen — Kirschen! das ist auch wahr, daran hatten wir noch nicht gedacht, an diese allerschönste Frucht! Als ich noch so klein war, habe ich einmal einen Kirschkern verschluckt, und ich weiß noch heute, was ich da für Angst ausgestanden habe, daß ich nun sterben müßte. Später war ich nicht mehr so ängstlich, und es wanderte so mancher Kern mit in den Magen, aber Herr Flohr hat uns gesagt, daß wir uns dadurch sehr krank machen könnten. Am liebsten esse ich die schwarzen, süßen Kirschen, aber eine saure Sorte möchte ich doch auch haben, aber, aber — wenn der Herr Pastor nicht aushilft, wird unser Geldbeutel „ach“ und „weh“ schreien.

Sonnabend. Wilhelm und ich gingen zu dem Herrn Pastor, um die Bäume zu wählen, die er uns schenkt. Er ging selbst mit uns in seine Baumschule, und ich schielte immer ganz sehnsüchtig nach den Kirschbäumen. Als wir gewählt hatten, fragte er: „Habt ihr auch sonst noch einen Wunsch?“ Anfangs schwiegen wir beide, und ich rang die Hände, daß

sie knackten, denn ich fand es doch unbescheiden; auf einmal aber sagte ich, wie aus der Pistole geschossen: „Ich wünschte mir einen Kirschbaum.“

Der gute Herr Pastor lachte, daß ihm Thränen in die Augen traten. „Der Wunsch scheint dir ja sehr am Herzen zu liegen,“ sagte er, „warum sprachst du denselben denn nicht früher aus? Hoffentlich nimmst du es nicht übel, wenn ich euch vier Kirschbäumchen schenke, ihr müßt doch mehr als eine Sorte haben.“ O, wie jubelten wir! Ich tanzte ordentlich um ihn herum; vier Kirschbäume und noch dazu, was für schöne! Aber dann heißt es aufpassen, daß uns die Sperlinge nicht allzuviel stibitzen; die Naschmäuler wissen auch ganz genau, was gut schmeckt. Als wir nach Hause kamen, erzählten wir unseren Glücksfall sogleich Marie; der eine Baum soll ihr gehören, daß sie doch eine Freude hat, das gute, kleine Tier! Aber nein, „Tier“ soll ich ja nicht sagen, Marie nimmt das übel und Mama meint, es sei das keine passende Benennung für eine Schwester. Nun, so will ich sie von nun an nur Miezchen oder Liliput nennen.

Der Herr Pastor sagte uns noch einiges über die Behandlung der jungen Bäume. Er machte uns auch noch darauf aufmerksam, wieviel Zeit und Geduld zur Obstbaumzucht nötig sei und las uns zu unserer Ermutigung das Gedicht von Pfeffel vor:

Der Knabe und die Datteln.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern,
Und um des Guten viel zu haben,
Pflanzt er sich einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
O Kind! Da mußt du lange warten;
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte!“
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und rümpfte das Gesichte.
„„Das Warten soll mich nicht verdrießen:
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.““

Otto.

Dreißigster Sonntag.

Als Herr Flohr uns am Mittwoch unsere Aufsätze zurückgab, sagte er: „Ich hatte geglaubt, daß ihr euch durch das Schreiben eures Tagebuches einen besseren Stil aneignen würdet, jedoch ich merke bis jetzt noch wenig hiervon. Otto ist zwar mit seinen „aber“ etwas sparsamer geworden, wiederholt indes ein und dieselben Worte mitunter viermal bis fünfmal in einem Satze. Du, Wilhelm, magst dir hinsichtlich deiner „und“, „gar nicht“ und „ganz“ ein Gleiches gesagt sein lassen und ebenso Marie, deren Ausarbeitungen auch ein Übermaß von jenen Worten aufzuweisen haben!“ Wir mußten unsere Aufsätze vorlesen, hierauf für jedes sich zu schnell hintereinander wiederholende Wort ein anderes schreiben und dann die Arbeit noch einmal vorlesen. Ja, nun hörte sie sich ganz anders an! Wir wollen von jetzt an auch unser Tagebuch mit größerer Achtsamkeit schreiben.

In den beiden letzten Wochen haben wir sehr fleißig gearbeitet und schon eine ganze Menge Sachen fertig. Herr Flohr hat uns aber auch geholfen, und mir Freitag erst wieder, während ich mit Tante Susanne vierhändig übte, den Deckel zu einer kleinen Dose gedrechselt. Morgen will er die Dose und die Garnwickel, die Otto ausgesägt hat, dunkel beizen und polieren.

Es kann übrigens möglich sein, daß wir sehr bald einen Pflegesohn bekommen. Ein früherer Tagelöhner aus Blumenthal, der im letzten Winter nach Braunitz gezogen war, ist dort gestorben. Die Frau ist auch schon tot, aber sie haben einen Knaben von zehn Jahren hinterlassen, der jetzt bei dem alten Großvater ist. Der wohnt jedoch selbst im Armenhause und kann den Jungen nicht bei sich behalten, auch die Gemeinde will das nicht thun und hat an den Ortsvorstand von Blumenthal geschrieben, derselbe möge den Jungen hernehmen. Wenn dieser doch erst käme, wir sind sehr neugierig auf ihn und sprechen alle Tage von ihm, er heißt Christian Bolten.

Vorgestern auf unserem Spaziergange begegneten wir dem Förster, der mit seinem Lehrlinge vom Dachsgraben kam. Sie zeigten uns ihre Beute, einen großen, dicken Dachs; schade, daß wir nicht früher gekommen waren, dann hätten wir doch dem Ausgraben zusehen

können. — Auf dem Heimwege erzählte Herr Flohr uns, daß der Dachs ein gar sonderbarer Bursche sei, der einige Ähnlichkeit mit einem kleinen Bären habe. Er lebe als Einsiedler in einem Baue, den er aufs bequemste einrichte und mit Heu und Moos weich auspolstere. Junge Hasen und Vögel betrachte er als Leckerbissen, doch verschmähe er auch Mäuse nicht und fresse im Falle der Not sogar Früchte und Wurzeln. Dabei werde er dick und rund, lagere sich, sobald es kalt wird, in seinem Baue, stecke den Kopf zwischen die Beine und schlafe, unbekümmert um den Lauf der Welt, bis zum Frühjahre, während er von seinem eigenen Fette zehre.

Heute ist Erntedankfest, und Tante Susanne, Herr Flohr, Pastors und wir haben dazu die Kirche gestern nachmittag geschmückt. Tante Susanne, Marianne und Albertine haben die Guirlanden gewunden, und wir haben ihnen dabei geholfen, indem wir ihnen das Laub, die Blumen und Früchte dazu herbeiholten und zureichten. Es wurden nicht nur Blumen, sondern auch Ähren, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Weintrauben und Mohnköpfe zwischen das Laub gewunden. Auch auf den Altar wurden sehr hübsch, zwischen Blumen und Weinlaub, Garten- und Feldfrüchte gelegt. So ist es nämlich in Erichsgrund, wo Herrn Flohrs Verwandte wohnen, am Erntedankfeste Sitte, und als

Herr Flohr neulich einmal davon erzählte, gefiel es Papa und dem Herrn Pastor so gut, daß sie sagten, sie wollten diesen schönen Brauch auch hier einführen. Gottlieb und August erzählten, den Blendorfern und Blumenthalern allen habe das sehr gut gefallen und sie hätten gesagt, die geschmückte Kirche und der Anblick der Früchte auf dem Altare und in den Blumengewinden habe ihnen doppelt vor die Seele geführt, was für ein Fest heute gefeiert werde.

Otto und Marie rufen nach mir, heute nachmittag bekommen nämlich die armen, alten Leute im Armenhause von Mama Kaffee und Kuchen, und den Kuchen dürfen wir ihnen jetzt hintragen, deshalb muß ich aufhören.

Wilhelm.

Einunddreißigster Sonntag.

Ganz etwas Neues habe ich zu berichten: Die kleine Französin ist da, am Montag ist sie gekommen! Sie ist zwölf Jahre alt und ist natürlich größer als ich; sie hat ganz schwarzes Haar und große, braune Augen. Sie kam ganz allein und war fast ununterbrochen mit der Eisenbahn gefahren und hatte nur Briefe mitgehabt aus dem Institute, an Prediger in Lüttich, Aachen, Köln, Hannover und Berlin, für den Fall, daß sie krank werden möchte, doch sie war gesund geblieben, und hatte nur einmal in Köln bei einem Prediger übernachtet. Als sie ankam, sah sie ganz furchtsam aus, aber Mama nahm sie in ihre Arme und küßte sie und brachte sie zu mir.

Daß sie so allein fortgekommen ist in der Welt und ganz vernünftig, darüber konnten Wilhelm, Otto und ich uns nicht genug wundern. Papa und Mama hatten

Geld zur Reise nach Paris geschickt; das hatte man ihr gegeben und zugleich alles aufgeschrieben, was die Beförderung kostet, und nun hatte sie in einem kleinen Buche Rechnung geführt und lange nicht alles Geld ausgegeben, sondern noch viel Mama zurückgebracht.

Es war Abend als Josephine ankam, und nachdem sie gegessen hatte, erlaubte Mama, daß ich mit ihr auf ihre Stube gehen und ihren Koffer mit auspacken durfte. Das amüsierte uns sehr. Auf jedes Stück, von welchem ich nicht wußte, wie es auf Französisch heißt, zeigte ich mit dem Finger, und dann sagte sie mir den Namen.

Einmal sagte ich etwas recht Dummes, und darüber schäme ich mich noch. Sie hat auch einen Kasten mit, und da fragte ich: „est-ce là votre commodité?“ — Sie lachte sehr und sagte: „Non, chère Marie, c'est mon nécessaire.“ Das war recht unangenehm!

Ich sagte alle französischen Worte, die ich kann, und so konnten wir uns doch verstehen. Meine kleinen Arbeiten zeigte ich ihr auch und sagte: „un pauvre garçon — nous travaillons — envoyer à l'école — voulez-vous aussi?“ — Das verstand sie doch und sagte: „oui, oui, de tout mon coeur.“ Wir waren noch lange nicht fertig mit Sprechen und Auspacken, da mußte ich zu Bette. Das war recht schade, ich wäre so gern noch bei ihr geblieben!

Am andern Morgen stand ich früher auf als gewöhnlich, und sowie ich fertig angezogen war, sogleich hin zu Josephine. Ich habe es nämlich zu gern, wenn Mama mich morgens mit einem herzlichen Kusse weckt, mir kommt dann alles immer viel hübscher vor, und ich stehe viel lustiger auf. Da Josephine doch nun keine Mama hat, die das thun kann und wir ihr auch noch alle so fremd sind, da wollte ich es bei ihr thun, aber als ich ihre Thür ganz leise aufmachte, saß sie schon fix und fertig angezogen und las, und es sah schon ganz ordentlich aus in ihrer Stube, es war schon alles in die Schubfächer gepackt. Ein kleines Gebetbuch, worin sie soeben gelesen, zeigte sie mir, ihre Lehrerin hatte in dasselbe geschrieben: „Souviens-toi, que Dieu est ton père.“ Das ist doch hübsch.

Nach dem Frühstücke gingen wir mit den Brüdern in den Garten; Josephine konnte Otto gar nicht verstehen und zu allem, was er sprach, sagte sie immer: „Ja, ja, ja!“ denn das ist das einzige deutsche Wort, was sie kann. Ich weiß nicht, woran es liegt, das Josephine Otto nicht versteht. Wenn ich mich ängstigte, wie ich mich mit ihr verständigen sollte, sagte Otto immer: „Kleinchen, laß gut sein, ich bin dann immer euer Dolmetscher!“ und jetzt werde ich beinahe besser mit ihr fertig als er! Sollte mein lieber Bruder vielleicht etwas zu groß gethan haben, und sind seine

Kenntnisse der französischen Sprache auch noch nicht weit her?

Die Brüder ließen uns bald allein, denn sie mochten nicht hören, daß wir französisch sprachen, und so ging ich mit Josephine umher und zeigte ihr alles, den ganzen Garten und meinen kleinen Garten und denjenigen, den Otto und Wilhelm angelegt haben. Sie fand alles sehr hübsch, denn „charmant!“ sagte sie sehr oft. Ich finde Josephine auch charmante, und wir sind herzliche Freundinnen geworden, und ich werde Mama bitten, daß sie uns immer gleich angezogen gehen läßt, denn das finden wir beide so sehr hübsch.

Und so gut ist Josephine, das habe ich auch schon gesehen. Nachdem ich am Mittwoch meine Touren gestrickt hatte, ließ ich mein Strickzeug auf der Gartenbank liegen, und als wir wieder hinkamen, hatte sich unser kleines graues Miezekätzchen darüber hergemacht und spielte mit dem Knäuel. Aber wie sah meine Arbeit nun aus! Ich weinte, denn ich hätte diesen Wirrwarr nicht auseinander bekommen, aber Josephine machte sich schnell darüber her, und in kurzer Zeit war alles wieder in Ordnung.

Wenn ich nur erst besser französisch sprechen kann! Unsere Unterhaltung ist jetzt noch ein bißchen langsam, aber ich werde mir rechte Mühe geben, dann wird es schon bald werden, denn so ganz dumm bin ich doch

auch nicht. Wenn Josephine mit Mama und Tante Susanne und Herrn Flohr französisch spricht, das klingt sehr hübsch, und geht so schnell, daß ich fast nichts verstehe. Sie soll jeden Nachmittag eine Unterrichtsstunde bei Herrn Flohr haben, und vormittags werden Mama und Tante sie unterrichten.

Josephine hat keine Puppen, in der Anstalt durften sie nicht mehr mit Puppen spielen. Ich habe ihr meine Emma geschenkt, und sie hat sich so sehr darüber gefreut, daß ihr die Thränen in den Augen standen. Wenn wir wieder in der Stadt sind, soll sie auch Emmas Himmelbett und ihren Schaukelstuhl bekommen. Josephine kann schon sehr gut stricken, nähen, sticken und häkeln, das hat sie alles in dem Institute gelernt, in das sie nach dem Tode ihrer Mutter, vor zwei Jahren gekommen ist, weil ihr Vater, der ein berühmter Maler war, sehr viel auf Reisen gewesen ist, und das kleine Mädchen doch nicht immer mitnehmen konnte. Im Sommer ist er auch gestorben; Josephine trägt deshalb noch ganz schwarze Kleider. Sie hat jetzt nur noch eine Tante in Amerika, sonst hat sie gar keine Verwandte mehr, aber Mama sagt, nun will sie Josephines Mama auch sein.

Gestern haben wir beide kleine Stecknadelkissen genäht, aus blauem Sammet; Mama hat mir ein großes Stück Sammet dazu geschenkt. Die Kissen werden,

wenn sie an drei Seiten zusammengenäht sind, mit Watte ausgestopft und dann wird auch die vierte Seite zugenäht. Sie müssen aber sehr fest genäht werden und mit ganz kleinen Stichen, und wenn sie fertig sind, steckt man an den Nähten entlang blanke oder schwarze Stecknadeln, eine immer ganz dicht neben die andere, so daß es wie eine schwarze oder goldene Schnur aussieht. Ich hatte aber das erste Kissen, ehe noch die Watte darin war, schon an allen vier Seiten zugenäht und mußte nun eine Naht wiederauftrennen, das war recht dumm.

Zwei Nähnadelbücher, ein Tintenwischer und ein gehäkeltes Kissen zu Haarnadeln sind auch schon fertig.

Marie.

Zweiunddreißigster Sonntag.

Ich fange sogleich an mit:

Montag. An dem Tage wurden ein Ochse und zwei fette Kühe geschlachtet. Wilhelm und ich wollten zuerst das mitansehen, aber die armen Tiere dauerten uns doch zu sehr, deshalb liefen wir fort, als sie in den Hof geführt wurden. Nachdem sie tot waren, gingen wir wieder hin; der Ochse war ungeheuer groß, auch Marie und die kleine Französin sahen ihn sich an.

Wir bekamen an dem Tage auch die Bäume von dem Herrn Pastor. Unser Fruchtgarten wird ganz allerliebst, und die gute Mama hat uns an der einen Ecke des Gartens eine Mauer ziehen lassen, daran kommt ein Spalier, und Wilhelm und ich kaufen im Frühjahre zwei Aprikosenbäume, die setzen wir dann an die Mauer, neben die Pfirsichbäume des Herrn Pastors. Bleibt Raum genug, so kaufen wir auch noch eine Weinrebe.

Dienstag. Wilhelm und ich machten mit Herrn Flohr eine große Fußtour nach Rothberg, zu einem Freunde von Herrn Flohr. Wir gingen einen guten Schritt und brauchten doch beinahe zwei Stunden zu dem Wege. Nachdem wir über eine Stunde gegangen waren, kamen wir durch ein Gehölz, und dort frühstückten wir, denn wir hatten Butterbrote und Birnen mitbekommen und ein Fläschchen mit Wein für Herrn Flohr.

Von dem Weine schenkte uns Herr Flohr auch ein Gläschen ein, und es schmeckte uns allen wunderschön. Die Sonne schien so warm durch die Büsche, die doch noch ganz grün sind, und hin und wieder stand auch noch eine Blume und machte es lustiger aussehen. Im Grunde floß ein Bach und murmelte so unterhaltend, daß man ordentlich denken konnte, das sei eine Sprache; Wilhelm sagte: „Das ist die Wassersprache," und begann zu singen:

„Das Wasser auf den Bergen
Ist gleich des Semmbub's Sinn,
Es kann sich nicht verbergen
Und brauſt und tanzt dahin.

Das Wasser in den Thälern
Fließt ernst und träg' dahin,
Es weiß nichts zu erzählen,
Prosaisch ist sein Sinn."

Ich stimmte natürlich kräftig mit ein.

Herr Flohr kannte das Lied noch nicht, aber er sang uns noch ein hübscheres vor, das hieß:

„Du Bächlein, silberhell und klar,
Du eilst vorüber immerdar,
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn',
Wo kommst du her, wo gehst du hin?
„Ich komm' aus dunklem Bergesschoß,
Mein Lauf geht über Blumen und Moos,
Auf meinem Spiegel schwebt so mild,
Des lieben Himmels freundlich Bild,
Drum hab' ich frohen Kindersinn,
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin,
Wer mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk' ich, wird mein Führer sein."

Herr Flohr singt sehr schön, das sagen Mama und Tante Susanne auch, mit denen er öfter musiziert.

Nach dem Frühstücke marschierten wir weiter, immer tapfer darauf los, und gegen Mittag erreichten wir Rothberg, wo Herrn Flohrs Freund Prediger ist.

Derselbe ist noch ganz jung und hat noch keine Frau. Er freute sich ungeheuer, daß wir kamen, denn er hatte Herrn Flohr seit zwei Jahren nicht gesehen. Aber dann lief er in die Küche und ich hinterher. Er sagte zu der Köchin: „Liese, ich habe liebe Gäste bekommen, was haben wir denn zu essen?" „Milchsuppe, Herr Pastor," erwiderte die. „Milchsuppe? Die ist nicht jedermanns Leibgericht, — doch was giebt es

weiter?" fragte er. „Kartoffeln in der Schale und Wurst dazu." „Wurst? das lasse ich mir eher gefallen, aber koche doch ja nicht zu wenig und schicke zu den Kartoffeln auch Schinken außer der Wurst." „Ich kann ja auch noch Pfannenkuchen backen, Herr Pastor," meinte die Köchin. „Ja, ja, das ist ein prächtiger Einfall! Pfannenkuchen mit Pflaumenmus, das macht die Milchsuppe wieder gut." — Damit lief er ganz fröhlich in das Zimmer zurück und sagte zu Herrn Flohr: „Ihr bekommt ein ganz prächtiges Mittagsessen, während das aber gekocht und gebacken wird, zeige ich euch die Kirche und die Merkwürdigkeiten meines Pfarrdorfes."

Die Kirche ist sehr freundlich und hübsch, und an der Kanzel und dem Altare befindet sich noch künstliches Schnitzwerk aus alter Zeit, was man jetzt wieder so schätzt. Wir besahen es auch sehr aufmerksam, vorzüglich den großen Altarschrank. Der hat zwei mächtige Thüren, und bei Taufen und vorzüglich beim Abendmahl werden die geöffnet, und dann sieht man die zwölf Apostel in bunten Gewändern. Herr Flohr sagte auch, der Schrank wäre sehenswert. Mit den Merkwürdigkeiten war es nur Spaß; sie bestanden aus einem ganz, ganz alten Bauernhofe, an dessen Giebel eine Kutsche mit vier Pferden geschnitzt ist, und daneben steht ein Vers, den ich aber vergessen habe.

Als wir alles besehen hatten, gingen wir wieder nach dem Predigerhause und aßen zu Mittag. Der Herr Pastor that Suppe auf, und das kam mir ganz sonderbar vor, aber eine Frau war doch nicht da, und die Suppe schmeckte recht gut. Dann kamen die Kartoffeln, und davor fürchtete ich mich eigentlich etwas, denn Kartoffelnschälen ist meine schwache Seite; dabei hilft mir unser Miezchen immer. Spieße ich sie nämlich auf eine Gabel, so fallen sie mir gewöhnlich in Stücken auf den Teller, und nehme ich sie in die Finger, so verbrenne ich mich und lasse sie erst recht fallen, und wenn sie dann mitten in die Sauce klatschen, wie neulich einmal, dann kann das sehr häßlich werden. Sauce gab es ja heute nicht, und ich nahm mich recht in acht, und da ging es ganz gut.

Nachmittags tranken wir den Kaffee in der Weinlaube, vor der Thüre; das Wetter war wunderschön. Wilhelm und ich tranken jeder drei Tassen, so gut schmeckte er uns, Herr Flohr sagte lachend dazu: „Die Reisenden haben aber einen tüchtigen Appetit mitgebracht!“ Abends kamen wir um neun Uhr zurück, sehr müde, aber sehr lustig.

Das war ein hübscher Tag, und ich freue mich nur, daß er auch gerade in meine Woche fiel, denn das ist mein einziger Ärger bei dem Tagebuche, wenn mir so etwas recht Hübsches passiert, was ich furchtbar

gern erzählen möchte, so passiert es gewiß in einer falschen Woche, und dann erzählen es die anderen!

Mittwoch. Während der Stunden begegnete mir etwas sehr Spaßhaftes; ich hatte mir ein Glas mit Wasser hingestellt, wie ich immer thue, wenn wir Latein lernen, und wie ich etwas gar nicht begreifen konnte, wollte ich trinken und nahm, ganz in Gedanken vertieft, mein Tintenfaß statt des Glases und bemerkte dies erst, als ich es an den Mund setzte. Wir lachten ungeheuer darüber, Herr Flohr auch, obgleich er sonst Spaß in den Stunden nicht liebt. — An dem Tage wurden Würste gestopft, auch kleine, für Wilhelm, Marie, Josephine und mich. Bei der Schlachterei schenkt Mama auch immer den armen Leuten manches; die kommen dann mit ihren Töpfchen zu Frau Hermann und holen es ab.

Donnerstag. Das war ein Tag, wie es viele giebt. Wir lernten und liefen umher, aber abends fuhren wir im Eselwagen, Josephine auch mit, zum erstenmal. Das war ganz lustig; verstehen kann sie mich noch immer nicht recht, und weil sie stets glaubt, daß ich ihr widerspreche, kommt sie dann immer mit ihrem: „Ja, ja, ja," das ist zum Totlachen. Gewöhnlich antworte ich: „Nein, nein, nein!" und „non, non, mademoiselle!" Wenn sie nur erst mehr Deutsch könnte.

Freitag. Wir pflanzten allerlei Sträucher in unserem Garten, der jetzt schon recht gut aussieht. Die Himbeeren pflanzen wir an ein kleines Geländer von Fichtenstäben, das sieht so ordentlich aus. Wir haben das Geländer selbst zusammengesetzt, unter Herrn Flohrs Anleitung, der doch eigentlich alles versteht.

Beim Graben fanden wir einen Maulwurf; ich hatte noch nie einen gesehen und war ganz erstaunt, daß er ein so hübsches, sammetweiches Fell hat. Wir brachten ihn Herrn Flohr und fragten, wie wir ihn totmachen sollten. „Den kleinen Burschen laßt nur laufen," sagte Herr Flohr, „der thut euerem Garten keinen Schaden, im Gegenteile, er frißt die Würmer und Larven fort." Wir ließen ihn los, und im Nu hatte er sich mit seinen scharfen Krallen ein Loch gegraben und war spurlos verschwunden. Das war zu spaßhaft.

Sonnabend. Wiederholung des in der Woche Erlernten, Arbeit im Garten, ein Stück frischen Kuchen erwischt und mit Wilhelm brüderlich geteilt, gewippt, gelaufen, gesprungen und gesungen. Damit „holla!"

Otto.

Dreiunddreißigster Sonntag.

Am verflossenen Sonntag fuhren wir nach Burgthal, zu Onkel und Tante Langen und Hans und Dietrich, Pappelo und Lappelo. Die beiden kleinen Jungen freuten sich so, daß wir kamen, gerade als ob wir Spielgefährten für sie wären. Otto riefen sie schon entgegen: „Herr Rackero!“ und der war auch gleich bei der Hand mit seinen lustigen Späßen. Anna von Langen, die in Insterburg in Pension ist, war zu den Ferien zu Hause, und wir waren alle sehr vergnügt. Es ist aber auch wunderhübsch in Burgthal. Der Garten ist sehr groß und wird jetzt in einen Park umgewandelt. In der Mitte des Gartens ist ein großer Teich, der aussieht wie ein See, und auf demselben sind zwei Boote, beide weiß angestrichen und mit roten und blauen Rändern, und auch die Ruder sind weiß und so gemalt, als ob sie mit rotem und blauem Bande umwickelt wären.

Auf dem Teiche hatten wir viel Vergnügen; es war ein ganz warmer Tag, obgleich wir schon im November sind, und wir fuhren lange auf dem Wasser. Otto und ich ruderten; wir haben es von Herrn Flohr gelernt. Wir verteilten uns in den Booten, in dem einen saßen Herr Flohr und Otto, Marie und Josephine, in dem anderen ich, Tante Susanne, Anna von Langen und ein Gärtnerbursche, der mit rudern helfen sollte. Weil ich ruderte und also eine Hauptperson war, habe ich mich auch zuerst genannt.

Anfangs fuhren wir ganz still auf dem Teiche umher, und da viele schöne Bäume am Ufer stehen, sah es so hübsch aus, wie die Sonne durch das gelbe und rote Herbstlaub schien; nur einige Erlen hatten noch grünes Laub. Auf einmal hörte ich in dem anderen Boote lachen und sah nun sogleich, daß sie uns überholen und vorbeirudern wollten. Tante Susanne schrie ordentlich, als sie das sah. „Leide das nicht, leide das nicht!“ rief sie und trampelte mit den Füßen.

Der Bursche und ich ruderten, was wir nur konnten, und er hatte tüchtige Kräfte, aber Herr Flohr spaßt auch nicht, wenn er etwas will. Tante Susanne band ihr Taschentuch an die Spitze ihres Sonnenschirmes und sagte: „Wenn man von Piraten verfolgt wird, muß man die Flagge aufhissen.“ Vom anderen Boote riefen sie aber: „Oho! die wollen parlamentieren; sie

ziehen die weiße Flagge auf!" „Tante, hörst du das?" sagte ich. Da wurde Tante aber ganz eifrig, band ihr buntes, seidenes Halstuch ab und an den Schirm, und das ließ sie nun flattern. „Das ist die deutsche Flagge," rief sie, „hoch Deutschland!"

Wir amüsierten uns prächtig, aber ich habe mich ordentlich geängstigt, denn ich wollte doch nicht, daß Tante die Schande haben sollte, daß ihr Schiff sich ergeben müsse, und sie war so hitzig, als ob es Ernst sei.

Sobald die anderen ganz nahe kamen, flüsterte sie mir zu: „Schlage nur tüchtig mit dem Ruder ins Wasser, denn wenn sie naß werden, bleiben sie wohl zurück." Das that ich denn auch, und Herr Flohr wurde dadurch gezwungen, etwas zurückzubleiben, damit Marie und Josephine nicht durchnäßt würden. Otto schrie immer dazwischen: „Rudern Sie doch, so rudern Sie doch, dies ist ja eine Regatta!" — Tante Susanne rief dagegen: „Ach, was Regatta! Hier gilt es die Ehre meines Schiffes, und das Schiff, was ich befehlige, soll niemals die Flagge streichen." Ich lachte ungeheuer, und dazwischen ängstigte ich mich auch, und der Bursche mir zur Seite machte es ebenso.

Wie lange das so gedauert haben würde, weiß ich nicht, wenn Mama nicht endlich am Ufer erschienen wäre. „Aber, Susanne," rief sie, „das ist doch nicht vernünftig, kommt nur jetzt ans Land." „Geschwind

ans Land, Wilhelm," flüsterte Tante mir zu, „und dann wollen wir den anderen das Landen schwer genug machen!" In einem Nu waren wir am Ufer. „Bleibe im Boote stehen," sagte Tante leise zu mir, als sie mit Anna ausstieg, „und wenn sie nahen, so schlage tüchtig mit dem Ruder in das Wasser, auf meine Verantwortung."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und als Herr Flohr ganz ahnungslos mit seinem Boote anlangte, setzte ein Schlag in das Wasser von meiner Seite, der ihn ganz mit Wasser benetzte, ihn in nicht geringes Erstaunen.

„Laß das, Wilhelm!" rief er ernsthaft, aber kaum hatte er das ausgesagt, so warf Tante Suschen, plumps, plumps, plumps, drei große Steine in das Wasser, daß es hoch in die Höhe spritzte. Herr Flohr lachte hell auf und sagte: „Ich sehe wohl, daß wir noch als Feinde betrachtet werden, und so muß ich wohl die Stillstandsflagge aufziehen!" Er ließ darauf sein Taschentuch in der Luft flattern, und nun legte ich mein Ruder nieder und gestattete ihnen, zu landen. Mama kam jetzt auch herbei und schalt Tante ein wenig. „Nein," sagte sie, „ein Mädchen von achtzehn Jahren und so kindisch noch!" — Eigentlich aber war das doch nicht Mamas Ernst, denn sie freut sich immer, wenn Tante vergnügt ist.

Bald nach dem Essen mußten wir zurückfahren, weil die Tage jetzt so kurz sind; vorher hatten wir noch viel Spaß mit den beiden Kleinen. Auch Josephine spielte mit ihnen und dabei sprach sie aber natürlich französisch, und darüber wurden die kleinen Burschen, die sie anfangs sehr verwundert angesehen hatten, zuletzt ganz wütend. „Sprich doch ordentlich," riefen sie, „das ist ja dummes Zeug, ich kann dich nicht verstehen." Sie sagte dann ihr: „Ja, ja, ja," weil es aber dabei blieb, versetzte der eine Kleine ihr eine Ohrfeige, die sie aber ganz freundlich aufnahm. —

Freitag war Herrn Flohrs Geburtstag. Der Gärtner hatte uns einen großen Strauß winden müssen, und den brachten wir ihm schon ganz früh vor den Schulstunden. Einen Kuchen bekam er auch, und von Papa ein griechisches Werk, über welches er sich sehr freute; auch Großmama hat ihm gratuliert. Am Nachmittag schnitt der Gärtner die letzten Weintrauben, davon ließen wir uns die vier schönsten geben, denn Mama hatte es uns erlaubt, und packten sie in eine Kiste, nagelten diese zu, banden einen Bindfaden herum und Klaus mußte darauf schreiben:

An

den Herrn Kandidat Flohr

in Blumenthal.

Dann beauftragten wir August, die Kiste zu Herrn Flohr zu tragen und ihm zu sagen, die sei soeben für ihn angekommen.

Beim Abendessen erzählte Herr Flohr, er wäre am Nachmittag durch eine anonyme Sendung köstlicher Weintrauben überrascht worden, und er hätte schon eine der Trauben voll Dank gegen den ihm völlig unbekannten Absender auf dessen Wohl verzehrt. Marie, die neben mir saß, wurde ganz rot und kniff mich ordentlich in den Arm, so freute sie sich, daß Herr Flohr nicht wußte, von wem die Weintrauben kamen.

Der Herr Präsident ist zurückgekehrt und Papa hat drei Wochen Urlaub genommen; darum bleiben wir noch in Blumenthal. Ich sage dazu „hurra!"

Wilhelm.

Vierunddreißigster Sonntag.

Ich habe wieder ein Märchen zu schreiben, denn Tante hat uns eins erzählt, weil es gestern so furchtbar regnete, daß wir gar nicht ins Freie konnten. Josephine konnte von dem Märchen nichts verstehen, deshalb rief Mama sie zu sich und zeigte ihr eine Bildermappe. Das Märchen heißt: Der Ordenstag der Tiere. Als Tante erzählte, sagte sie: „Nun passe gut auf und erzähle wieder, aber mit meinen eigenen Worten!"

Der König der Tiere, der mächtige Löwe, hatte einst einen Ordenstag ausgeschrieben und dabei angeordnet, jeder, welcher einen Orden wünsche, solle selbst seine Thaten aufzählen, weil er doch sich selbst am besten kennen müsse, und weil ein König nicht alles wissen könne.

Das ganze Tiergeschlecht versammelte sich auf einer prächtigen Ebene; zuletzt erschien der Löwe mit stolzem

Anstande, stellte sich auf eine kleine Anhöhe und überblickte die zahlreiche und glänzende Versammlung, welche er durch ein leises Neigen des Hauptes begrüßte. Zunächst dem Throne standen die Großen des Reiches, die man zugleich die Rebellen nennen konnte, die Tiger, die Hyänen und Panther, welche die Herrschaft des Löwen nicht anerkennen; schnaubend und zähnefletschend standen sie umher.

Der Löwe warf einen Blick auf diese gefährlichen Vasallen und sie anredend, sagte er sodann: „Meine sehr verehrten, mächtigen und kräftigen Herren, es bedarf keiner Aufzählung Ihrer Verdienste, ich kenne dieselben und verleihe hiermit den drei ältesten Gliedern aus den Familien Tiger, Hyäne und Panther, den Orden.“ Jene drei Familien ließen ein lautes Geheul vernehmen, und stürmten sodann ohne weiteren Dank über die Fläche hin, in ihre Wälder zurück.

Nach der Entfernung jener gefürchteten Mächtigen schien der Löwe freier zu atmen; seine Haltung wurde fester und sein Auge stolzer. „Tretet vor, ohne Unterschied des Ranges!“ rief er mit seiner vollen Donnerstimme.

Zur allgemeinen Verwunderung erschien zuerst ein kleiner, schlanker Iltis mit anmutiger Verbeugung auf dem Schauplatze. „Aus welchem Grunde glaubst du den Orden zu verdienen?“ fragte der König ernst.

„Majestät, um meiner That aufopfernder Liebe willen! Wir alle wissen ja, daß das Leben ein Jammerthal ist und ich, als ein schon etwas bejahrter Herr, weiß besonders ein Wörtchen davon mitzureden. Deshalb dauern mich die jungen Geschlechter, die sich das Leben als ein Rosenthal vorstellen. Ach, arme Kreaturen! — Die weichen und zarten Geschöpfe kommen bekanntlich am schlimmsten weg im Leben, und diese Berücksichtigung hat mich bewogen, sechzehn jungen, schönen Tauben den Kopf abzureißen. Die sind nun über alle Not des Lebens hinweg, und das verdanken sie mir!"

Der König sah finster auf den Iltis und antwortete: „Das Leben ist ein Gut, aber keine Last, ich liebe solche verkehrten Liebesdienste nicht und werde sie niemals lohnen!"

Jetzt trat demütig ein Fuchs hervor. „O," sprach er, „wohl teile ich die Ansicht meines hohen Herrn. Ja, Majestät, das Leben ist ein Gut, und diese Überzeugung hat mich zu einer der edelsten Thaten bewogen, welche jemals einer derer von Fuchs begangen haben mag. Euer Majestät, ich bin ein schlichtes, bescheidenes Wesen, geräuschlos durcheile ich die Wälder und suche die Großen der Erde, die Menschen, nicht auf, ich vermeide sie sogar, obwohl ich sagen darf, daß sie mich mitunter aufsuchen. Jetzt aber bin ich gezwungen, von mir selbst zu reden.

Es war an einem schönen Abend, als ich, meinen Gedanken über die Natur nachhängend, am Rande eines Dorfes leichten Schrittes dahinschlenderte. Mein natürlicher Hang zur Schwärmerei hatte mich mein Abendessen vergessen lassen. Ich war noch ziemlich weit vom Hause entfernt und dachte soeben daran, daß es meiner guten Frau vielleicht Sorge bereiten werde, wenn ich mit leerem Magen heimkäme, denn man weiß ja, daß es auch in der besten Haushaltung mitunter an Fleischvorräten fehlen kann. Als ich nun so dachte, flatterte aus den Büschen ein Huhn hervor. Ha, fiel mir da ein, das ist vielleicht ein Mittel, der lieben Frau eine Sorge zu erleichtern! Ich sprang zu, und das Huhn befand sich in meinem Munde; ich bediene mich dieses Ausdrucks, weil es in meines Königs Gegenwart unpassend erscheinen müßte, Maul zu sagen.

Jeder weiß, daß gute Bissen im eigenen Hause am besten schmecken, weil man sie da in Ruhe und ohne Zwang verzehrt. Außerdem verlangte es mich, meine Beute mit meiner Frau zu teilen, deshalb tötete ich das Huhn nicht, sondern trug es mit einer gewissen Zartheit im Munde fort. Auf dem Heimwege mußte ich an einem Teiche vorüber; der Mond stand im vollen Glanze, seine Strahlen beschienen das stille, klare Wasser, kein Lüftchen regte sich, die Natur . . ."

„Laß die Natur und fasse dich kurz!“ gebot, ihn unterbrechend, der Löwe.

„Ja, Ihro Majestät, aber gerade der Natur verdanken wir unsere herrlichsten Thaten, und jener Anblick, der meine Seele erweichte, würde den festesten Mann gerührt haben. Es war ein Anblick, ein Anblick, — ich sah den Teich an, ich sah den Mond an und dachte: Das Leben ist doch schön! Ha, sagte ich mir weiter, und dies junge Geschöpf in deinem Munde soll ihm so bald entsagen? Und es hat vielleicht einen Verwandten, einen Freund, der es betrauern wird — besser, daß der Magen leidet, als das Herz! — So denkend, öffnete ich den Mund, und das beglückte Huhn flatterte davon. — Weiter sage ich Euer Majestät nichts!“

Der Löwe schwieg einen Augenblick wie zweifelhaft und sagte dann . . . . .

Soeben als ich sagen wollte, was der Löwe sprach, kommen die Brüder, mich zum Spazierengehen abzuholen, aber Otto hat mir versprochen, daß er das Märchen fertig schreiben will.

Marie.

Fünfunddreißigster Sonntag.

Marie will durchaus nicht zugeben, daß das Wort des armen Löwen in seinem königlichen Rachen steckenbleiben soll, und so muß ich ihr wohl den Gefallen thun und das Märchen zu Ende schreiben. Ich soll aber auch noch hersetzen, daß Tante Susanne ihr dasselbe doch habe vorsagen müssen, denn sie habe die Geschichte wohl gewußt, aber nicht die Worte. Nun also:

Der Löwe sprach: „Eine lobenswerte That, aber etwas schwülstig vorgetragen, da indes eben eine solche That einem Fuchse sehr schwer werden mag, so sei dir — — —"

Bevor der König ausgeredet hatte, vernahm der beglückte, lächelnde Fuchs zu seinem unnennbaren Schrecken vom nächsten Baume eine gluckfende Stimme, welche sehr vernehmlich rief: „Glauben Euer Majestät ihm nicht; der Herr Fuchs gewahrte im Mondenscheine

einen Jäger, der eine Flinte auf ihn angelegt hatte, und als der Schuß, puff! losging, sperrte er vor Schrecken das Maul auf, und ich rannte davon. Der Jäger hatte zum Glück keinen getroffen."

Ehe der Fuchs sich noch zu verteidigen vermochte, winkte der Löwe so verachtend mit seiner Tatze, daß jener es für geraten hielt, seinen Rückzug anzutreten. Bevor er jedoch die Ebene verließ, sendete er verstohlen dem kleinen, weißen Hühnchen einen Blick zu, vor welchem die Federn desselben sich sträubten.

Manche Tiere traten jetzt nacheinander vor, mancher Orden wurde begehrt, aber auch versagt.

Da gewahrte der König, als er etwas gelangweilt über seine Unterthanen hinblickte, einen Hund mit ganz zerbissenem Maule und blutendem Ohre und zu einem der Kämmerer, einem Hasen, sich wendend, sagte er: „Gehen Sie sogleich hin und erkundigen Sie sich, wer der Kerl dort ist, mit dem blutigen Maule, was er will, und wie er sich unterstehen kann, sich so vor mir zu präsentieren."

Giebt es zwei Familien, welche auf keinem guten Fuße miteinander stehen, so sind es die Familien Hase und Hund, weshalb denn auch der kleine Kämmerer sich ganz glückselig an den Hund heranmachte und ihm unter dem Schutze des Tages ein schiefes Maul schnitt, indem er sagte:

„Seine Majestät schicken mich zu Ihnen und wollen wissen, wer Sie sind?"

Der ehrliche Hund, dem das Blut zu Kopfe stieg vor der Unverschämtheit des Hasen, und der im stillen dachte: Hätte ich dich hier allein! erwiderte ruhig und mit schöner Offenheit: „Ich bin ein Neugieriger."

Der Hase lachte auf eine beleidigende Weise.

„Seine Majestät wünschen ferner zu wissen, bei welchem Familienfeste man Ihnen die Ohren abgerissen hat?"

„Die Wunden, welche Sie sehen, habe ich in einem ehrlichen Kampfe davongetragen."

Der Hase verfügte sich zu dem Löwen zurück und stattete Bericht auf seine Weise ab; des Königs Auge flammte.

„Also die Hunde können niemals in Frieden leben? — Bringet diesen Burschen hierher, zu den Stufen meines Thrones."

Also geschah es und der Hund, den alle angafften und dem alle auswichen, erschien mit gesenktem Haupte vor seinem Herrn. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf diesen Punkt gerichtet, doch wollten einige bemerkt haben, daß ein soeben erst mit einem Orden geschmückter Wolf sich über die Ebene in den Wald zurückgezogen habe.

Den Hund mit ruhiger Hoheit anblickend, fragte der Löwe: „Mit wem hast du gekämpft?"

„Mit einem Wolfe!“ antwortete der Hund.

„Bei welchem Anlasse?“ fragte der König stutzend.

„Er überfiel die Herde meines Herrn.“

„Fiel er dich an?“

„Nein, die Schafe meines Herrn.“

„War dein Herr zugegen?“ forschte der Löwe weiter.

„Nein, er kam hinzu, als wir im Handgemenge waren.“

„Du hast dich tapfer gewehrt?“

„Ja!“

„Was geschah weiter?“

„Mein Herr hatte eine Flinte und erschoß den Wolf; mir wusch er später das Blut ab, lobte mich und gab mir ein Stück Brot mit Käse, aber er mußte es mir einweichen, denn ich konnte nicht beißen.“

Der König befahl, dem Hunde ein reiches Halsband anzulegen. „Du bist ein braver Bursche,“ sagte er, „und ich wollte, ich hätte viele so ehrliche Kämpfer, wie du bist, in meiner Umgebung! Für heute aber ist der Ordenstag beendet.“

Von allen Seiten beglückwünschte man den Hund, der sich still und ohne Seitenblick auf den Hasen seinen Weg durch die Menge bahnte. Das Halsband aber erbte fort von Geschlecht auf Geschlecht, bis auf den heutigen Tag.

* * *

Darüber bin ich ganz aus meiner Tagesordnung gekommen, Marie ist schuld daran. Übrigens wollte ich doch, das Märchen wäre länger, denn ich hätte gern gewußt, was die übrigen Tiere vorgebracht haben. Aber immer, wenn man noch so recht viel hören möchte, sind Tantes Geschichten zu Ende. Als ich das zu Tante sagte, antwortete sie: „Daran siehst du, mein Herr Neffe, daß ich eine gute Erzählerin bin. Wäre ich das nicht, so würdet ihr bei meinen Geschichten wünschen: „Ach, wären sie nur erst zu Ende!"

Nun noch ein Sonntag, dann müssen wir fort von hier und in die Stadt, wir sind alle ganz traurig darüber. Mama sagt oft: „Ihr thörichten Kinder habt es ja doch auch dort so gut." Ja gewiß, aber die Stadt ist doch nicht das Land, hier ist es viel hübscher und man bekommt nicht fortwährend zu hören: „Seid nicht so laut!" oder „Tretet leise auf, damit ihr die anderen Bewohner des Hauses nicht beläftigt!" Hier wird uns das nicht gesagt, wir können gehen, springen und singen nach Herzenslust. Wir kennen hier auch alle Menschen und alle Tiere so gut, und was das Hübscheste ist, die Tiere kennen uns ebenso genau. Wenn wir des Morgens über den Hof gehen, kommen sie aus allen Ecken und Enden, die Hühner, Tauben und Enten und holen sich ihr Futter, denn etwas bringen wir ihnen immer mit. Und wie werden unsere Esel sich wundern, wenn wir

nicht mehr zu ihnen kommen, die werden sich schön umgucken, wenn die Stallthür geht! Und nun gar die Hunde! Im vorigen Jahre ist Pikas von hier fortgelaufen und zu uns nach der Stadt gekommen, weil er es ohne uns nicht aushalten konnte, und da hat der Inspektor ihn an die Kette legen müssen, bis er sich an seine Einsamkeit gewöhnt hatte. Aber dann die Freude, wenn wir im Winter einmal zu ihm kamen!

Ich gehe auch deshalb so ungern fort, weil wir so vieles hierlassen müssen: Wippe, Schaukel, Boccia. Beim Boccia hätte ich neulich beinahe etwas recht Schlimmes angerichtet. Ich hatte in meinem Eifer gar nicht bemerkt, daß Marie dicht neben mir stand, und wie ich mit einem recht kräftigen Schlage eine feindliche Kugel hinausbringen will und dazu recht weit aushole, fahre ich gegen Maries Nase, daß die noch heute braun und blau ist. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, trotzdem lachte sie; wenn unser Miezchen nur am Umzugstage ebenso tapfer ist. An dem Tage sitzen meine Thränen auch nur sehr lose, und wenn wir dann vom Hofe fahren, und ein jeder kommt und sagt noch einmal adieu, und Marie fängt dann an zu weinen, ja, dann kann ich nicht dafür stehen, daß ich es nicht ebenso mache. Und ich will nicht weinen, denn ich weiß ja, daß es auch in der Stadt sehr hübsch ist, und im Vergleiche zu anderen Kindern sind wir sehr

glücklich zu nennen, und dafür wollen wir auch immer recht dankbar sein. Wie wenigen ist es vergönnt, nach den kurzen, kalten und oft recht häßlichen Wintertagen hinaus aufs Land zu eilen und sich in Gottes freier Natur tagtäglich herumzutummeln. Wenn wir im Frühjahre herauskommen, stehen alle Bäume in Blüte, und alles wächst dann gleichsam unter unseren Augen, und jeder Tag bringt neue Lust. O, wie herrlich ist es auf dem Lande!

Ade! Ade!
Bis ich dich wiederseh'!

In dieser Woche habe ich drei Körbe fertig gemacht, und die will Josephine überkleben. Sie und Marie haben auf Karton ganz kleine Blumen gestickt, die kommen auf den Boden des Körbchens, einer wird weiß mit Goldrändern, einer hellblau mit Silberstreifen und einer rosa mit Silber. Wilhelm hat eine Garnwinde gedrechselt und sechs kleine Döschen, Marie und Josephine haben auch wieder sechs Nadelkissen fertig und vier Nadelbücher. Wie das werden wird, weiß ich nicht recht, denn Tante kann doch nicht alles kaufen; sie sagte schon an ihrem letzten Geburtstage in Altau, als Marie ein Nadelkissen und ich einen Korb brachte: „Kinder, Nadelkissen und Körbe habe ich nun aber genug, damit habt ihr mich so überreich versorgt, daß ich mir noch einen Schrank extra dazu anschaffen muß."

Und nun wieder sechs Nadelkissen und drei Körbe, das wird Tante zu viel werden. Das einzige wäre, daß Tante sie zu einer öffentlichen Lotterie verwenden könnte, sie und Mama sind bei mehreren Wohlthätigkeitsvereinen. Nächstens veranstalten wir eine Ausstellung, und dann muß sie sich darüber erklären.

Gestern war ein blinder Leierkastenmann hier auf dem Hofe. Wir kamen gerade mit Herrn Flohr vom Spazierengehen, und Herr Flohr gab dem armen Manne ein Geldstück. Wilhelm und ich holten ihm ebenfalls etwas und auch von Mama und Papa bekam er Geld; außerdem ließ Mama ihm und seinem Begleiter noch Butterbrote geben. — Es muß doch zu schrecklich sein, so gar nichts sehen zu können! Als ich das Mama sagte, antwortete sie: „Ja, wir wissen gar nicht, wie reich und glücklich wir sind, daß wir von Gott gesunde Sinne empfangen haben; dafür müßten wir Ihm jeden Tag danken!“ Das habe ich auch gethan, als ich am Abend den schönen Sternenhimmel ansah, und werde sehr oft an den armen, blinden Mann denken.

Otto.

Sechsunddreißigster Sonntag.

Otto will gern, daß ich nachhole, was er nicht gekonnt hat, und von jedem Tage der verflossenen Woche erzähle; das will ich denn auch, obgleich ich das nicht gewöhnt bin. Von seiner Woche, die nicht so beschrieben werden konnte, hätte Otto doch nicht viel erzählen können, denn viel Besonderes fiel nicht vor, nur daß wir am Sonnabend nachmittag auf unserem Wagen Äpfel zu der Frau Pastorin fahren durften; Mama schickte sie ihr. Die Sitze waren abgenommen, Otto saß neben mir, und wo sonst die Sitze sind, standen Körbe mit Äpfeln, lauter prächtige, gelbe und rote Äpfel. Die Frau Pastorin freute sich sehr, und unten im Wagen lagen auch noch ein Hase und Krammetsvögel; sie konnte sich auch wohl freuen! Nun also:

Montag haben wir unsere Ausstellung gehabt, sehr hübsch! Mama hatte ihr Vorzimmer dazu hergegeben;

in der Mitte stand ein runder Tisch, mit einem weißen Tuche bedeckt, und das hatten Marie und Josephine sich allerliebst ausgedacht; sie hatten nämlich einen dicken Kranz von Epheublättern um den äußeren Rand des Tisches gelegt, dann kam, dicht daran gelegt, einer von den hochroten Blättern des wilden Weins und endlich einer von ganz gelben oder gelb und grün punktierten Blättern; es sah ordentlich prächtig aus. In der Mitte stand meine Garnwinde, und alles andere stand und lag um dieselbe herum. Als der Aufputz fertig war, sagte Marie, die immer umhersprang und hüpfte und uns alle vor Freude küßte: „Nun hole ich einen Teller und stelle den auf den Nebentisch, vielleicht bezahlen die hohen Herrschaften ein kleines Eintrittsgeld, aber ich sage nichts.“ Das that sie denn auch, und dann lief sie mit Josephine hin, die Eltern, Tante Susanne, Herrn Flohr und den Herrn Inspektor herbeizuholen.

Alle fanden unsere Ausstellung wunderhübsch, und Mama sagte — nein, vorher muß ich noch erzählen, daß jeder etwas Geld auf den Teller legte, Papa recht großartig. Mama sagte also: „Ach, das gebe ich gar nicht zu, daß Tante alles kauft, wir wollen jetzt sogleich Auktion anstellen. Herr Inspektor wollen Sie ausrufen?“ Das wollte der gern, und es wurde ein kleines Brett geholt und ein Hammer, damit er zu-

schlagen könne, und nun fing es an. Wir jubelten so, daß Papa Ruhe gebieten mußte.

Ein Nadelkissen machte den Anfang; der Herr Inspektor rief: „Ein Nadelkissen, sehr hübsch, gehäkelt oder gestrickt oder gestickt, denn das kann ich nicht unterscheiden, achtzig Pfennig als Einsatz."

„Halt! Halt!" rief Mama, „das ist ja entsetzlich leichtsinnig; zehn Pfennig als Einsatz."

Der Inspektor wiederholte: „Ein Nadelkissen, zehn Pfennig Einsatz."

„Zwanzig!" rief Tante Suschen.

„Dreißig!" Mama.

Der Inspektor sagte: „Dreißig Pfennig sind geboten, dreißig Pfennig, dreißig Pfennig zum ersten — —"

„Und zwei Pfennig!" rief Tante.

„Pfui!" sagte Mama, „das ist doch zu kleinlich, ich gebe vierzig Pfennig."

„Vierzig Pfennig!" wiederholte der Inspektor.

„Und drei Pfennig!" sagte Tante.

Nun wurde Mama ganz wild: „Nein, mit den abscheulichen Pfennigen!" rief sie. „Eine halbe Mark! Aber das ist erschrecklich viel Geld."

„Fünfzig Pfennig zum ersten, fünfzig Pfennig —"

„Und drei Pfennig!" sagte Tante.

„Dreiundfünfzig Pfennig, dreiundfünfzig Pfennig sind geboten, zum ersten, zum — — —"

„Sechzig Pfennig!“ rief Mama.

„Und einen Pfennig!“

„Kinder!“ rief Mama, „rollt mir schleunigst einen Lehnsessel her, ich werde ganz schwach von den Pfennigen; aber Tante soll nicht ein Stück bekommen, wenn sie so bettelhaft bietet. Siebzig Pfennig!“

„Siebzig Pfennig, siebzig Pfennig sind geboten —“

„Und einen Pfennig!“

„Achtzig Pfennig!“

„Und zwei Pfennig,“ bot Tante Susanne wieder.

Da trat Papa heran und sagte: „Drei Mark sind geboten.“

„Und einen Pfennig!“ setzte Tante abermals hinzu.

„Gut,“ sagte Papa, „jetzt ist es hoch genug, ich biete nicht mehr.“

Der Inspektor rief: „Drei Mark und ein Pfennig sind geboten — Niemand mehr? — Drei Mark und ein Pfennig — zum zweiten und — zum dritten!“ — Bums, fiel der Hammer nieder. O, so haben wir fast noch nie gelacht und gejubelt! Tante besah das kleine Kissen und sagte: „Das ist noch viel zu billig, ich hätte noch mehr Pfennige dafür gegeben.“ „Ja,“ meinte Papa, „aber vielleicht nicht mehr Mark.“

Mama wehte sich Luft mit ihrem Taschentuche zu und sagte: „Die Pfennige haben mich ganz erhitzt, damit komm mir nur nicht wieder, das halte ich nicht aus.“

Nun wurde weiter verkauft und so lustig! Mama bekam fast alles, denn sobald Tante mit Pfennigen bot, sagte Mama: „Nun sollst du es gar nicht haben, jetzt gebe ich meine letzte Mark, damit du es nicht bekommst!“

Papa kaufte einen Korb und zwei kleine Döschen, der Inspektor einen Korb und ein Nähnadelbuch. Als alles zusammengerechnet wurde, hatten wir 39 Mark und 80 Pfennig. O, wie fleißig wollen wir sein, damit bald wieder Auktion sein kann. Als Mama fortging, sagte sie: „In einem so teuern Laden war ich noch niemals, ich habe mich ganz ruiniert und werde gewiß im Winter das Theater nicht besuchen können.“ „Ja,“ sagte Tante, „das kommt davon, wenn man den kleinen, bescheidenen Leuten ihren Pfennigkauf nicht gönnt; ich habe nur sechs Mark ausgegeben.

Marie flog der Tante um den Hals und sagte: „Tante Susanne, Tante Susanne, dir verdanken wir diese Freude, du hast dir das alles ausgedacht.“

Tante Susanne küßte Marie und sagte dann zu uns allen: „Kommt jetzt auf meine Stube, dort wollen wir berechnen, was ihr ausgelegt habt für die angefertigten Arbeiten, denn das bekommt ihr zurückbezahlt, damit ihr wieder Auslagen bestreiten könnt.“

Wir holten unsere kleinen Anschreibebücher, Tante rechnete alles mit uns durch, und jeder bekam, was

er ausgelegt hatte; den Rest des Geldes schloß Tante in ihren Schreibtisch ein, nachdem sie den Betrag angeschrieben hatte. „So," sagte sie, „nun will ich euch noch mitteilen, daß euer Pflegesohn angelangt ist, und sich heute nachmittag euch vorstellen wird. Ihr könnt damit anfangen, ihm einen einfachen, aber warmen Winteranzug zu schenken; Marie und Josephine können Strümpfe für ihn stricken, dabei will ich auch helfen und ebenso bin ich bereit, ihm sechs Hemden zu nähen. Ihr Knaben könnt inzwischen schon wieder fortarbeiten für einen zweiten Verkauf. Was er sonst noch an Zeug oder an Büchern braucht, das alles wollen wir einkaufen, sobald wir in die Stadt kommen."

„Tante," rief Marie, „hast du den Knaben schon gesehen? Wie sieht er aus?"

„Er sieht aus wie ein frischer, gutmütiger Bauernknabe und macht auf mich einen recht guten Eindruck; nun ihr werdet ihn ja heute selbst kennen lernen!"

Christian kam auch und gefiel uns allen; wir waren sehr vergnügt darüber. Auf Papas Rat haben wir ihn bei dem Schäfer in Pension gegeben.

Dienstag. An dem Tage legten wir noch die letzte Hand an unseren Garten, namentlich an den Brunnen. Den haben wir noch ganz anders eingerichtet; wir haben uns nämlich eine große Tonne gekauft, die ist eingegraben, und in diese fließt das Wasser. Ein

paar Eimer haben wir uns jetzt auch angeschafft und sind nun so ziemlich mit allem versehen. Überall, wo die frische Erdarbeit am Walle gesunken war, haben wir nachgeholfen; auf dem Walle ist eine Hecke von Weiß- und Rotdorn gepflanzt. Ich wüßte gar nicht, jemals einen hübscheren Garten gesehen zu haben. Im Winter müssen wir freilich noch sparen zu Gartenbänken, die haben wir nicht. Otto und ich überlegten recht bei der Arbeit, wo und wie wir noch besser sparen könnten.

„Geh' diesen Winter nur nicht zu oft zum Konditor," sagte ich.

„O bewahre!" antwortete er, „ich bin kein solches Kind mehr, wir haben beide schlimme Ausgaben, ich den Schuster, weil ich beständig die Stiefel schief trete, und du deine Tauben, weil du stets meinst, jede neue Sorte haben zu müssen; das ist doch eigentlich recht überflüssig."

„Diesen Winter will ich gar keine neuen anschaffen," versicherte ich ihm, „aber setze du nun auch die Füße etwas besser und thue das deinige auch." Das versprach er.

Mittwoch. An dem Tage fuhren wir alle vier in unserem Eselwagen zu dem Herrn Pastor, um Abschied zu nehmen. Wir wurden sehr freundlich empfangen, und die Frau Pastorin saß soeben mit den

Kindern und ordnete die Haselnüsse für den Winter in kleine Kästchen; ein Fäßchen mit Walnüssen stand auch dabei. Wir halfen mit aushülsen, und die Frau Pastorin ließ Frühstück für uns bereiten, Eiermilch, Semmel mit Butter und mit Honig und nachher schenkte sie uns noch Birnen. Es schmeckte uns ganz ausgezeichnet, und wir blieben bis Mittag dort.

Pastors Kinder bedauerten alle, daß wir schon am Montag von Blumenthal weggehen. Sie meinten, es würde zu schön sein, wenn wir noch bis zu der darauffolgenden Woche hierbleiben könnten, denn da wäre großes Schlachtfest bei ihnen und die Braunitzer und Schwanenholmer Pastoren mit den Kindern kämen auch zu dem Wurstessen. Ja, da wäre ich wohl gern dabei! Die Frau Pastorin hat uns aber versprochen, uns eine Probe von der frischen Wurst zu schicken, und auch zu Weihnachten sollen wir ein Kistchen mit Haselnüssen und Pfeffernüssen und schönen Honigkuchen haben. Der Frau Pastorin Kuchen schmecken nämlich immer ganz superb!

Beim Abschiede nahmen wir dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin das Versprechen ab, Karl und Georg im Winter einmal auf eine Woche zu uns zu schicken; Mama hatte sie auch schon darum gebeten. Bei dieser Aussicht wurde uns das Scheiden ein wenig leichter.

Donnerstag. Wir machten gemeinschaftlich einen Spaziergang in das Holz, um Abschied zu nehmen; dort aber hatte der Herbst schon tüchtig gehaust, fast alle Blätter waren von den Bäumen geschüttelt und lagen braun und gelb in den Wegen, Vögel sah und hörte man wenig, aber hin und wieder hingen noch Krammetsvogeldohnen. — Als wir nach Hause zurückkehrten, besuchten wir den Hühnerhof und dann später unsere Wippe, Josephine und Marie setzten sich auf das eine Ende, Otto stand in der Mitte, und ich setzte mich auf das andere Ende der Wippe; so ging es prächtig, denn Otto erhielt immer das Gleichgewicht. Mama meinte hernach, als wir es erzählten, das sei ein kaltes Vergnügen gewesen, aber uns fror gar nicht.

Freitag gingen wir noch zu mehreren armen Familien hier im Dorfe. Mama hatte einige abgelegte Kleider, Jacken, Schürzen, Strümpfe und Tücher zusammengepackt, und die durften Marie und Josephine den Leuten bringen. Wir halfen ihnen die Bündel tragen und trugen aber außerdem noch jeder ein Bündel von unseren abgelegten Sachen unter dem Arme, die Mama uns zu verschenken erlaubte. Jochen und seine Frau besuchten wir auch. Für unseren Sohn wollen wir einkaufen, sobald wir in die Stadt kommen, der Dorfschneider hat ihm schon Maß genommen. Ehe wir fortreisen, kommt er noch, uns lebewohl zu sagen.

Sonnabend. Großer Packtag! Wir mußten alle Schubfächer aufräumen und alles sondern. Dann ging es ans Packen. Jeder bekam seinen eigenen Koffer für Kleider, Wäsche und Bücher; wir mußten alles selbst zusammen- und einlegen, unter Herrn Flohrs Leitung. Aber richtig zu packen ist gar nicht so leicht, und ordentlich mußte es doch geschehen, denn Mama kann keine Unordnung leiden. Otto hat seinen Koffer zweimal packen müssen, weil er das erste Mal Bücher und Wäsche auf seine Kleider gelegt hatte; trotzdem wurde er aber eher damit fertig als ich. Doch jetzt muß ich schließen. Morgen reisen wir; Otto singt schon immer:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus."

Ach, von Reiten ist nicht die Rede; nicht einmal in unserem lieben Eselwagen dürfen wir fahren! Wenn nur die ersten vierzehn Tage vorüber wären. Nach und nach gewöhnt man sich auch wieder an das Stadtleben; das wissen wir schon aus Erfahrung.

Wilhelm.

Siebenunddreißigster Sonntag.

Jetzt sind wir wieder in der Stadt und es ist auch ganz hübsch hier, aber der Abschied von Blumenthal war doch ein recht schwerer. Ich hatte mir so fest vorgenommen, nicht zu weinen, weil Otto ein paar Tage zuvor gesagt hatte: „Mädchen heulen auch bei jeder Gelegenheit," aber als der Wagen vorfuhr und der Herr Inspektor, Frau Hermann, der Gärtner, Klaus, unser Christian und auch die Mädchen aus der Küche dastanden, um uns noch einmal adieu zu sagen, da kamen mir doch die Thränen. Frau Hermann hatte am Morgen noch kleine Butterkuchen gebacken, und davon gab sie uns Kindern beim Abschiede eine ganze Tüte voll. Otto nahm sich unterwegs einen Kuchen nach dem anderen heraus, so daß ich zuletzt sagte: „Aber, Otto, das geht doch nicht, da behalten Wilhelm, Josephine und ich ja zuletzt gar keine mehr!" Er meinte: „Ach, Liliput,

ich greife ja nur so oft in die Tüte, um dich dadurch auf andere Gedanken zu bringen!" Ich merkte jedoch meinem Herrn Bruder an, daß er sich mit den Kuchen selbst das Weinen vertreiben wollte, denn als er von unseren Eseln und von Pikas und Malotte Abschied genommen hatte, waren ihm die Thränen ebenso nahe gewesen wie mir; auch Wilhelm hatte rotgeweinte Augen gehabt, als er von seinen Tauben gekommen war.

Tante Susanne, Josephine und wir drei Geschwister fuhren allein in einem Wagen, Papa, Mama und Herr Flohr in dem anderen. Sie stiegen erst nach uns ein, aber auf der Chaussee kamen sie uns doch vor, und als sie an uns vorüberfuhren, rief Otto „hurra" und wir anderen winkten ihnen mit unseren Taschentüchern zu. Marianne und Albertine waren schon am Morgen auf dem Gepäckwagen zur Stadt gefahren und hatten auch Männe und Puck mitgenommen.

Während der letzten Tage in Blumenthal wurde eigentlich nur gepackt. Ich machte da Mama und Tante Susanne oft unwillig, denn ich guckte in alle Schränke und Schiebfächer, die sie öffneten und sagte dann: „O, Mama, was ist das?" und „ei, Mama, wie ist das hübsch!" — Mama wurde zuletzt ganz ungeduldig und rief: „Stecke doch nicht deine kleine Nase in alles und plage mich heute nicht." Ich bekam aber doch manches dabei geschenkt, Stückchen Band und

Spitze und Seidenzeug, was wir noch sehr gut für meine Puppen und unsere Arbeiten gebrauchen können. Josephine freute sich jedesmal, wenn ich mit einem neuen Stücke ankam; manchmal hatte ich eine ganze Schürze voll, aber davon mußten wir dann auch vieles wegwerfen.

Großmama hatte vor einigen Wochen an Tante Susanne einen ganz kleinen Reisekorb geschickt und dazu geschrieben, der Inhalt des Korbes sei für Tante bestimmt, der Korb selbst aber zum Reisekorbe für meine Puppenkinder. Ich habe mich sehr, sehr darüber gefreut und mich auch sogleich bei Großmama bedankt. In den Korb haben Josephine und ich nun sämtliche Kleider und Wäsche von unseren Puppen gepackt, und so schön, daß sie gar nicht zerdrückt sind.

In den beiden ersten Tagen war es hier nicht sehr angenehm, weil Mama, Tante, Marianne und Albertine noch alle mit Auspacken und Einräumen zu thun hatten, und wo Josephine und ich uns da blicken ließen, hieß es stets: „Bleibt in euerem Zimmer und steht uns nicht im Wege!“ Wir gingen dann auch in unser Zimmer, aber hier wurde es uns bald ein bißchen langweilig, denn zum Spielen oder Arbeiten hatten wir noch keine richtige Lust, und die Brüder waren meist bei Herrn Flohr. Ein Weilchen trugen und fuhren wir drunten im Hofe unsere Puppen spazieren, doch

dann fing es an zu regnen und wir mußten hinaufgehen. Am zweiten Nachmittage, als es schon dämmerig wurde, hatte Tante Susanne Mitleid mit uns; sie kam mit Wilhelm und Otto an und fragte: „Ist es auch hübsch gemütlich bei euch und brennt ein lustiges Feuer im Ofen?" „Ja, Tante, ja!" rief ich. „Nun dann will ich sehen, ob mir irgend ein Märchen einfällt," sagte sie, „unserer Josephine werde ich dieses nachher zu erzählen suchen, so gut mir das gelingen will!"

Wir rückten Tante Susanne geschwind einen Stuhl an den Ofen und holten auch für uns Stühle herbei, und dann begann Tante zu erzählen:

Palast und Hütte.

An einem Herbstabend saß eine arme Frau an ihrem Herde und spann; neben ihr saßen ihr Sohn und ihre Tochter und schnitzten Kienspäne, und auf dem Feuer stand ein Topf mit Kartoffeln, welche zum Abendessen dienen sollten.

„Mutter," sagte das Mädchen, „ich wollte, du kochtest einmal Hirsebrei; wir essen jeden Tag Kartoffeln. Ja, wenn Butter dazu käme oder auch nur Salz, das wäre etwas anderes."

„Martha," entgegnete die Mutter, „woher soll ich denn die Hirse nehmen? Unser kleiner Verdienst reicht dazu nicht aus; wenn ich den Zins für die Hütte hier

bezahlt habe, und wir alle gekleidet sind, dann danke ich Gott, wenn ich für die letzte Zeit im Jahre nur Kartoffeln anschaffen kann. Ach, wir sind arme Leute! Ja, die Reichen, die haben es gut, die haben keine Sorgen und kleiden sich prächtig, gehen spazieren und essen Braten und Kuchen und schlafen, bis die Sonne hoch am Himmel steht. — Das sind recht die Lieblinge des Himmels, wir dagegen sind arme, trübselige Wesen, um die sich keine Seele bekümmert."

„Mutter," sagte der Knabe, zu ihr aufblickend, „wir sind doch gesund!"

„Ja, die liebe Gesundheit, das ist auch alles, was wir haben, wenn wir auch noch krank dazu wären, was sollte dann werden, es ist so schon schlimm genug," antwortete sie. „Aber reich und vornehm zu sein, das habe ich mir immer gewünscht!"

„Mutter," sagte der Knabe wieder, „wenn du dich dazu nur schickst!"

„Narr, so wie ich hier sitze in meinen schlechten Kleidern freilich nicht, wenn ich aber Geld hätte, schaffte ich mir alles an, Kleider und Leute, Kutsche und Pferde. Da solltest du einmal sehen!"

Bevor der Knabe antworten konnte, öffnete sich die Thür, und ein kleines, kleines Männchen trat ein, mit einem Stöckchen in den Händen. „Ich habe mich verirrt und kann nun heute nicht mehr heimgelangen,

möchtet ihr mir wohl während der Nacht Obdach gewähren?" bat es.

Die Alte sagte ihm dieses zu, stimmte dabei aber sogleich wieder ihr früheres Lied von der Armut an und beklagte, daß sie nicht reich sei, weil sie ihn alsdann besser würde bewirten können.

„Hm," entgegnete der kleine Wanderer, „die Reichen pflegen selten gastfrei zu sein; man muß Not empfunden haben, um Not begreifen zu können. Ihr aber möchtet reich werden? Nun, da ist ja nichts leichter als das!"

Die Frau lächelte und fragte: „Leicht? Ja, wenn das leicht wäre, da wäre ich längst eine reiche, vornehme Frau."

„Ich sage euch, nichts ist so leicht," beharrte er, „ich darf nur hier mit meinem Stöckchen jenen alten Binsenstuhl berühren, und es wird ein prachtvoller Sessel mit Sammetpolster daraus. — Ihr lacht? Da seht einmal her!"

Das Wunder geschah vor den Augen der Frau, die halb entsetzt emporfuhr; der Gast fuhr fort: „Diesen Tisch könnte ich verwandeln, die Wände, die Betten, alles, aber wozu so viele Umstände? Ich sage, wenn ihr es wünscht, „r r r r r r r r," und diese Hütte wird ein Palast, und ihr sitzt sofort prächtig gekleidet mit eueren Kindern und mir, euerem Gaste, an einer wohlbesetzten Tafel."

„Lieber, goldener Herr," bat die Frau, „sagt, sagt schnell einmal „r r r r r r r r r!"

„Mutter, Mutter," rief der Knabe, „bitte um ein Bauernhaus, nur bitte um keinen Palast, was sollen wir darin?"

Die Mutter hieß heftig und unwillig ihn schweigen; jener sprach seine Zauberformel, und wie er gesagt, befanden sich alle urplötzlich in einem prächtigen Palaste, an einer mit seltenen Speisen besetzten Tafel. Das war freilich etwas anderes als daheim; die Zimmer waren so hoch, daß man ihre ganze frühere Hütte hätte hineinsetzen können, von den Decken hingen große Kronenleuchter herab, und überall an den Wänden waren große Spiegel, so daß sie sich von allen Seiten sehen konnten. Es war prachtvoll, nur war der Fußboden so glatt, daß das kleine Mädchen beinahe lang hingefallen wäre.

Mutter und Kinder schauten entzückt und verwundert umher; die Mutter und das kleine Mädchen empfanden eine scheue Freude, der Knabe aber einen Schmerz.

„Nun, da wären wir, Frau Gräfin," sagte der kleine Wanderer, „und ich dächte, wir gingen jetzt zu Tische."

„Bin ich eine Gräfin?" fragte die Frau erstaunt.

„Allerdings!" erwiderte er. „Befehlen Sie doch, daß man die Suppe am Nebentische auffülle."

„Was soll ich sagen?“ fragte sie leise und ängstlich.

„Nun, was ich gesagt habe.“

„Ich befehle, daß man die Suppe am Nebentische auffülle.“

Das geschah; Bediente brachten die Teller, und man schickte sich an zu essen, der Gast mit sicherer Nachlässigkeit, die übrigen zagend und ängstlich. Das kleine Mädchen verbrannte sich sogleich den Mund und spie erschreckt die Suppe auf den Teller zurück, der Knabe blies in den Löffel, daß der Inhalt umherspritzte, und die Mutter, welche das alles doch ungeschickt fand, schluckte die Suppe, fast daran erstickend, hinunter und aß natürlich ohne Wohlgeschmack. Mit den großen silbernen Messern und Gabeln konnte keines von ihnen fertig werden, und erst nach vielen vergeblichen Versuchen waren sie imstande, sich den Braten zu zerschneiden. So ging es in verschiedener Weise fort, bis das Essen beendet war.

Der Gast führte die Gräfin in ein anderes Zimmer.

Nein, ich kann nicht mehr schreiben, das muß Otto thun, die Finger schmerzen mich.

Marie.

Achtunddreißigster Sonntag.

Das thut Otto aber nicht; ich kann doch nicht stets Maries Märchen auserzählen und mir dadurch meine Tageordnung stören lassen. Wilhelm thut das vielleicht, denn für den kann es gleich sein.

Montag. Das war ein ernsthafter Tag, denn Herr Flohr stellte ein Examen mit uns an; das geschieht immer, wenn wir aufs Land hinausziehen, und wenn wir in die Stadt zurückkehren. Papa und Herr Flohr sagten beide, sie seien recht zufrieden mit uns, und darüber waren wir nicht wenig erfreut. Aber wir mochten an dem Tage doch nicht so umhertoben wie sonst, und als ein armer Junge kam, schenkten wir dem zusammen ein Zehnpfennigstück, weil es uns so gut gegangen war.

Dienstag. Wir gingen mit Tante Susanne in verschiedene Läden und kauften für unseren Sohn ein.

Ich durfte den Geldbeutel tragen, aber darin blieb zuletzt nicht viel. — Es war ein Wagen von Blumenthal hereingekommen, und der sollte den Einkauf mit zurücknehmen und an den Schneider abgeben. Tante Susanne näht Hemden für Christian und Mama strickt ihm Strümpfe, denn Maries und Josephines Hilfe ist nicht weit her, überdies haben sie jetzt Weihnachtsgeschenke zu arbeiten und wollen doch auch mit ihren Puppen spielen.

Der Kaufmann, von dem wir alles kauften, dachte anfangs, es solle für mich sein; er war ganz verwundert und sagte endlich: „Diese Sachen sollen doch nicht etwa für den jungen Herrn hier sein?“ — Tante Susanne lachte und antwortete: „Nein, aber für seinen Herrn Pflegesohn.“ Das war zu spaßhaft, und wir lachten auch alle. — Abends ließ Mama uns in das Theater gehen, und wir sahen: „Zopf und Schwert.“ Das machte Wilhelm und mir Spaß, so das ganze Soldatenwesen und ganz besonders der König, und wie er sich Stiefel und Rock ausziehen läßt. Marie hatte nicht alles so verstanden, die hätte lieber ein anderes Stück gesehen und sagte nachher: „Aschenbrödel und Schneewittchen haben mir doch besser gefallen!“ Sie hatte nämlich noch kein großes Theaterstück gesehen, weil sie bisher nur immer Puppentheater oder Kindertheater besucht hat.

Mittwoch. An diesem Tage hatten wir wieder die erste Turnstunde. Wir hatten in Blumenthal auch geturnt, aber meist für uns allein, denn wenn Herr Flohr mit uns turnen wollte, hatten wir gewöhnlich keine Lust dazu gehabt. Jetzt thut uns das sehr leid, denn wir hätten dann doch nicht so viel versäumt und vergessen, namentlich bei den Sprüngen aus dem Hockstande und bei den Barrenübungen. Ich denke, ich werde die anderen bald darin einholen, aber mit Wilhelm wird das wohl nicht so schnell gehen; seine Hocken waren neulich gar nicht zu gebrauchen, und ebensowenig sein Schwingen und Stützhüpfen im Barren.

Beim Sturmspringen sprang einer der Knaben zu schnell hinter mir her und fiel so gegen meinen linken Arm, daß ich diesen heute noch kaum rühren kann. Ich hätte schreien mögen, so weh that es, aber man muß sich überwinden können; deshalb ließ ich mir auch nichts von meinem Schmerze merken und lachte jenen Knaben aus, weil er hingepurzelt war.

Am Nachmittag machten wir einen großen Spaziergang mit Herrn Flohr; es wurde, da der Himmel sich bedeckt hatte, sehr bald dunkel, und wir verirrten uns im Holze. Herr Flohr sagte: „Wenn ich die Sterne sehen könnte, wollte ich bald die Richtung finden.“ Wir sahen uns kaum untereinander, so finster war es; Wilhelm sagte einmal: „Wenn hier nun Räuber wären!“

„Wenn," erwiderte Herr Flohr belustigt, „aber davor braucht dir nicht bange zu sein."

Als wir so fortgingen, hörten wir ein Knistern in den Büschen; wir standen und horchten, da war alles still, wir gingen weiter, und wieder knisterte es. Herr Flohr rief: „Ho! ho! Ist jemand in der Nähe?" — Alles still; wir gingen weiter, abermals Geknister. Herr Flohr rief nochmals: „Wir haben den richtigen Weg zur Stadt verloren, ist niemand da, der uns zurechtzeigen kann?" — Wiederum alles still anfangs, zuletzt drang es wie ein Weinen aus den Büschen. Nun sagte Herr Flohr: „Fürchtet euch doch nicht und kommt hervor, wir sind ehrliche Leute." Da weinte es lauter und ein Kind, das sich beim Holzsammeln verspätet hatte, kam aus dem Gebüsch hervorgekrochen.

Es war ein Mädchen, und Herr Flohr fragte: „Kind, wo kommst du so spät her?" „Die Last Holz war mir zu schwer, ich konnte so rasch nicht gehen, da wurde es finster," antwortete das Mädchen. „Du hättest weniger Holz aufladen sollen," meinte Herr Flohr. „Ja, da schlagen sie mich, wenn ich nach Hause komme," klagte sie. — Herr Flohr nahm ihr das Holzbündel ab und hing es sich über den Rücken, dann faßte er die Hand des Mädchens und ging mit diesem voran. Ich hörte, daß er lachte und zu sich sagte: „Das ist ein schönes Mittel, vorwärtszukommen!"

Endlich, endlich fanden wir den Weg, und nun ging es vorwärts, so schnell das Mädchen konnte, die doch die Schwächste von uns war. In der Stadt wußte sie sogleich Bescheid. Herr Flohr schenkte ihr noch Geld, da dankte sie und ging. Herr Flohr sagte: „Diesmal waren wir ein Werkzeug in Gottes Hand, das arme Kind aus Not und Angst zu erlösen.“ Wir sprachen viel von unserem Abenteuer, und was wir alles dabei gedacht hatten. Mama hatte uns schon vermißt und sich beunruhigt.

Donnerstag. Die erste Klavierstunde nach unserer Rückkehr, sonst ein ganz gewöhnlicher Tag, von welchem sich nur sagen läßt, daß wir mittags eine Apfeltorte hatten.

Freitag. Herr Flohr las uns aus einer Orientreise vor; das machte uns große Freude. Ei, das Katharinen-Kloster am Sinai hätte ich sehen mögen und die Berge, wo Jethro die Schafe hütete. — Später will Herr Flohr uns noch von Jerusalem und Bethlehem vorlesen, und wir hatten auch diesmal Kupfer und Karten zur Hand.

Sonnabend. Herr Flohr las wieder vor und wir waren ganz Feuer und Flamme dabei. — Am Abend spielten Mama und Tante Susanne das Buchstabenspiel mit uns, wobei aus lauter einzelnen, gedruckten Buchstaben, welche auf kleine Pappstückchen geklebt sind,

Worte zusammengesetzt werden. Man denkt sich dazu ein Wort, am besten ein mehrsilbiges Hauptwort, sucht sich die darin enthaltenen Buchstaben, mischt sie, und giebt sie demjenigen, der das Wort raten soll. Tante gab mir „Pfefferkuchenhäuschen," „Essenkehrer" und „Kunstausstellung" auf; das waren sämtlich recht schwere Wörter zu raten, weil jedes mehrere gleiche Buchstaben enthielt. Josephine erriet auch schon einige Wörter, wir gaben ihr natürlich nur ganz leichte, wie Puppe, Hut, Haus und dergleichen.

Otto.

Neununddreißigster Sonntag.

Marie bittet mich, das Märchen weiter zu erzählen, denn sie will gern in der nächsten Woche ihren Geburtstag beschreiben; da muß ich ihr ja wohl den Gefallen erzeigen. Also:

Nachdem das Essen beendet war, sah man recht, daß die gute Frau und ihre Kinder nicht für ihre neue Lage paßten; das kleine Mädchen wischte sich den Mund höchst unbefangen mit dem Ärmel ihres schönen Kleides ab, und der Knabe bediente sich dazu der Hand. Die Mutter dagegen, welcher der kleine Herr den Arm gab, ging auf eine Weise neben ihm, als ob sie noch immer ihre Holzpantoffel trüge.

Der Kaffee, den die Bedienten jetzt umherreichten, setzte die Gräfin, wie man sie nannte, in das größte Erstaunen. „Kaffee, nach dem Abendessen?“ fragte sie verwundert.

„Nicht doch, meine gute Gräfin," erwiderte der kleine Gast, „wir haben soeben zu Mittag gegessen."

„Wann aber geht man denn hier zu Bette?" erkundigte jene sich.

„Wenn man sich sehr früh zur Ruhe begiebt, um elf Uhr, sonst nach Mitternacht. Jetzt aber muß ich mich Ihnen empfehlen; Geld werden Sie in jenem Schranke im Überflusse finden, Vorräte, Bedienung, Wagen und Pferde, alles ist vorhanden. Sie sind eine reiche, vornehme, glückliche Frau!"

Nachdem der kleine Herr gegangen war und die Gräfin sich mit ihren Kindern allein befand, stieß sie einen schweren Seufzer nach dem anderen aus. Ihr Sohn sagte endlich: „Mutter, weshalb seufzest du doch? Der fremde Herr sagt ja, daß du eine glückliche Frau bist, und in unserer Hütte bist du so traurig doch selten gewesen."

Abermals seufzte die Mutter. „Markus," sagte sie, „das ist eine bedenkliche Sache. Hier fühle ich mich gar nicht glücklich, denn ich fürchte mich vor den großen Herren, die meine Diener heißen; ich denke beständig, daß sie über mich lachen, und das weiß ich auch, daß du und Martha und ich, daß wir alle nicht hierher passen."

„So laß uns gehen, Mutter," sagte der Knabe, „wir haben ja unsere Hütte."

„Unsere Hütte, liebes Kind, das ist es eben. In unsere alte, räucherige Hütte zurückkehren, — ach, das ist sehr schwer, wenn man eine Gräfin war und einen Palast und Geld in Menge hatte! Ja, dürften wir von dem Gelde etwas mit uns nehmen!“

„Es gehört dir ja, Mutter,“ sagte Martha, „und wir wollen alle Taschen tüchtig vollpfropfen; ich will forttragen, soviel ich nur kann.“

„Nein, mein Kind, das geht nicht; bin ich keine Gräfin mehr, gehört das Geld mir auch nicht. Seht, ich will euch sagen, was ich denke: Daß ich murrte, andere beneidete und mit meiner Lage nicht zufrieden war, das war gewiß recht verkehrt, und aus Strafe habe ich jetzt alles bekommen, was ich mir wünschte und meinen Mitmenschen nicht gönnte. Ja, eine Strafe ist es, denn ich fühle mich nicht glücklich hier und mag doch auch nicht zurück in unsere frühere, ärmliche Lage. Was soll nun daraus werden?“

„Mutter,“ entgegnete der Knabe, „wenn ich wäre wie du, da würde ich denken, alles sei ein Traum gewesen und mich freuen, in der alten Hütte wieder zu erwachen. Wir sind ja auch nicht so gar arm, wir haben die Hütte, den Garten mit zwei Apfelbäumen, einem Nußbaume und einem Birnbaume, und ferner haben wir die Ziege, was wollen wir eigentlich mehr? — Wir waren doch sehr glücklich, nicht wahr Martha?“

„Ja wohl, Markus," entgegnete das kleine Mädchen, „und ich schäme mich, etwas anderes begehrt zu haben als Kartoffeln. Das ist ja purer Übermut, und wenn ich meine Hände ansehe und meine Füße, da merke ich leicht, daß ich zu etwas Vornehmem nicht geboren bin. Du und ich, Markus, wir sind für die Arbeit geboren, das ist gewiß!"

„Liebe Kinder," sprach die Mutter „gar mancher ist reich und weiß es nicht, so erging es mir; ich bin sehr reich, denn ich habe euch, und so will ich mir denn alles aus dem Sinne schlagen und demütig um die Vergünstigung bitten, wieder eine arme Frau sein zu dürfen."

Sie schloß beide Kinder in die Arme; da war es ihr, als ob eine Wolke sich vor ihr Antlitz lagere, und als sie nach einer Weile die Augen aufschlug, fand sie sich in ihrer Hütte vor dem Herde wieder, in jedem Arme ein Kind haltend. — Bevor sie noch recht zum Besinnen gekommen, pochte es an die Thür, und eine arme Nachbarin trat ein, ihre Not zu klagen und zutraulich um einige Kartoffeln zu bitten.

Mit dem Gefühle, womit die Frau, die selbst arm war, von ihrem kleinen Vorrate mitteilte, hat wohl selten ein Reicher gegeben. Und solchen Dank, wie sie bekam, bekommt der Reiche nie, der wird nur dem Armen zu teil, denn das Geschick verteilt seine Gaben

gerecht, und das fromme, gläubige Herz empfängt reichen Anteil, selbst wenn es in niederer Hütte schlägt. Von der Stunde an wünschte die arme Frau sich keinen Reichtum mehr; der Himmel aber segnete ihre Dürftigkeit, und es fehlte ihr und ihren Kindern seit jenem Tage nimmer an Brot, nimmer an frischem Mute.

* *
*

Das ist nun das kleine Märchen, mir gefällt es sehr gut, und ich verstehe es auch, denn ich habe mir schon manchmal gewünscht, was doch am Ende nicht vernünftig war, und daß der Reichtum, wie es auch im Märchen gesagt wird, nicht immer glücklich macht, das haben wir hier in unserer Nähe erlebt. Auf dem Hofe wohnte ein Schuhmacher, der immer sehr fleißig und ordentlich war und immer lustig; wir haben öfter mit seinen Kindern gespielt, und die waren stets ganz sauber angezogen und waren recht artig. Da hatte der Mann das Glück, oder wie Papa sagt, das Unglück, in der Lotterie zu gewinnen, und von dem Augenblicke an, verlor er die Lust zur Arbeit, und trieb sich den ganzen Tag umher. Seine Frau kaufte sich eine Menge Sachen, die gar nicht für sie passen, und so haben sie das Geld in kurzer Zeit ausgegeben, und jetzt haben sie gar nichts mehr. Dem Manne wird es sehr schwer, sich wieder an Ordnung zu gewöhnen,

und er hat auch keine Kunden mehr, denn die alten sind natürlich abgegangen, und die Frau ist krank und kann ebenfalls nichts verdienen, kurz, Papa sagt, es wäre schrecklich bei ihnen. Herr Flohr sagt, daß die Neigung der Menschen, sich mit Wünschen und deren augenblicklicher Erfüllung zu beschäftigen, schon von je her allgemein verbreitet gewesen sei und daher zu einer Menge von Erzählungen, Gedichten und Märchen Veranlassung gegeben habe. Er las uns auch ein Gedicht von Langbein vor, wo einem ganz armen Ehepaare von einem Erdgeiste drei Wünsche freigegeben wurden. Tagelang grübelten sie darüber nach, als die Frau sich unbedacht einen großen Reifrock wünschte. Kaum war der Wunsch über ihre Lippen, so hielt sie zu ihrem Entsetzen einen Reifrock in den Händen. Darüber war der Mann so aufgebracht, daß er wünschte, der Rock möge der Frau fest am Halse sitzen. Auch dieser zweite Wunsch ging ihnen sofort in Erfüllung, und da konnten sie nicht anders, sie mußten den dritten Wunsch dazu verwenden, den Zauber wieder zu lösen, und so blieben sie so arm, wie sie gewesen waren. Das war recht komisch.

Wilhelm.

Vierzigster Sonntag.

Wilhelm hat mir zu Gefallen das Märchen ausgeschrieben; er ist immer so gut, und wenn man ihn freundlich bittet, da thut er sogleich alles. Otto ist auch mein lieber Bruder, aber immer thut er nicht, was man gern will.

Ich wollte doch gern meinen Geburtstag beschreiben, der diesmal auf einen Sonntag fiel, aber ich hatte Otto gebeten, nichts davon zu schreiben, denn seiner, der einen Tag später ist, wurde sogleich mitgefeiert. Das war sehr hübsch!

Als wir am Morgen zu den Eltern gingen, guten Morgen zu sagen, da war nichts zu sehen. Kein Tisch mit Geschenken, wie wohl sonst, kein Kuchen, keine Blumen; recht beunruhigend! Otto sagt, meine Augen hätten immer voll Thränen gestanden, aber das denke ich doch, daß er sich das nur eingebildet hat. Wir

bekamen herzliche Glückwünsche, und dann frühstückten wir ganz wie immer, nur daß ich wie jeden Sonntag auch ein Stück Zucker zu der Milch bekam. Hernach sagte ich ein hübsches Gedicht her, und dann rüsteten wir uns, in die Kirche zu gehen. Mama mochte doch wohl merken, daß mir allerlei durch den Kopf ging, denn sie ermahnte mich recht liebevoll, ja andächtig zu sein, denn an besonderen Tagen habe man ja doch immer Gott viel vorzutragen zu gnädiger Erhörung.

Ich war auch ganz aufmerksam, nur als wir hingingen, weinte ich doch ein ganz klein wenig im stillen, denn mir war so weich ums Herz, ich weiß selbst nicht weshalb. Vielleicht, weil kein Geburtstagstisch bei Mama war.

Auf dem Heimwege aus der Kirche sprach Mama sehr herzlich mit uns über die Predigt und fragte, ob wir auch alles verstanden hätten, und dann zu Hause hieß sie uns, unsere Sachen recht schnell ablegen und zum zweiten Frühstücke kommen. Als Mama das sagte, ahnten wir eigentlich schon etwas Hübsches, und Otto und ich faßten einander an und tanzten und sprangen umher, so daß Wilhelm und Josephine darüber lachen mußten.

Richtig! Als wir zu Mama kamen, stand da ein Tisch mit Schokolade und Kuchen und ein zweiter mit

Geschenken. Das war fast zu viel, denn wir wußten gar nicht, nach welchem Tische wir zuerst sehen sollten. Aber da rief Otto: „Hurra, ein Zauberkasten!“ und lief auf den Geburtstagstisch zu, und ich hinter ihm her. Nun besahen wir uns erst alles und bedankten und freuten uns, und darauf tranken wir Schokolade, aber dabei mußten wir doch immer wieder nach den Sachen hinsehen. Josephine und Wilhelm bekamen auch jeder etwas, Josephine eine Schürze und Wilhelm ein Messer, wie er es sich schon lange gewünscht hatte, mit allerlei Instrumenten daran; daß die beiden auch nicht leer ausgingen, das freute uns sehr.

Mir machte ein kleines, ordentliches Spinnrad den meisten Spaß. Ich soll spinnen lernen, und dann säe ich im nächsten Frühjahre Flachs in meinem Garten, und den spinne ich und lasse Leinen weben, zu Hemden und Betttüchern für meine Puppen. Mama findet den Gedanken auch sehr vernünftig; als ich aber es Otto sagte, wollte der sich totlachen. „Flachs willst du säen? Flachs willst du säen?“ rief er immer. Ich verstand ihn gar nicht; endlich sagte Wilhelm: „Flachs kannst du nicht säen, aber Leinsamen.“ Das war auch nicht der Mühe wert, darüber so zu lachen, er wußte ja doch sehr gut, was ich sagen wollte.

Der Mittag war sehr hübsch, und wir lachten viel; Wilhelm hatte ein Gedicht auf uns machen wollen, und

das fing an: „Heute, o, festlicher Tag!“ — weiter war er aber gar nicht gekommen. Herr Flohr sagte mir:

„Ich wünsch' dir Glück, ich wünsch' dir Freude,
Ein frommes Herz, den Glauben rein,
Dann wirst in Freud' wie auch im Leide,
Du immerdar glückselig sein.“

Das schrieb ich mir sogleich auf. Schade, daß Wilhelm nicht weiterkam, als bis zu dem festlichen Tage. — Wein bekamen wir auch, und Otto flüsterte mir zu: „Wir wollen auf unsere eigene Gesundheit anstoßen, daß es klingt!“ — Das thaten wir auch, und zwar so kräftig, daß Mama rief: „Die Gläser, die Gläser, nicht so toll, nicht so heftig!“

Die liebste Mama rief aber doch zu spät, denn Ottos Glas war schon kaputt, und er wurde ganz rot; Papa lachte aber, und da lachte Mama auch.

Am Nachmittag kam noch das Hübscheste, da kamen unsere Freunde und Freundinnen, zusammen zwölf, o, und wir spielten wunderschön!

Mama hatte zwei große Körbe voll Sachen für uns hinstellen lassen, Federn, Blumen, Bänder, große, bunte Tücher, alte Kleider und allerlei Schmuck und Putz sonst noch. Damit führten wir Charaden auf. Herr Flohr teilte uns in zwei Parteien, und nun spielte erst die eine und dann die andere Partei. Die nicht spielten, mußten zusehen und raten.

Die Truppe, denn Herr Flohr sagte immer aus Scherz Truppe, bei der ich war, führte zuerst das Wort „Handschuh“ auf, und das machten wir so: Eine Gesellschaft war auf dem Theater, denn so nannten wir den Platz, wo wir spielten und nahm soeben Abschied von dem Hausherrn, und der sagte: „Ich hoffe, daß Sie alle mich recht bald wieder besuchen werden und bitte Sie, mir die Hand darauf zu geben.“ Das thaten wir, und das war „Hand“; ich fand das ein bißchen deutlich, aber die übrigen wollten es so. Nun kam „Schuh.“ Ich lief als Aschenbrödel, sehr schön geputzt über das Theater und verlor im Laufen einen Schuh, und sogleich nach mir kam der Prinz und fand den Schuh und nahm ihn auf. Das war aus dem Märchen „Aschenbrödel.“ Nun kam „Handschuh“ als das Ganze, und Herr Flohr sagte, wir sollten das aus einer Ballade von Schiller „der Handschuh“ darstellen. Die Knaben mußten Pelze und schwarze Mäntel anziehen und Boas umhängen, und wir liehen dazu einige noch von der anderen Partei, denn uns fehlte auch noch ein König; und welche die Pelze und Mäntel umgethan hatten, mußten auf allen vieren umherkriechen und knurren und wilde Tiere vorstellen. Das machten sie sehr natürlich.

Der König saß mit einer Krone von Goldpapier, und hatte ein rotes Tuch als Mantel umgehangen,

und sein Hofstaat saß neben ihm. Eine Dame, die heißt Gräfin Kunigund, läßt ihren Handschuh fallen, mitten zwischen die Tiere und sagt darauf zu einem Ritter: „Wenn Ihr mich liebhabt, holt meinen Handschuh.“ Der Ritter springt auch sogleich auf den Platz, wo die reißenden Tiere soeben den Handschuh erfaßt haben und kämpft mit ihnen und entreißt ihnen den Handschuh, dann aber wirft er ihn der Dame in das Gesicht und sagt: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“

Ich war die Gräfin, und es that ordentlich weh, als der Handschuh mir in das Gesicht flog. — Die Zuschauer rieten das Wort doch.

Nun kam die andere Partei.

Bei der ersten Silbe hatte sich ein Knabe auf die Schultern des anderen gesetzt und hielt eine Stange in der Hand, und hoch empor über diese und über die Knaben waren Tücher und Mäntel gehängt. Das sollte „hoch“ bedeuten, wir rieten immer „groß.“

Bei der zweiten Silbe wurde ein Wanderer von drei Räubern angefallen und verteidigte sich. Das war „Mut“, wir rieten anfangs „Gefecht“.

Bei der Aufführung des ganzen Wortes gingen alle Mitspielenden auf dem Theater spazieren, als ob es eine Promenade sei, und ein kleines Mädchen erschien als sehr geputzte Dame, warf sich in den Rücken und den Kopf in die Höhe und grüßte kaum, wenn

man die Mütze vor ihr abzog und sich verbeugte. — Das war „Hochmut".

So spielten wir noch lange und waren sehr vergnügt. Später stellten wir lebende Bilder dar; eins: wie Tell den Apfel von dem Kopfe seines Sohnes schießen will und schon angelegt hat. Ein anderes wurde nach einem Kupferstiche dargestellt: ein alter Großvater, ein Invalide, der seinen Enkel exerzieren läßt; Herr Flohr stellte den Großvater dar und der kleinste unter den Knaben den Enkel. Aber wie sah Herr Flohr aus, ganz so, als ob er achtzig Jahre alt sei.

Er hatte sich mit geschwärztem Korke Falten im Gesichte gemacht und eine Perücke von Flachs aufgesetzt. — Paul und Virginie wurden auch dargestellt, und nach einem Kupferstiche eine alte Frau, mit der Brille auf der Nase, einen Kater im Arme, die aus einem Buche liest, und neben ihr stehen zwei junge Mädchen, die zuhören, aber gar nicht aussehen, als ob sie recht aufmerksam wären. Die Großmama war ich; das machte mir den allermeisten Spaß, besonders die Brille, die festgebunden werden mußte, denn meine Nase war viel zu klein. Auf den Sessel, in dem ich saß, waren drei Polster gelegt, damit ich größer aussähe, und ich wurde ganz angezogen wie eine alte Frau. Daß man sich gar nicht rühren darf, wenn man ein Bild darstellt, das ist sehr schwer!

Zwischen den Charaden und den Bildern bekamen wir Thee und Milch mit Butterbrot und Kuchen, als das Spiel ganz vorbei war, eine Fruchttorte. Wir waren alle sehr vergnügt. — Als wir auseinandergingen, sagten wir alle: „Schade, daß es vorbei ist!“

In dieser Woche sind Josephine und ich sehr fleißig gewesen, denn in vierzehn Tagen ist Weihnachten, da müssen wir wohl! Josephine versteht allerlei, was ich nicht kann, und das zeigt sie mir, und dann arbeiten wir zusammen. Wir haben einen Briefbeschwerer verfertigt, ganz allerliebst. Dazu nimmt man große Büschel Rosinenstengel, stößt feinen, roten Lack ganz fein und gießt Spiritus darauf, dann taucht man die Stengel hinein, die ganz rot werden und läßt sie trocknen. Wenn sie ganz trocken sind, taucht man sie wieder ein und macht es später noch einmal so; dann sehen die Büschel, die man vorher ein wenig zusammenbinden muß, ganz aus wie hochrote Korallen. Nun schneidet man aus Pappe einige gleichmäßige, längliche Vierecke, klebt diese aufeinander, um die Unterlage etwas dick zu bekommen und überzieht sie mit Papier. Darauf wird der Busch Korallen festgeleimt; das sieht dann aus, denn wir nahmen weißes, gewässertes Glanzpapier, als ob ein Strauß Korallen auf einem weißen Steine läge. Ein Beschwerer ist das eigentlich nicht, denn es ist gar nicht schwer, aber es sieht aus wie ein Brief-

beschwerer, und Josephine sagt, man kann auch eine Bleiform dazu nehmen und die mit Papier überziehen, das kostete uns aber zu viel, deshalb thaten wir es nicht.

Auch allerliebste Bilderrahmen macht Josephine und zwar aus Strohhalmen. Diese müssen aber ganz fehlerlos und lang sein, und das ist gar nicht leicht, solche zu finden, Josephine hat in Blumenthal lange danach gesucht. Die Strohhalme werden sehr sorgfältig nebeneinander gelegt und an den vier Ecken, wo die kürzeren Halme, die die Querleisten bilden, mit den langen zusammenkommen, werden sie festgenäht und mit einer Schleife von farbigem Band umbunden; an die Rückseite näht man einige längere Strohhalme, dann kann die kleine Staffelei ordentlich stehen. Ein großes Bild kann das kleine Ding natürlich nicht tragen, aber für ein kleines ist es allerliebst; die Strohhalme knicken zwar unten, wo sie auf dem Tisch stehen, leicht ein, aber dann braucht man sie nur ein bißchen abzuschneiden, dann ist es wieder gut, aber gleichmäßig, sonst wackelt der Rahmen.

In den Festtagen dürfen wir vielleicht nach Blumenthal fahren.

Marie.

Einundvierzigster Sonntag.

Montag. Schon am Sonntag waren Wilhelm und ich sehr fleißig, denn Herr Flohr hat uns geraten, statt anderer Weihnachtsgeschenke, die wir für Papa drechseln, sägen oder pappen könnten, lieber eine recht gute lateinische Ausarbeitung zu liefern, weil ihm das wohl das Angenehmste sein werde. Ich glaube es selbst, denn Papa ist ganz verliebt in Latein und kann gar nicht begreifen, daß ich mir so wenig daraus mache. Er sagt stets, nichts gehe über den Genuß, einen lateinischen Dichter zu lesen, ich muß aber sagen, daß ich lieber einen deutschen lese, denn den verstehe ich ohne Mühe.

Montag waren wir also auch sehr fleißig in unseren Freistunden; nachdem ich eine Stunde geschrieben hatte, sagte ich zu Wilhelm: „Denke dir, wenn ich jetzt das Tintenfaß umstieße, und die ganze Übersetzung ver-

dürbe!" Wilhelm sah ganz ängstlich auf und sagte: „Aber warum willst du denn das? Nimm dich doch in acht und spaße nicht mit solchen Dingen." Ich spaßte aber gar nicht und müßte immer wieder denken, wenn du jetzt das Tintenfaß umwirfst, wird ein Strom von Tinte über den Tisch fließen und deine und Wilhelms mühselige Arbeit verderben, und ihr könnt von neuem anfangen und werdet vielleicht nicht einmal fertig. Der Gedanke griff mich so an, daß ich die Feder hinlegen mußte; als ich es später Herrn Flohr erzählte, erwiderte er: „Wilhelm leidet durch solche Vorstellungen nicht, weil er fleißiger ist und seine Gedanken nicht umherschweifen läßt."

Dienstag. Bis auf die Geographiestunde ging alles sehr gut, aber die Einwohnerzahlen der Städte und die Größe der Länder wollen einmal nicht in meinem Kopfe festsitzen. Am Nachmittag waren wir wieder beim Tischler. Wilhelm und ich verfertigen nämlich einen kleinen Tisch zum Weihnachtsgeschenke für Mama. Papa hat uns das angegeben und bezahlt die Kosten, wir schenken nur die Arbeit. Schon seit ziemlich lange haben wir viermal die Woche zu unserem Tischler gehen und dort jedesmal eine Stunde arbeiten müssen, denn Papa wünscht, daß wir vieles angreifen lernen. Es wird ein ganz einfacher, viereckiger Tisch, mit ganz glatten Beinen und einem Tischkasten. Wilhelm wollte

gern hübsche Beine dazu drechseln, aber die Zeit ist zu kurz zu solcher Arbeit. Papa sagt: „Das ist ein sehr gutes, solides Geschenk, welches Mama erfreuen wird."

Für Tante Susanne habe ich einen Arbeitskasten ausgesägt, ganz wunderhübsch, innen mit blaßrotem Glanzpapier ausgeklebt und mit silbernen Borten. Wilhelm schenkt ihr Kästchen zu Zahnpulver und Seife. Für Großmama sägen wir einen Strickzeugkorb und für Herrn Flohr ein Uhrgehäuse. Marie und Josephine erhalten von uns zusammen jede einen Kasten zu Kämmen und Bürsten.

Mittwoch. An dem Tage begegnete mir das Mißgeschick, daß ich mir in der Turnstunde meine Jacke zerriß. Mama schüttelte ein bißchen ungehalten den Kopf, als sie den ausgerissenen Ärmel sah und sagte: „Es ist merkwürdig, daß nur immer dir so etwas passiert!" — Ja, Wilhelm und die Mehrzahl der Schüler haben sich auch noch niemals bis zu der Spitze des großen Klettergerüstes hinaufgewagt, und ich wollte doch gern schon ganz oben sein, bevor Herr Heinicke, unser Turnlehrer, kam.

Marie und Josephine haben auch Turnstunden, aber in unserer Wohnung und bei einer Turnlehrerin. Sie lernen gehen, laufen, springen und machen Freiübungen, später sollen sie auch exerzieren, damit sie recht lernen sich gerade halten. Josephine versteht die

Lehrerin niemals und sagt fortwährend: „Mais, Marie, qu'est-ce qu'elle dit? qu'est-ce qu'elle dit? Marie und sie verstehen sich aber schon ganz gut, und es klingt niedlich, wenn sie mit einander reden.

Donnerstag. Wieder Latein geschrieben, aber diesmal so, daß Herr Flohr ganz mit meinem Fleiße zufrieden war und mich lobte. Nach dem Essen ging er mit uns spazieren; es war etwas Schnee gefallen, und wir warfen uns mit Schneebällen und lachten und tummelten uns tüchtig. Zufällig kamen Friedrich und Gustav auch dazu, und nun jubelten wir förmlich und empfingen uns gegenseitig mit Schneebällen. Männe war uns nachgelaufen und sprang wie toll und laut bellend zwischen uns herum; anfangs lachten wir sehr darüber, als er aber immer lauter bellte, wurde ich ungeduldig und versetzte ihm einen Schlag. Friedrich sagte aber sogleich: „Nun sieh, wie ungerecht du bist, du schreist deine Freude aus und der kleine, gute Männe, soll sie nicht einmal ausbellen!“ Männe hatte anfangs über den Schlag gequiekst, aber einige Augenblicke später sprang und rannte und bellte er wieder, als ob nichts vorgefallen sei und wollte die Schneebälle apportieren.

Freitag. Es war schon alles so feierlich und so heimlich; in einige Stuben durften wir gar nicht hinein. Als wir darüber jubelten, sagte Mama: „Denkt

doch nicht, daß ihr viel bekommen werdet, danach sind die Zeiten gar nicht.“ Es ist kurios, wenn so etwas gesagt wird, weiß ich ja, daß es nicht Ernst damit ist, und doch macht es mich jedesmal kleinmütig. Ich weiß doch nie recht, was ich davon denken soll, und Marie und Wilhelm geht es ebenso. Marie bekommt immer sogleich Thränen in die Augen, und dazu lacht sie; das sieht ganz possierlich aus, und ich muß dann auch anfangen zu lachen, trotzdem mir eigentlich gar nicht lächerlich zu Mute ist. Wilhelm ist immer am gelassensten und tröstet uns. Ich habe, ohne daß ich es wollte, etwas gesehen, nämlich einen Schlitten! Hurra, das wird ein Spaß werden!

Sonnabend. Wieder ein Tag vorwärts und heute (Sonntag), wo ich schreibe, sind nur noch drei Tage zu überstehen, aber entsetzliche. Ich glaube, solche Tage vor einem Feste haben ein paar Stunden mehr als andere, denn wenn man bestimmt glaubt, es ist eine halbe Stunde vergangen, und man sieht dann nach der Uhr, so ist der Zeiger kaum fünf Minuten weiter gerückt.

Mit unseren Arbeiten sind wir ziemlich fertig; Sonnabend haben wir Mamas Tisch poliert, der glänzt wie ein Spiegel. Der Spiritus, womit wir polierten, roch recht abscheulich, und ich klagte mehrmals darüber; da sagte der Tischler endlich: „Ja, an solche Dinge

muß man sich gewöhnen, wenn man ein Handwerker ist, und das seid ihr ja jetzt.“ Ich sah wohl, daß er recht hatte, und lachte und klagte nicht mehr. Der Tisch macht uns ungeheure Freude, den haben wir doch selbst gemacht, und Mama wird sich auch freuen.

Am Abend kam Großmama; Tante Susanne, Papa und Wilhelm holten sie vom Bahnhofe ab. Mama und Tante hatten ein „Willkommen“ aus Tannengrün gewunden, das war über ihrer Zimmerthür befestigt worden, und auch der Theetisch war mit Tannenzweiglein geschmückt, so daß es schon ganz nach Weihnachten roch.

Otto.

Zweiundvierzigster Sonntag.

Diesmal habe ich so viel zu schreiben, daß ich gar nicht weiß, wie ich zu Ende kommen soll. Am vorigen Sonntag, als Otto soeben sein Tagebuch geschrieben hatte, fragte Mama, ob es uns Freude machen würde, den Kindern in Blumenthal, das heißt, den Kindern des Jägers, des Gärtners, der Tagelöhner und mehreren armen Kindern, welche in der Nähe des Hofes wohnen, einen Weihnachten zu bringen. Wir waren zuerst ganz stumm vor freudiger Überraschung, dann aber umarmten wir Mama mit lautem Jubel.

„Gut," sagte Mama, „da euch mein Vorschlag zu gefallen scheint, so wollen Tante Susanne und ich etwas mit dazu beisteuern, das übrige gebt ihr aus eueren Sparbüchsen. Morgen kaufen wir dann ein."

„Was denn alles, liebe, Herzensmama?" fragten wir alle drei zugleich.

„Nun, einige Schürzen, Hals- und Kopftücher, warme Handschuhe, ferner: Schul- und Schreibebücher, Federhalter und Stahlfedern, Bleistifte, Tuschkasten und Bilderbogen und Nähkasten. Ein paar Puppen, einige Schachteln mit Soldaten und anderes Spielzeug müssen natürlich auch dabei sein, ebenso dürfen Pfefferkuchen und Pfeffernüsse nicht fehlen. Frau Hermann soll mehrere Stollen dazu backen, und werde ich sie in euerem Namen bitten, daß sie einen großen Tannenbaum einpflanzen läßt und in ihrer Stube zu der Zeit bereit hat, wo ihr anlangen werdet. Tante und Herr Flohr fahren dann am Mittwoch bei guter Zeit mit euch hinaus, ihr putzt den Baum aufs beste, verteilt eure Geschenke, eßt dort um ein Uhr zu Mittag und seid wieder zurück, bevor es dunkelt. Eueren Herrn Sohn könnt ihr dann auch zu euch bescheiden. Nun, was meint ihr zu solchem Plane?“

Gar keine Worte hatten wir, Mama zu danken, aber wir drückten und küßten sie so tüchtig, daß sie sagte: „Ja, wenn ihr mich umbringt, da wird wohl nichts daraus werden können!“

Alles geschah so, wie Mama gesagt hatte, und am Mittwoch Morgen um acht Uhr saßen wir im Wagen und ganz seelenfroh. — Es war ein schöner, heller Wintertag, und die Sonne leuchtete über dem Schnee, als ob lauter kleine Diamanten dazwischen gestreut

wären. Die Tannen hatten ganz bepuderte Zweige und sahen allerliebst aus. Marie klatschte in die Hände und rief: „Tannen! Tannen! O, ich sehe den Christbaum schon, ich rieche ihn schon, den prächtigen Baum!“ — Wir mußten sehr darüber lachen, und Tante Susanne sagte recht bedenklich: „Ja, wenn du nur einen Baum zu riechen bekommst!“ Aber diesmal ließ Marie sich nicht irremachen und rief: „Ja, ja, ich bekomme einen Baum, denn Mama freut sich viel zu sehr, daß das liebe Jesuskind geboren ist!“

Als wir in Blumenthal ankamen, standen die Kinder schon alle im Hause bereit und erwarteten uns. Wir vertrösteten sie, so gut wir konnten und eilten in die Stube zu Frau Hermann. Sie hatte schönes, warmes Bier für uns bereit und delikate, selbstgebackene Brezeln; das hielt nun freilich etwas auf.

Als alles aufgebaut und der Weihnachtsbaum geschmückt war, holten wir die Kinder. Anfangs waren sie etwas stumm, hernach aber sehr fröhlich. Einige blieben blöde, andere waren ganz dreist; ein kleines Mädchen von sechs Jahren band sogleich ihr Tuch um und ihre Schürze vor. Christian war auch sehr vergnügt und gefiel uns recht gut. Als er einmal seine Nase auf dem Ärmel seiner Jacke abwischte, sagte Marie: „Christian, nimm doch dein Taschentuch.“ Er wurde ganz rot und antwortete: „Ich habe keins.“

Marie stieß Otto und mich mit dem Ellenbogen an und flüsterte: „Die müssen wir ihm noch kaufen, er muß doch Taschentücher haben, und sagen mußte ich es ihm auch, da er unser Sohn ist.“

Nach der Bescherung besuchten wir noch schnell unsere Esel, den Hühnerhof, die Kälber und Hunde, und dann ging es zu Tische. Es schmeckte uns allen sehr gut, Hühnersuppe mit Klößen und nachher das Huhn mit Sauce und noch Kartoffeln und Pfannenkuchen mit Pflaumenmus. Frau Hermann und den Leuten im Hause hatten wir auch allerlei mitgebracht: Marzipan, Honigkuchen, Handschuhe, Tücher und Schürzen; außerdem hatte Mama noch eine Kiste für Frau Hermann mitgeschickt.

Nach dem Essen trieben wir ungeheuer, daß angespannt werden möchte, und der Rückweg kam uns so lang, so lang vor, recht als etwas, das kein Ende nimmt. Die Sterne funkelten schon, als wir anlangten. Mama ließ sagen, wir möchten uns auspacken, ehe wir zu ihr kämen; in einem Nu waren wir damit fertig und nun, wie die wilde Jagd in Papas Zimmer gestürzt, wo die Eltern beisammen waren. — Wir wurden sehr freundlich empfangen, aber zu sehen war nichts! — Mama sagte: „Es wird besser für Tante Susanne sein, wenn sie Thee trinkt vor der Bescherung.“ „O, Mama, Tante ist ganz

warm," entgegneten wir, aber Mama sagte: „Nein, das wünsche ich doch. Marie, hole du den Theekasten aus meinem Zimmer, Wilhelm kann ein Licht nehmen und leuchten; Otto und Josephine, holt ihr mir von dort meinen Arbeitskorb und die Bücher, welche auf dem Tische liegen." Wir gingen ganz arglos, aber als wir in das Zimmer eintraten — oh! Aber das kann Marie beschreiben.

Die lieben Eltern, wie haben sie uns erfreut! In jeder Gabe sprach sich ihre herzliche Liebe aus. Und wir sollten nicht alles aufbieten, uns ihnen dankbar zu erweisen? Heute konnten wir freilich nur mit Worten danken, aber das ganze Jahr wollen wir danach streben, uns durch Gehorsam und Fleiß ihre Zufriedenheit zu erwerben. Das habe ich mir mit Otto fest vorgenommen, und damit wir immer wieder daran erinnert werden, habe ich unseren Vorsatz hier niedergeschrieben.

Wilhelm.

Dreiundvierzigster Sonntag.

Wilhelm will, daß ich schreiben soll, wie es war, als wir in Mamas Zimmer eintraten. Wilhelm ging mit dem Lichte voran, aber sein Licht, das hätte er gern sparen können, denn in dem Zimmer, da glimmerte und flimmerte alles.

In der Mitte auf einer langen weißgedeckten Tafel stand ein großer Weihnachtsbaum, mit unzähligen Lichten und den schönsten Dingen daran, und außerdem brannten, wohin wir blickten, Wachskerzen, sogar zwischen den Blattpflanzen auf Mamas Blumentisch. Dazu erklang es im Wohnzimmer nebenan: „Dies ist der Tag den Gott gemacht!“ Tante Susanne sang und Herr Flohr begleitete sie auf dem Flügel, o, es war zu schön und so feierlich! Wir konnten gar kein Wort hervorbringen, und Papa, Mama und Großmama standen in der Thür und freuten sich mit uns.

Als der Gesang zu Ende war, hieß Papa uns, unsere Plätze aufsuchen. Ich fand den meinigen sogleich, noch ehe ich das Marzipanherz mit dem großen M von eingemachten Früchten erblickt hatte, das ihn mir anweisen sollte. Gerade unter dem Christbaume stand nämlich eine wunderhübsche Puppenschaukel und in derselben saß ein kleiner Puppenjunge, so groß wie mein Lottchen, und in blauem Matrosenanzuge.

„Aber das ist ja ein Junge!“ rief ich zuerst ganz verwundert aus.

„O, wenn er dir nicht gefallen sollte, so kann das Christkind ihn ja zu deiner Freundin Wanda oder Else tragen!“ meinte Tante Susanne.

„Nein, Tante, den gebe ich nicht wieder weg,“ antwortete ich schnell, „denn der ist zu niedlich!“ Das ist er aber auch wirklich, er hat ein so allerliebstes Gesichtchen und braune Löckchen von richtigem Haare. Für Klärchen habe ich einen Pelzmantel, eine weiße Pelzmütze, einen Muff und Stiefelchen bekommen, und für Lottchen ein weißes Tragekleid, außerdem noch so viele schöne Sachen, daß ich sie alle gar nicht aufzählen kann. Josephines Platz befand sich neben dem meinigen. Ich hatte ihr schon jeden Tag von dem Weihnachtsbaume erzählt, aber so schön mußte sie sich ihn doch nicht haben vorstellen können, denn sie stand ganz sprachlos da und sah nur immer zu dem hellen Lichterbaume

empor und faltete vor Bewunderung die Hände. Erst als ich zu ihr sagte: „Aber, Josephine, sieh doch, was dir das liebe Christkind gebracht hat!“ sah sie sich ihre Geschenke an. Sie hat auch eine Puppe bekommen, einen Täufling in weißem Kissen, und einen Wagen dazu, und ein ebensolches Kleid wie ich und eine schwarze Pelzmütze, die sie sehr niedlich kleidet. Dann haben wir aber noch alle zusammen etwas sehr Hübsches erhalten, nämlich einen Schlitten, den unsere Esel ziehen sollen, die deshalb am ersten Festtage nach der Stadt gebracht worden sind.

Am Morgen des ersten Festtages gingen wir in die Kirche, die ganz hell erleuchtet war, und nachmittags kochte Tante Susanne mit uns. Ich habe ein kleines Kochbuch bekommen, es heißt „Puppenkochbuch von Tante Friederike,“ nach dem kann man richtig kochen lernen, und wir wollen uns recht tüchtig üben, damit wir schon etwas können, wenn unser Gartenhaus instandgesetzt ist.

Am zweiten Festtage, nach der Kirche, durften wir mit den Eseln Schlitten fahren, es war viel Schnee gefallen, und herrliche Bahn. Der Kutscher fuhr den Schlitten bis vor die Stadt, und dort stiegen wir ein. Anfangs fuhr Herr Flohr und später Wilhelm; es ging ganz prächtig, die Esel hatten Schellen an, die wunderhübsch läuteten, und liefen so, daß man hätte denken

können, es mache ihnen selbst Spaß. Alle Leute sagten, es sei kalt, wir fühlten nichts davon; es war auch ganz laue Luft, und die Sonne schien so schön wie im Sommer, so warm aber doch wohl nicht. Eine Menge Jungen hatten den Schlitten bis vor die Stadt geleitet und freuten sich über das Fuhrwerk und über die Esel. Sie drängten sich so dicht heran, daß Heinrich mitunter Platz machen mußte mit seiner Peitsche; dann flogen sie auseinander, waren aber gleich wieder da. Als wir einstiegen, schrieen sie so laut „hurra", daß ich ganz betäubt war. Einige liefen noch lange hinterher und schrieen und riefen: „O, o, junger Herr, soll ich mal hinten aufsteigen?" Das störte mich eigentlich, denn ich konnte mir recht gut denken, daß sie Lust dazu hatten und hätte es ihnen so gern gegönnt, und wenn wirklich einer aufgestiegen wäre, ich hätte es ihm gewiß erlaubt. Ich fürchtete immer, sie würden im Ärger, daß sie nicht auch so fahren konnten, uns einige Schneebälle nachwerfen, und das wäre schrecklich gewesen, denn ich hatte meinen weißen Filzhut auf, und der Schnee sah durchaus nicht sehr sauber aus; aber sie thaten es glücklicherweise nicht.

Als wir nach Hause kamen, sagten wir zu Tante Susanne, wir hätten auf dem Wege ein warmes Frühstück gehabt. Tante sah uns erstaunt an und sagte: „Das ist ganz zuverlässig ein Märchen." „Nein,

Tante, eine wahre Geschichte!“ antworteten wir ihr. „Gewiß?“ fragte sie, „ganz gewiß?“ — Tante Susanne riet und riet, aber schließlich mußten wir es doch sagen; Josephine und ich hatten ganz heiße, gebratene Äpfel in unserem Muff mitgenommen, und die verzehrten wir auf der Fahrt, das war doch ein warmes Frühstück. Tante Susanne konnte auch nicht viel dagegen sagen, sondern sie rief: „Ach, ihr kleinen Affen!“

Am Sonnabend lasen wir in den neuen Büchern, die wir bekommen haben, Josephine und ich. Sie hat nur französische bekommen, ich aber auch deutsche und ein englisches, von dem ich aber noch nicht viel verstehe; ich buchstabiere nur einzelne Wörter heraus, aber das macht mir viel Vergnügen.

Marie.

Vierundvierzigster Sonntag.

Marie ist ein bißchen leichtsinnig und hat gar nicht erzählt, wie wir unseren Weihnachten gaben; das muß ich jetzt nachholen. Bevor wir am Morgen fortfuhren, hatten wir alles aufgebaut, als wir unsere Geschenke empfangen und besehen hatten, baten wir Herrn Flohr, er möge den Tisch mit unseren Gaben in das Wohnzimmer tragen lassen. Das that er und stellte zwei Lampen auf den Tisch, so daß sich alles sehr hübsch ausnahm. Als Papa und Mama nun in das Zimmer zurückkehrten, da wurden sie überrascht und Großmama und Tante Susanne auch, und sie freuten sich alle. Papa lobte unsere Handschrift, aber die Ausarbeitungen nahm er mit auf sein Zimmer. Herrn Flohr brachten wir unsere Geschenke auf einem Präsentierbrette. Wir hatten alle zusammengelegt und schenkten ihm, außer dem Uhrgehäuse, noch eine Tasse und einen kleinen Rahm-

topf von Meißener Porzellan. Er gab uns jedem ein hübsches Buch, in das er einen Denkspruch und seinen Namen geschrieben hatte.

Montag. Als wir zum Essen kamen, sagte Papa uns, daß er unsere Ausarbeitungen gelesen habe und sehr damit zufrieden sei. Das war eine Freude! Wir sagten nicht viel, aber ich kniff Wilhelms Finger so zusammen, daß ich eigentlich glaube, es schmerzte ihn; er sagte aber nichts und nickte mir nur zu. Wir wußten wohl, was wir dachten und hatten uns tüchtig angestrengt; nun kam der Lohn. Ich war so verwirrt vor Freude, daß ich die Gabel in den Suppenteller legte statt des Löffels.

Dienstag. Wilhelm und ich arbeiteten sehr fleißig, weil jetzt wieder Festtage kommen. Diese Zeit ist eine prächtige Zeit, überhaupt der Winter! Ich weiß nie, weshalb manche Menschen den nicht leiden können; nur daß man in der Stadt sein muß, das ist schlimm, obgleich es hier auch sehr hübsch ist. Am Nachmittag gingen wir aus, Wilhelm und ich, Neujahrswünsche zu kaufen. Für Mama fanden wir einen allerliebsten Wunsch. Auf dem Bilde war ein Ofen dargestellt und darunter stand:

„Ein Freund, so treu und auch so warm,
Und doch der liebste nicht;
Zieh' nur am Fädchen sonder Harm
Und schau' dem ins Gesicht."

An dem Ofen war ein ganz kleines Fädchen angebracht, und wenn man dasselbe anzog, schob man den Ofen zurück, und ein kleiner Spiegel trat hervor. Darin sah Mama dann ihr eigenes Gesicht. Eigentlich hätte es nicht Freund, sondern Freundin heißen sollen, weil Mama doch eine Dame ist, aber so genau kann man nicht alles nehmen.

Mittwoch. Am Dienstag kauften wir nur den einen Wunsch, aber am Mittwoch noch einen für Tante Susanne. Papa giebt nichts auf solche Dinge, dem wünschen wir mündlich Glück. Der für Tante war sehr hübsch; das Bild stellte eine Hand dar, welche Rosen ausstreut und darunter stand:

„Rosen, Rosen streu' ich dir,
Als der Jugend Bild,
Doch dagegen wünsch' ich mir,
Was dadurch verhüllt."

Nämlich die Hand mit den Rosen ließ sich in die Höhe heben, und dann stand ein Vergißmeinnicht darunter. An dem Tage war es schon ganz lebendig auf der Straße; Glückwünsche waren kaum mehr zu bekommen, und arme Kinder und alte Frauen liefen umher mit Körben und gratulierten im voraus und sammelten Gaben für das Fest. Wilhelm und ich schenkten alles Geld weg, was wir noch in den Taschen hatten. Viel war es natürlich nicht.

Abends wollten wir gern bis Mitternacht aufbleiben und baten Papa, es zu erlauben; er sah uns sehr ernsthaft an und sagte: „Das sind Freuden, die für spätere Jahre passen; jetzt seid ihr Kinder und geht um neun Uhr zu Bett.“ Damit war es also nichts. Ich glaube, Mama hätte es uns gern gegönnt, und als nach dem Abendessen die Stolle auf den Tisch kam, schnitt sie für jeden von uns ein recht besonders dickes Stück ab, so als ob sie sagen wollte: „Nimm das zur Entschädigung.“ Wir waren auch ganz vergnügt, und abends kamen noch Leute mit allerlei Musik in das Haus, die alle beschenkt wurden. Viele sangen wunderliche Dinge, die Kinder jedoch fast alle Lieder zum Preise Gottes. Drei Männer kamen auch an die Thür und sangen ein Lied, aber leider konnte ich es nicht behalten; es fing an:

„Wir wünschen der Herrschaft ein'n goldenen Tisch,
An allen vier Ecken ein'n goldenen Fisch.“

So ging es noch lange fort und mit ganz hübscher Melodie. Um Mitternacht, als ich schon lange geschlafen hatte, wurde ich durch Musik geweckt. Wilhelm, der auch wachte, rief mir zu:

„Das sind die Herren Studenten
Mit ihren Instrumenten.“

Denn so fängt ein Lied an, welches Herr Flohr oft singt. Die Studenten waren es auch, und sie

sangen diesmal ein ganz altes Lied durch die Straßen, nämlich: „Freut euch des Lebens!“

Donnerstag. Glück gewünscht durchs ganze Haus, bis in die Küche. Mama freute sich sehr über unseren Wunsch; sie küßte uns und sagte: „Ja wohl bin ich euere liebste Freundin, meine herzlieben Jungen!“

Tante Susanne lachte ganz schelmisch, als sie das Vergißmeinnicht entdeckte und sagte: „O, wie rührend!“ — Für Marie hatten wir einen kleinen Scherzneujahrwunsch gekauft, einen Zwanzigmarkschein; wenn man ihn zusammenlegt, sieht er täuschend aus wie ein echter, dieselbe Form, dieselbe Farbe und dieselbe Schrift „Zwanzig Mark.“ Wenn man ihn auseinandernimmt, sieht man freilich sogleich, daß es ein nachgemachter ist, denn es steht ein Glückwunsch darauf. Diesen Schein legten wir in ihr Arbeitstäschchen, und als sie das öffnete und ihn fand, sprang sie in der Stube umher vor Freude und rief: „Den hat Mama mir hineingelegt, o, was will ich nun alles kaufen für Christian, und ihr könnt euch auch etwas wünschen.“ Das gute Liliputchen! Uns wurde ganz beklommen zu Mute, denn wir mußten doch nun ihre Freude stören, und als wir sagten, daß es kein echter sei, wurde auch ihr Gesicht sehr lang. Nun gaben wir ihr aber den niedlichen Wunsch, den wir noch für sie in Bereitschaft hatten, und da wurde sie wieder ganz fidel.

Auf Maries Wunsch war ein Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht, und in dessen Mitte ein weißes Taubenpaar, das sich schnäbelt, und darunter stand: „Wir gratulieren“. Das war uns zu wenig für unser Kleinchen, und so hatten wir noch darunter geschrieben:

„So zärtlich wie dies Taubenpaar,
Sei unser Mariechen in diesem Jahr.“

Selbstgemacht! Miezchen freute sich sehr darüber und ebenso Josephine über den ihrigen, auf dem ein Zweig von Christrosen war. — Sonst noch im Schlitten gefahren und abends mit unseren Freunden, die wir hatten einladen dürfen, Poch um Zuckersachen gespielt, die wir selbst hergaben. Tante schenkte uns ihre dazu.

Freitag. Noch immer Ferien bis zum Montag. Wilhelm und ich beschäftigten uns aber doch, arbeiteten aus und lernten Vokabeln. Als wir mittags mit Tante Susanne spazierengingen, weihte Marie ihren neuen Regenschirm ein, den sie zu Weihnachten bekommen hat. Sie hatte ihn schon alle Tage mitgenommen, denn sie sagte immer: „Es kann doch schneien,“ und wirklich that ihr der Himmel den Gefallen und ließ ein paar Flocken herabfliegen. Sofort spannte Marie ihren Regenschirm auf, und nun ging sie so steif wie sonst nie, bald hielt sie ihn ganz dicht über ihren Kopf, so daß sie nicht sehen konnte, und dann rannte sie gegen einen Baum, bald hielt sie ihn so hoch, daß sie

mit den Spitzen in Tante Susannes Schleier fuhr, bis diese endlich sagte: „Weißt du, Nip, das ist ja heute ein lebensgefährlicher Spaziergang mit dir, du brauchst entsetzlich viel Platz mit deinem Regenschirme; sei deshalb so gut und geh lieber ein paar Schritte voran, meine Augen möchte ich doch noch etwas behalten." Als wir nach Hause kamen, noch tüchtig umhergetollt.

Sonnabend. Auch ein sehr braver Tag; erst wollten wir Marie und Josephine zum Spielen haben, aber als ich sie holen wollte, sagten beide, sie hätten keine Zeit, morgen wäre große Puppentaufe, und sie müßten noch viel dazu nähen. „Holt euch doch ein paar Heinzelmännchen," sagte ich. „Was für Männer sind denn das?" fragte Marie ganz erstaunt. „Das sind kleine, liebenswürdige Kerlchen, die alles können: Kochen, backen, brauen, sticken, nähen; legt ihnen nur heute abend alles hin, und wenn ihr morgen aufsteht, sind eure Puppenkleider fertig und sehr gut."

„Flunkere nicht so, solche Zwerge giebt es nicht," antwortete Liliput und ließ mich stehen. — Ach, ich wünschte, es gäbe manchmal ein Heinzelmännchen für Latein!

Otto.

Fünfundvierzigster Sonntag.

In der vorigen Woche ist etwas sehr Trauriges geschehen. Als ich am Dienstag in den Stall ging, um nach den Eseln zu sehen, erzählte mir Gottlieb, daß am Nachmittag zuvor ein Arbeitsmann, der in der Roßgartenstraße wohnte und auch mitunter für Papa gearbeitet hat, im Walde Holz gefällt habe und von einem Baume, der auf ihn gestürzt, erschlagen worden sei. Er sagte ferner, daß der Mann eine Frau hinterlassen habe und vier Kinder.

Beim Frühstücke erzählte ich das den Eltern, die es noch nicht wußten, und wir waren alle traurig darüber. Mama wiederholte immer: „O, die arme Frau! Die armen, armen Kinder!“ — Sie schickte auch den Kutscher hin, damit er sähe, wie es der Frau ginge und ob auf irgend eine Weise zu helfen sei. Mama ist immer so gut.

Spät am Abend sagte Mama: „Ich habe mich nach allem erkundigt; die Nachbarn sagen, die arme Witwe sei eine fleißige Frau, die im Sommer sich mit ihren Kindern schon durchhelfen und gewiß lieber arbeiten, als Almosen nehmen werde, jetzt aber, im Winter, bedürfe sie der Unterstützung, und namentlich fehle es dort im Hause an Feuerung und Kartoffeln. Papa hat mir eine kleine Summe gegeben zu diesem Zwecke, Tante Susanne, Großmama und ich legen auch zu, wollen meine Kinder ebenfalls dazu beitragen?“ Wir sagten einstimmig ja, Josephine auch, denn sie bekommt ebensogut Monatsgeld wie wir. „Gut,“ sagte Mama, „jeder kann mir seinen Beitrag morgen bringen.“

Am folgenden Morgen brachte ich zwanzig Pfennig an Mama, denn ich fand, daß ich nicht mehr geben konnte, weil ich erst soviele Ausgaben gehabt hatte. Mama sagte kein Wort, aber ich glaube doch, sie dachte in ihrem Herzen, daß ich sehr wenig gäbe. Wieviel die übrigen gaben, weiß ich nicht, weil die Eltern es lieber sehen, wenn bei solchem Anlasse jeder, ohne Verabredung, im stillen giebt, was er kann und will. Während des Tages dachte ich oft daran, was die anderen wohl gegeben haben möchten; hernach vergaß ich es.

Am Freitag kamen Friedrich und Gustav zu uns und erzählten, das Hunde- und Affentheater, welches

in der Stadt angekommen ist, solle ganz wundervoll sein, und ihre Eltern hätten erlaubt, daß sie hingehen dürften an dem Abend, und ob wir auch mitkämen. Wir hatten natürlich sofort die allergrößte Lust und baten Mama, daß sie ein gutes Wort für uns einlegen möge, damit wir gehen dürften, und weil so viel für uns ausgegeben sei in der letzten Zeit, wollten wir gern selbst für uns bezahlen. Mama gab ihre Einwilligung und sagte nur, wir möchten uns selbst an Papa wenden; das thaten wir und erhielten auch die Erlaubnis.

Ich lief voll Freude zu Mama zurück, um ihr das zu verkünden, und zog meinen Geldbeutel heraus, die sechzig Pfennig abzuzählen, denn soviel kostete der Eintritt. Als ich das Geld gezählt hatte, sah ich Mama zufällig an, und die sah mich an mit ihren lieben Augen, so nachdenkend und eigentlich traurig, daß ich anfangs nicht wußte, weshalb! Plötzlich fielen mir die zwanzig Pfennig ein, da verstand ich Mamas Blick.

Ich ging zu ihr, und sie schloß mich in die Arme und sagte: „Für vier Kinder, für vier arme Kinder, die keinen Vater mehr haben, hatte mein Sohn, mein lieber, guter Sohn, nur zwanzig Pfennig!“ — „Nimm das Geld, Mama,“ bat ich traurig, „ich will gern zu Hause bleiben.“

„Nein," antwortete Mama, „du sollst jetzt gehen; dies Geld, obwohl aus Reue gegeben, möchte ich jetzt nicht, da es dir abgepreßt würde. Rechne ein andermal nicht so karg, wo es gilt, Leiden zu mildern, aber — und o, das schreibe dir tief in dein Herz — gieb auch niemals, um in den Augen anderer für großmütiger zu gelten, als du aus innerer Neigung bist; das ist eine traurige Heuchelei. Und nun geh und sei vergnügt heute abend; ich weiß, du wirst diese Stunde und meinen Rat nicht vergessen!"

Mama schloß mich noch einmal in die Arme, und ich weinte und schlang die Arme um ihren Hals. „Sei mir nicht böse," bat ich. „Nein, nein," sagte Mama, „du bist mein gutes Kind, und ich habe dich von ganzer Seele lieb."

Abends, als wir gehen wollten, ging ich noch einmal zu Mama und sagte ihr: „Ach, ich habe jetzt gar keine Lust mehr, das Affentheater zu sehen." Sie lächelte und erwiderte: „Die Lust wird schon kommen, wenn du dort bist." So war es auch; anfangs war ich noch in mich gekehrt und dachte an die arme Frau, an die Kinder und an alles, als aber die Hunde und die Affen so allerliebst spielten, lachte ich, zuerst, weil die anderen lachten, dann aber amüsierte ich mich auch ganz prächtig. Gustav erzählte, neulich wäre ein Affe unartig gewesen und wäre ganz wild auf der Bühne

umhergelaufen. An dem Abend waren sie aber alle ganz gehorsam und machten ihre Sachen sehr gut. Wir waren recht vergnügt, aber immer mußte ich dazwischen doch wieder an Mama denken und an alles, was sie mir gesagt hatte, und als wir nach Hause gingen, und alle Leute umher sagten, daß es so sehr kalt sei, da dachte ich wieder an die arme Frau, wie sie nun mit den Kindern in der kalten Stube sitzen und frieren müßte, und dann dachte ich: „Zwanzig Pfennige!“ und das Herz that mir weh.

Ich habe das niedergeschrieben, weil ich es gewiß nie vergessen will. Zu meinem Vergnügen hatte ich sogleich Geld übrig und rechnete gar nicht! — Wir haben einen Schneemann gemacht, der uns viel Vergnügen verursacht, ungeheuer groß, mit Augen und Augenbrauen von Kohlen. Aber das war ein Stück Arbeit! Die Hände haben uns dabei gefroren, daß wir sie nicht mehr bewegen konnten; zuletzt zogen wir unsere alten Pelzhandschuhe an, da ging es besser. Jetzt steht er fertig da und sieht ordentlich grimmig aus.

Wilhelm.

Sechsundvierzigster Sonntag.

Wilhelm und Otto hatten das Hunde- und Affentheater schon gesehen, aber in der verflossenen Woche haben Papa und Mama uns alle miteinander noch einmal hingehen lassen. Das war eine recht große Freude, und mir gefielen die hübschen Tiere beinahe besser, als das große Theater, denn hier konnte man doch recht lachen. Es waren sehr viele Zuschauer dort, besonders Kinder, und man hörte immer laut lachen und jubeln.

Zuerst wurde ein Jahrmarkt dargestellt von Affen und Hunden durcheinander. Die kleinen, possierlichen Tiere gingen alle aufrecht und hatten Herren- und Damenkleider an, recht nach der Mode, und eine Dame, die ein Hund war, trug ordentlich einen Sonnenschirm und hielt ihn über ihren Kopf. Affen waren da, die auch Damen vorstellten, und dann waren Käufer und

Verkäufer da und ein Hund mit einem Leierkasten und ein Affe mit einer Lanterne magique. Unser Gottlieb sagte hernach immer: „mit einer Latern amaika," denn er versteht kein Französisch.

Der Besitzer des Theaters ging immer mit einer kleinen Reitpeitsche zwischen den Tieren umher, aber schlug sie nicht; er nannte sie stets bei Namen, die Damen: Madame Pompadour und Mademoiselle d'Argentcourt und solche Namen mehr, und die Herren Affen und Hunde: Monsieur Rossignol und Monsieur Perroquet und Signor Buffo.

Als der Jahrmarkt zu Ende war, kam eine Equipage auf das Theater, aber das war erst recht ein Spaß! Zwei weiße Pudel zogen den Wagen, ein Affe war Kutscher und fuhr, und ein anderer stand hintenauf als Diener; im Wagen saßen zwei Damen mit Federhüten und ein Herr, aber alle, alle betrunken. Der Kutscher schwankte auf seinem Bocke hin und her, der Bediente konnte sich kaum am Wagen festhalten, und die Herrschaft schlief und fiel übereinander. Zuletzt stürzte der Diener hinten vom Wagen, der Kutscher fiel vom Bocke und die Pudelpferde rannten im vollen Galopp mit der Equipage vom Theater; alle Kinder jubelten hinterher, und ich natürlich auch. Josephine hatte von Anfang an die Affen so gern, lieber als die Hunde und sagte mir leise: „Oh, le petit singe!

Voyez le petit singe! Oh, comme il est gentil!“ Eigentlich fürchte ich mich vor den Affen, denn sie können solche Gesichter schneiden und die Zähne zeigen, als ob sie wer weiß wie böse seien und jeden beißen möchten.

Nun kam wieder etwas anderes, eigentlich etwas Trauriges. Alle Affen und Hunde erschienen in Uniform, ordentlich als Soldaten, und einer wurde als Gefangener eingebracht, denn er war desertiert. Nun stellten sich viele kleine Offiziere in einen Kreis, um einen Tisch, und der Herr der Tiere sagte, das sei ein Kriegsgericht. Der arme Gefangene wurde vor den Tisch geführt und war der einzige, der keinen Hut auf und keinen Degen an hatte. Die Offiziere steckten alle die Köpfe zusammen und schüttelten sie und sahen ihn an, als ob sie sagen wollten: „Dir wird es schlecht ergehen!“ Und er drehte den Kopf von einer Seite zur anderen und hob die Pfoten plötzlich in die Höhe.

Nach einigen Augenblicken sagte der Herr: „Mein armer Deserteur, du bist zum Tode verurteilt!“ Bauz, fiel der kleine Gefangene um, als ob er schon tot sei, aber Soldaten richteten ihn wieder in die Höhe und führten ihn fort. — Darauf schleppten sie eine Kanone herbei und richteten sie, einer fuhr einen kleinen Schiebkarren auf das Theater, und zwei Affen schlugen die Trommel.

Darauf wurde der Gefangene wieder hereingeführt, vor die Kanone gestellt und totgeschossen. Ein Affe schoß die Kanone ab; dann luden sie den kleinen Toten, der aber gar nicht im Ernste tot war, auf den Schiebkarren und fuhren im Saus mit ihm davon.

Zuletzt wurde eine Festung dargestellt, die gestürmt werden sollte; das war auch sehr hübsch.

An die Festung waren Leitern gestellt, und die stürmen wollten, stiegen daran in die Höhe, aber purzelten immer wieder auf den Boden zurück. Am Schlusse stieg ein großer, weißer Pudel, auch als Soldat angezogen, mit einer Fahne im Maule, eine Leiter hinan und steckte die Fahne oben auf dem Festungswalle auf, und in demselben Augenblicke wurde ein kleines Feuerwerk abgebrannt. Die Hunde und Affen fürchteten sich aber gar nicht davor, sondern liefen immer hin und her in der Festung, trotzdem auch noch dabei geschossen wurde; ich hielt mir beide Ohren zu, so knallte es. Dann stürzte die Festung zusammen, die kleinen Soldaten liefen fort, und alles war vorbei.

Tante Susanne war mit uns gewesen und auch Gottlieb hatte uns begleitet. Wilhelm und Otto hatten zwar gemeint, es wäre gar nicht nötig, daß er mitkäme, denn sie beide seien genug Schutz für uns. Aber es war doch gut, daß wir Gottlieb bei uns hatten, denn auf dem Heimwege kamen zwei uns ganz fremde Herren,

es waren wohl Studenten, an Tante heran und redeten sie an. Tante Susanne that, als ob sie es nicht hörte, und ging ruhig weiter, aber die beiden Herren gingen nicht von uns fort und sprachen immer wieder zu ihr, obgleich Tante ihnen nicht antwortete. Wilhelm und Otto verhielten sich ganz still, und Josephine und ich ängstigten uns so, daß wir uns dicht an Tante herandrängten. Da trat Gottlieb, der bisher hinter uns her gegangen war, vor und sagte sehr laut: „Gnädiges Fräulein, wenn wir jetzt hier in die Dammstraße einbiegen, werden wir gerade mit dem Herrn Regierungsrat von Rombach zusammentreffen!“ Als die beiden Herren sahen, daß Gottlieb zu uns gehörte, machten sie, daß sie davonkamen, aber ich war doch sehr froh, als wir in der Dammstraße wirklich Papa trafen, der mit Onkel Konrad aus dem Kasino kam.

Tante Susanne sagte zu Hause zu Wilhelm und Otto: „Ich danke euch auch schön, daß ihr mich so ritterlich beschützt habt, denn was hätte ich ohne eueren Beistand wohl anfangen sollen?“

„Ach, Tante,“ antwortete Otto ganz kleinlaut, „was sollten wir denn mit den Studenten beginnen? Wir konnten uns doch nicht mit ihnen einlassen?“

„Nein, das konnten zwei solche Jungen, wie ihr noch seid, allerdings nicht,“ sagte Tante, „aber deshalb werdet ihr auch gewiß ein andermal nicht wieder etwas

dagegen einzuwenden haben, wenn ihr eueren Eltern und mir nicht genügend als Schutz für mich erscheint!“

Ich glaube, die Brüder ärgerten sich ein bißchen, daß Tante Susanne sie noch Jungen nannte, denn seit sie einigemal in den Läden mit „junge Herren“ und „Sie“ angeredet worden sind, möchten sie gern schon richtige junge Herren sein.

Josephine und ich stricken jetzt für Christian Strümpfe von grauer Wolle, das ist eine recht schmutzige Arbeit. Die Wolle färbt so ab, daß unsere Finger nach dem Stricken ganz fürchterlich aussehen, und wir nachher aus allen Kräften mit Seife und Bürste arbeiten müssen, um sie wieder ganz sauber zu bekommen, denn mit unsauberen Händen zu Tische zu kommen, ist streng verboten, und Mama sieht es sogleich, wenn es wirklich einmal geschieht; Mama sieht überhaupt alles.

Die liebe Großmama ist schon wieder abgereist, aber sobald es Frühling ist kommt sie zu uns nach Blumenthal, und dann auf recht lange Zeit. Mama sagt, es sei möglich, daß wir vorher noch einmal zu ihr nach Altau fahren; ei, das wäre doch herrlich!

Marie.

Siebenundvierzigster Sonntag.

Montag. In der Nacht war Tauwetter eingetreten, und unser Schneemann hatte ein wenig gelitten; wir besserten ihn wieder aus, und ich machte ihm einen Schnurrbart, und dann preßten wir Schnee zusammen, in Form einer Keule und gaben sie ihm in die Hand. So sieht er aus wie ein alter Riesenwächter.

Neben dem Hause, worin wir wohnen, befindet sich ein Garten mit einem Teiche, und Gottlieb hat uns zu Gefallen eine Menge Eisschollen losgehauen und an das Land geschafft, davon wollen wir einen Eispalast bauen. Die Mauern bekommen wir wohl, das ist leicht; wir legen Scholle auf Scholle, so hoch das Haus werden soll, und das friert dann zusammen und bekommt Festigkeit, — aber das Dach! Wie es damit werden soll, weiß ich nicht. Balken von Eis wissen wir nicht zu bekommen; Wilhelm sagt, wir müssen Holz-

stangen quer überlegen, und das geht auch natürlich, aber dann ist es kein Eispalast. Die Russen nehmen gar kein Holz, wenn sie etwas von Eis aufbauen.

Dienstag. Wir waren mit unseren Eisbauten beschäftigt, aber das Dach blieb die Schwierigkeit. Da fragten wir Herrn Flohr um Rat, und der meinte, wir müßten uns beruhigen, wenn nicht alles ganz russisch ausfiele, da wir hier bei uns ja auch keinen russischen Winter hätten.

Er riet uns, die Dachunterlage von Reisig zu machen und das eigentliche Dach von Schnee. Wenn wir das zustande gebracht haben, wollen wir auch Schneehütten bauen. Marie und Josephine waren sehr unglücklich über den Eispalast. Anfangs sahen sie zu und freuten sich daran, da sie aber nicht mithelfen konnten, langweilten sie sich doch bald, und Hände und Füße froren ihnen auch, und Marie rief ganz kläglich: „Laßt doch eueren alten, garstigen Palast und fahrt uns lieber im Schiebschlitten." Ja, aber einen Palast läßt man nicht sogleich im Stiche; schließlich erbarmte Herr Flohr sich und schob sie im Schlitten, da waren sie seelenvergnügt.

Mittwoch. Abermals Arbeiten am Eispalaste. Wir dachten, er werde klar und durchsichtig werden wie Krystall, aber das ist doch nicht der Fall; die Eisschollen sind hin und wieder etwas schmutzig und un-

durchsichtig; das ist recht schade. Wenn man so hindurchsehen könnte wie durch Glas, das müßte hübsch sein! Marie und Josephine besuchten uns wieder, und diesmal hatten sie einen anderen Zeitvertreib; sie stellten ihren Schlitten auf eine kleine Anhöhe im Garten, setzten sich darauf und rutschten so hinab. Das störte uns ein bißchen, denn sie lachten so viel dabei, daß wir gern mitgespielt hätten.

Donnerstag. Der Eispalast war fertig bis auf das Dach, und gerade als wir hin wollten, Reisig herbeizuholen, das im Garten lag, kam ein starker Regen, und wir mußten laufen, wieder nach Hause zu kommen. Wilhelm fiel zweimal, weil es sehr glatt war, ich einmal. Da wir nun nicht bauen konnten, spielten wir Federball. Bälle und Raketten haben wir zu Weihnachten bekommen. Wir haben uns schon mehrmals geübt; anfangs wollte es gar nicht gehen, eins, zwei, drei, vier, höchstens, dann lag der Ball auf dem Boden. Jetzt werfen wir schon zwölf oder zwanzig und dreißig, gestern hat Wilhelm sogar fünfzig geworfen. Er wirft viel besser als ich, Herr Flohr sagt, weil er ruhiger ist, aber ich fange besser, denn ich bin wie der Blitz überall in der Luft mit meinen Armen und fange fast immer.

Freitag war kein schöner Tag. Ich wollte Josephine ein bißchen necken und zog ihr, indem sie sich hinsetzen

wollte, den Stuhl fort. Dabei fiel sie der Länge nach auf den Fußboden und schlug sich tüchtig den Kopf. Unglücklicherweise kam gerade Herr Flohr dazu und schalt nun sehr auf mich. Er sagte, das sei ein häßlicher, dummer Jungenstreich, den er mir nicht zugetraut hätte und für den ich eine gründliche Strafe verdiente. Als ich ihn so erzürnt und Josephine weinen sah, fühlte ich mich sehr unglücklich und ich sagte: „Bitte, Herr Flohr, bestrafen Sie mich, aber zürnen Sie mir nicht länger, und auch du nicht, Josephine!"

Herr Flohr blickte mich sehr ernst an und erwiderte: „Ich will hoffen, daß das, was du jetzt empfindest, Strafe genug für dich ist, und du es nicht so schnell vergessen wirst!"

Ich konnte den ganzen Tag über nicht mehr fröhlich sein, auch nicht als nachmittags Tante Elisabeth mit den Kindern kam. Sie brachte uns eine Tüte mit schönen Zuckersachen mit, um welche wir hernach Lotterie spielten. Ich gewann das Hübscheste davon, einen allerliebsten kleinen Affen von Marzipan und Schokolade, und weil Josephine neulich die Affen soviel Spaß gemacht hatten, legte ich ihr heimlich den Affen auf ihren Tisch und das übrige gewonnene Zuckerwerk dazu. Sie fand es auch, aber wollte es nicht annehmen, jedoch ich sagte ihr, wenn sie es nicht nähme, müßte ich denken, daß sie noch böse auf mich sei.

Da reichte sie mir die Hand und rief: „Oh, je ne t'en veux pas, vous avez tous tant de bonté pour la pauvre Josephine!“

Als wir am Abend zu Papa gingen, um ihm gute Nacht zu sagen, spielte er mit Herrn Flohr Schach. Herr Flohr sagte mir so freundlich wie immer gute Nacht, und indem ich Herrn Flohr noch einmal leise bitten wollte, mir zu vergeben, beugte er sich zu mir hernieder und sagte in so eigenem Tone: „Nun, gute Nacht, Otto, schlafe wohl!“ Ei, hiernach ging ich doch mit leichterem Herzen zu Bett, als es sonst wohl geschehen wäre.

Sonnabend. Es kam ein Wagen aus Blumenthal herein, und Herr Baus schrieb an Herrn Flohr, daß er ganz zufrieden sei mit Christian; er wäre fleißig und folgsam und hielte seine Kleider auch sehr rein. Der Wagen brachte allerlei mit: Einen Rehbock, den der Jäger geschossen hatte, zwei Enten und einen Truthahn. Wir sehen immer zu, wenn abgepackt wird; das macht uns soviel Spaß. Weil es Tauwetter ist, hatte der Gärtner auch Blumentöpfe für Mama geschickt, Hyacinthen, Maiblumen, Tulpen, Tazetten und Iris. Mama freute sich sehr darüber und stellte alles auf ihren Blumentisch; bis jetzt hatte sie nur Blattpflanzen darauf gehabt, aber ich finde, mit den blühenden Pflanzen sieht das Zimmer noch einmal so freund-

lich aus, und man kann doch nun auch denken, es wird bald Frühling.

In einen Korb mit Eiern hatte der Kutscher mit dem Fuße getreten, und das war übel abgelaufen; der Korb war ganz naß von den ausgelaufenen Eiern, und ich mußte nur immer denken: Wieviel schönes Rührei hätte davon gemacht werden können! Zu schade! Über zwanzig waren kaputt.

Wenn doch bald wieder Frost kommen wollte, denn Herr Flohr hat Wilhelm und mir versprochen, uns dann einmal nach der großen Eisbahn auf dem Schloßteiche mitzunehmen. Als wir neulich dort vorübergingen, spielte eine Militärkapelle, und eine Anzahl Herren und Damen führten eine Quadrille auf. — Marie und Josephine möchten auch mit uns kommen, aber solche kleinen Mädchen, die noch nicht einmal richtig schlittschuhlaufen können, sind da den Schlittschuhläufern nur im Wege.

Otto.

Achtundvierzigster Sonntag.

Mama hatte neulich die arme Frau besucht, deren Mann von dem Baume erschlagen ist, und als sie von dort kam, erzählte sie uns, wie sie alles ärmlich, aber sehr rein und ordentlich in dem Hause vorgefunden habe. — Ich habe mir fest vorgenommen, ich will während eines Monats keinen Pfennig zu meinem Vergnügen ausgeben, und was ich dadurch erspare, will ich Mama bringen, die wird mich dann schon verstehen.

Vorigen Sonntag kam ich schon in Verlegenheit; Marie bat, wir möchten jeder zehn Pfennig hergeben, Zuckerwerk dafür zu kaufen, welches dann am Abend zum Gewinne beim Pochspiele dienen sollte, denn das Zuckerwerk, das wir Weihnachten bekommen, haben wir teils aufgegessen, teils verschenkt. Als ich nun „nein" sagte, bat sie ganz kläglich: „Lieber Herzens-Will, sei

doch nicht so geizig, das ist ja ein solch hübscher Spaß, und du kannst ja auch gewinnen heute abend.“ Als ich durchaus nicht wollte, ging sie ganz betrübt fort, denn sie ist gar nicht daran gewöhnt, daß ich „nein“ sage, aber diesmal mußte ich doch, so leid sie mir auch that.

Am Mittwoch hatten wir eine hübsche Überraschung. Unsere Vormittagsstunden waren zu Ende, und wir räumten soeben unsere Bücher fort, als Tante Susanne zur Thür hereinrief: „Könnt ihr raten, was für Besuch wir bekommen haben?“

„Tante Susanne, ist es ein Herr oder eine Dame?“ fragte Otto.

„Eine Dame und zwei Herren sind es, denn wenn ihr nichts dagegen habt, geht auch hier die Dame voran!“ erwiderte Tante.

Wir rieten alle unsere Tanten und Onkel und sämtliche Bekannten von Papa und Mama durch, allein Tante Susanne schüttelte beständig den Kopf. „Hört, gute Rater seid ihr gerade nicht, oder habt ihr so kurze Gedanken, daß euch jene drei, die drüben bei Mama schon sehnlichst auf euch warten, bereits aus der Erinnerung geschwunden sind?“ sagte sie. „Doch kommt nur jetzt und seht, ob ihr sie wirklich nicht mehr kennt!“ Damit ging sie uns voran hinüber in das Wohnzimmer. Ei, wer saß da und frühstückte? Pastors Karl, Georg und Julia.

„Tante, auf Pastors wäre ich nicht gekommen, weil du sagtest, es seien eine Dame und zwei Herren!“ meinte Otto, nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten.

„Nun, ich bitte mir aus, daß du solche Bezeichnung dankend anerkennst und dich als ganzer Herr benimmst, wenn wir nachmittags spazierengehen, denn unsere lieben jungen Gäste müssen doch etwas von der Stadt zu sehen bekommen!“ sagte Tante, und wir jubelten natürlich über solche Aussicht.

Der Herr Pastor war zur Synode nach der Stadt gekommen, und hatte die Knaben und Julia mitgebracht. Er wollte sie gegen Abend mit dem Wagen wieder nach Blendorf schicken, da er jedoch bis zum nächsten Tage in der Stadt bleiben mußte, so baten Papa, Mama und wir, daß er auch die Kinder so lange bei uns ließe, was er dann auch that.

Am Nachmittag ging Tante Susanne mit uns spazieren und kaufte für Julia, Karl und Georg, sowie für Sophie und die kleine Ina Geschenke. Während Tante mit Pastors und Otto und Marie in einen Laden eintrat, blieben Josephine und ich draußen vor dem Schaufenster stehen und besahen uns die hübschen Sachen in demselben. Da glitt nicht weit von uns eine arme, alte Frau im Schnee aus; sie trug einen großen Tragekorb mit kleingehauenem Holze auf dem Rücken, und das ganze Holz fiel aus dem Korbe her-

aus in den Schnee. Josephine sprang sogleich hinzu und half der Frau auf, und nachher lasen wir beide ihr das Holz zusammen und packten es ihr wieder in den Korb. Die Frau bedankte sich sehr bei uns, aber ich hatte doch den Dank eigentlich gar nicht verdient, denn wenn Josephine nicht zugesprungen wäre, würde ich die Frau vielleicht kaum gesehen haben. Ich achte immer so wenig auf das, was um mich her vorgeht. Mama und Tante nennen mich deshalb oft einen Träumer und ermahnen mich stets, die Augen offen zu halten. Ich will das dann wohl thun, aber ich vergesse es immer wieder. Otto ist darin ganz anders, der sieht und hört alles.

Gegen Abend kam noch Wolfgang zu uns, und spielten wir sehr hübsch zusammen. Zuletzt stellten wir nach Tantes Anleitung Schattenbilder. Zu diesen wird ein weißes Tuch ganz glatt in den Rahmen einer Thüre gehängt, welche zwei Zimmer verbindet; das Zimmer, in dem die Zuschauer sich befinden ist entweder dunkel oder nur wenig erhellt, während das andere ganz hell sein muß. Nun treten die darstellenden Personen dicht an das Tuch heran, aber so, daß sie gerade zwischen diesem und dem Lichte stehen, — und machen allerlei komische Bewegungen oder Verbeugungen, was von dem dunkelen Zimmer aus sehr spaßig aussieht, da ja nur die Schatten der Figuren auf dem Tuche

zu sehen sind. Karl und Otto stellten Müller und Schulze dar, mit Hüten, Schirm und Spazierstock. Wolfgang hatte den Kopf mit einem Tuche verbunden und zeigte Herrn Flohr, daß er Zahnschmerzen habe, worauf Herr Flohr mit einem Fernrohre den Zahn besah, sehr bedenklich den Kopf schüttelte und die Hände zusammenschlug. Sodann zog er ihm mit einer Ofenzange den Zahn heraus, dieser bestand aber aus einem großen knorrigen Stücke Holz, das an Wolfgangs Kopf so hervorgezogen wurde, daß es im Schattenbilde aussah, als würde es ihm aus dem Munde gezogen. Darauf präsentierte sich Karl als Schusterjunge, er war in Hemdärmeln, hatte eine Schürze vor und zwei Paar Stiefel in der Hand und trieb allerlei Allotria, machte lange Nasen, schoß Burzelbäume und steckte sich dann noch eine Cigarre an. Zuletzt erschienen Otto und Wolfgang als Damen verkleidet, mit Mänteln und Hüten und langen Kleidern. Sie begrüßten sich, schüttelten sich die Hände, umarmten sich, und thaten, als hätten sie sich große Neuigkeiten mitzuteilen. Zum Schlusse bot die eine der anderen aus einer großen Schnupftabaksdose eine Prise, worauf beide so drollig nieften, daß die Zuschauer gar nicht aus dem Lachen herauskamen.

Am anderen Tage fuhren wir Julia in unserem Schlitten spazieren, und am Nachmittag kam auch der

Herr Pastor. Zu Karls Geburtstag dürfen wir nach Blendorf fahren. Das waren zwei schöne Tage, aber nun kann ich nicht mehr schreiben, denn wir wollen mit Tante Susanne ein kleines Theaterstück mit verteilten Rollen lesen, das heißt: „Der Weihnachtsabend". Wir lesen jetzt öfters vor, denn Mama sagt, gut vorlesen können ist auch eine Kunst. Anfangs achtete ich dabei nur auf den Inhalt und las deshalb meist zu schnell oder zu langsam und ohne richtige Betonung; jetzt, meint Mama, lese ich schon besser. Josephine kann auch schon etwas deutsch lesen, sie lernt überhaupt ungeheuer schnell.

Wilhelm.

Neunundvierzigster Sonntag.

Josephine ist krank gewesen und hat von Montag bis Donnerstag im Bette liegen müssen, und der Doktor ist jeden Tag gekommen. Mama ging fast gar nicht von ihr fort, und in der einen Nacht hat Marianne bei ihr gewacht, weil sie so heftiges Fieber hatte. Josephine hat Mama sehr lieb, und als Mama sich einmal über sie beugte und ihr die Hand auf die Stirne legte, da schlang Josephine die Arme um Mamas Hals und rief: „Je vous chéris comme ma mère!“ Mama küßte Josephine und hatte dabei Thränen in den Augen; ich mußte auch weinen.

Am Mittwoch waren wir bei meiner Freundin Wanda eingeladen, aber ich sagte zu Mama, ich möchte nicht zu Wanda gehen, denn ich könnte doch nicht recht vergnügt sein, weil Josephine krank wäre, da erlaubte mir Mama, zu Hause zu bleiben.

Soeben kommt Otto und zeigt mir ein kleines Haus, das er aus Postkarten verfertigt hat. Es besteht aus acht Postkarten und hat Thür und Fenster und sogar einen Schornstein. Wenn man ein angezündetes Räucherkerzchen in das Haus stellt, so zieht der Rauch zum Schornsteine hinaus, und das sieht sehr drollig aus. Tante Susanne versteht auch so niedliche kleine Schlitten aus Postkarten auszuschneiden, ich habe das auch schon versucht, aber so richtig will es mir noch nicht gelingen. Schützenhüte, Taschen und kleine Kähne von Papier zu kniffen wird mir leichter. Mit solchen Spielsachen aus Papier erfreuen wir die Kinder von den Leuten hier in der Kellerwohnung. Die Leute sind sehr arm und haben acht Kinder, aber diese sehen stets ordentlich und sauber aus und grüßen immer so höflich. Wir haben ihnen schon öfters etwas geschenkt, und als neulich die Mutter der Kinder krank war, hat Mama für die ganze Familie Mittagessen geschickt.

Josephine und ich können jetzt schon ziemlich gut spinnen und sind in unseren Freistunden sehr fleißig dabei. Wenn wir unseren Sohn nicht hätten, könnten wir noch viel mehr zusammenspinnen, aber die kleinen Arbeiten, die wir zum Verkaufe anfertigen, nehmen so viel Zeit weg. Jetzt häkeln wir von starkem, bunten Garne, das wie Seide glänzt, kleine Untersätze zu Blumenschalen oder Vasen. Zwei sind schon fertig

und auch zwei gestrickte Staubtücher mit roten, gehäkelten Kanten. Mama sagt, wir müssen, soviel wir können, solche Arbeiten verfertigen, die mehr Mühe als Geld kosten, denn dann wird unser Gewinn größer.

Anfangs wollten wir von dem Garne, welches wir spinnen, Hemdenleinen für die Puppen weben lassen, aber dazu wird es wohl nicht fein genug, wir werden wohl Betttücher davon machen müssen. Mama will ein Stück Leinen weben lassen und der Weber soll, was wir spinnen, an einem Ende mitanweben; wenn es dann gebleicht ist, schneiden wir unser Stück Leinen ab und nähen die Betttücher. Das ist ein Spaß, wenn wir künftigen Sommer Leinen auf der Bleiche haben. Hübscher wäre es freilich, wenn wir ein Stück Leinen für uns allein hätten, aber das kommt auch wohl noch.

Wir bedürfen noch sehr viel für unseren Haushalt, Hemden für unsere Puppenkinder, Handtücher und Gedecke. Das Leinenzeug für das Haus, welches Papa für uns instandsetzen läßt im Frühling, will Mama uns schenken. Josephine freut sich so sehr auf das Haus, und als wir kürzlich spazierengingen, trat Mama mit uns bei einem Klempner ein und bestellte eine kleine Puddingform, einen Blechrand, eine Kuchenform, eine kleine Beefsteakspfanne, alles zu unserem Haushalte. Der Tischler soll einen Schrank anfertigen zum

Aufbewahren von Kolonialwaren und eingemachten Früchten, denn Einkochen sollen wir auch lernen, und darauf freuen wir uns unendlich. Eine Küchenwage kaufte Mama ebenfalls, uns fehlt aber nun noch sehr vieles, Töpfe und Schüsseln, Teller und Pfannen.

Tante Susanne hat uns sechs kleine Tellerchen geschenkt, zum Aufstellen in unserer künftigen Küche. Zwei ganz bunte, zwei rote und zwei blaue; die werden sich sehr hübsch ausnehmen. Vor einigen Tagen mußten wir ein Verzeichnis entwerfen von allem Hausgerät, welches wir bedürfen; wir bedachten uns sehr lange, denn das hatte Mama begehrt, und als wir unser Verzeichnis abgaben, fragte sie: „Habt ihr nichts vergessen?“ „Nein, Mama,“ sagte ich. „So sehe ich folglich, daß ihr die Kohlen mit den Fingern aus der Asche holen wollt,“ meinte Mama. Feuerzange und Schaufel, — daran hatten wir gar nicht gedacht! Zuletzt fiel mir noch etwas ein, und ich sagte: „Ja, Mama, das ist aber noch nicht alles, wir müssen eigentlich auch noch ein großes Kochbuch haben, denn wir können doch das deinige nicht immer leihen!“ Mama lachte und sagte nicht ja, nicht nein.

Der schöne Schneemann, den die Brüder verfertigt haben, und ihr Eispalast sind ganz zusammengeschmolzen, aber seit gestern hat es wieder gefroren, und Josephine und ich haben uns heute eine Rutschbahn im Hofe zu-

rechtgemacht, darauf gleiten wir wie die Vögel so schnell. Josephine kannte das noch gar nicht, denn in Paris friert es niemals so wie hier; es giebt dort auch nicht einmal in jedem Winter Schnee, deshalb ist ihr das Schlittenfahren ein noch ganz neues Vergnügen.

Gestern habe ich versucht, Schlittschuhe zu laufen, aber das ist gar nicht etwas so Leichtes. Otto hatte mir die Schlittschuhe angeschnallt und sagte: „So, nun stehe auf." Ja, das konnte ich aber nicht, denn sowie ich mich hinstellen wollte, rutschten meine Beine nach hinten fort, und hätten Wilhelm und Otto mich nicht gehalten, so wäre ich unter die Bank gefallen. Die Brüder nahmen mich nun in die Mitte, und ich sollte laufen, aber sowie ich nur einen Fuß etwas in die Höhe hob, glitt der andere, auf den ich mich doch stützen sollte, sogleich wer weiß wohin, und ich lag wieder auf der Nase. Dabei rissen Otto und Wilhelm, um mich zu halten, so an meinen Armen, daß sie mir ordentlich weh thaten. Es war gar nicht hübsch, und Mama sagte als ich es ihr klagte, ich solle mit dem Erlernen warten bis zum nächsten Jahre. Das möchte ich aber doch nicht gern thun, denn meine Freundinnen können alle schon schlittschuhlaufen; Josephine will es auch lernen; sie stellte sich viel geschickter dabei an, als ich, aber ich glaube, die Brüder haben sie auch nicht so gerissen.

Wenn wieder Schneebahn wird, wollen die Brüder ihre Freunde im Schlitten fahren, und Josephine und ich gönnen es denen zwar gern, aber wir möchten auch gern mit. Vielleicht kommt auch gar kein Schnee wieder, und das wäre recht schade. Die Esel haben jetzt gute Tage im Stalle und werden gewiß so träge, daß sie nachher gar nicht laufen mögen. Wir haben ihnen Rosetten von blauem Bande gemacht und Stirnbänder genäht, zu ihrem Geschirre, das sieht sehr hübsch aus.

Heute abend ist Gesellschaft hier, und es wird Eis und Kuchen geben; wir sind aber lange zu Bette, wenn das Eis kommt, das ist recht schade! Aber Kuchen will Mama für uns aufheben lassen.

Marie.

Fünfzigster Sonntag.

Der Schnee, von dem Liliput träumte, ist nicht gekommen, aber wir sind **Montag** auf dem Eise noch gewesen. Es hielt vollkommen, und die Fläche war eben und blank wie ein Spiegel; lange aber wird die Freude nicht mehr dauern. Nun, dann kommt anderes, und wenn das Eis schmilzt, und die Lerche kommt, und später der Storch, dann — o, wir freuen uns jetzt schon auf das Land und auf unseren Garten! Wenn wir dann hinausgehen, nehmen wir noch von hier allerlei Gebüsch und Blumen mit, die wir hier bei dem Kunstgärtner kaufen wollen. Wilhelm hat schon ein Verzeichnis von allem aufgesetzt, was uns noch fehlt.

Dienstag waren wir abermals auf dem Eise; Herr Flohr sagt, schlittschuhlaufen mache gewandt, und uns macht es das größte Vergnügen. Er läuft auch mit und kann allerlei Buchstaben im Laufen in das Eis

schneiden, wunderhübsch! Das kann ich nun noch nicht, aber ich bin schon zufrieden, daß ich mich so schnell an meine Weihnachtsschlittschuhe gewöhnt habe; ich hatte mir nämlich ein Paar englische, zum Anschrauben, gewünscht, ich finde die mit den Riemen zu häßlich. Papa hatte damals gesagt: „Otto, sei vernünftig, nimm ein Paar andere, diese Halifax-Schlittschuhe sind nur für ganz geübte, sichere Läufer," aber ich war dabei geblieben und hatte sie auch bekommen. Beim ersten Mal laufen merkte ich, daß Papa recht gehabt hatte, ich mußte mich furchtbar anstrengen, um nicht zu fallen, und ich war des Abends todmüde, wenn ich nach Hause kam. Einmal wollte ich Papa mein Leid klagen, der hatte aber gar kein Mitleid mit seinem armen Sohne, und so schwieg ich und quälte mich weiter; jetzt geht es schon ganz gut.

Abends spielen wir jetzt oft ein Spiel, welches sehr lustig ist und auch lehrreich. Einer hat ein reines Tuch, welches er dem anderen zuwirft, indem er dabei die erste Silbe eines Wortes sagt, und der das Tuch bekommt, muß schnell eine Silbe zusetzen, so daß ein ganzes Wort daraus entsteht; so geht das Tuch fort, von einem zum anderen. Giebt man einer und derselben Person immer dieselbe Silbe, so entsteht schließlich Verlegenheit daraus, und wer sich besinnt, oder nach einer Endung sucht, muß ein Pfand geben. Mir riefen

sie immer „Bel“ zu, ich sagte zuerst „le“ und „te“ und ferner „lerfeld“ und „gewebe,“ aber zuletzt wurde ich ganz konfus und mußte Pfänder geben. Eins mußte ich dadurch auslösen, daß ich eine Ballade hersagte; ich wählte den Taucher von Schiller. Tante Susanne hing mir dazu ein Tuch als Mantel um, ich mußte meine Hände auf den Rücken halten, und sie steckte die ihrigen zwischen meinen Armen durch und gestikulierte zu meinem Vortrage, anfangs so, daß alle Zuhörer unaufhörlich lachten, aber endlich sagte Mama: „Nein, damit verdirbst du den Geschmack der Kinder, zeige ihnen lieber, wie sie es ordentlich machen müssen.“

Sowie Tante ordentlich und ernsthaft gestikulierte, bekam auch ich mehr Lust, gut zu deklamieren, und am Ende riefen alle: „Bravo, bravo!“ und klatschten. Tante Susanne sagte: „Darauf bilde dir nur nichts ein, Junge, denn das verdankst du alles mir.“ Ich lachte und erwiderte: „Alles doch wohl nicht, Tante.“ Sie drohte mir und sagte: „Gut, nächstens werde ich dich stecken lassen, und da wirst du sehen, wie sie dich auspfeifen werden!“

Mittwoch. Herr Flohr besuchte einen ihm befreundeten Lehrer, der eine Sammlung ausgestopfter Vögel besitzt, und nahm uns mit. Es war noch früh am Tage, als wir kamen, und der Herr frühstückte gerade. Während er mit uns sprach, bemerkte ich, daß

sich auf dem Theebrette auf dem Tische etwas regte, und als ich genauer hinsah, gewahrte ich, daß es eine Schlange war. Das Tier hat der Herr, der Naturforscher ist, selbst eingefangen und bewahrt es gewöhnlich in einem großen Glase. Er hatte anfangs zwei, welchen er Freiheit gab, in seinen Zimmern umherzukriechen, wie und wo sie wollten; eine der Schlangen aber entschlüpfte durch das offene Fenster, und seitdem hütet er die andere besser. Ich fürchte mich nicht vor Schlangen, aber das weiß ich wohl, mein Butterbrot würde mir nicht schmecken, wenn eine Schlange dicht vor mir läge.

Die Vögel sind allerliebst aufgestellt und machten uns große Freude; mir gefielen die Wasservögel am besten. Ein Austernfresser war dabei, weiß und schwarz, mit hochrotem Schnabel, der sehr lang und spitz ist, und mit dem er die Austern öffnet. Das eigentliche Gewürm verursachte mir nicht viel Freude, daran hatte Wilhelm mehr Spaß. Wir erhielten die Erlaubnis, am nächsten Sonntag wiederzukommen, um alles gründlicher besehen zu können.

Donnerstag. Herr Flohr ging die Naturgeschichte der Vögel mit uns durch, die wir am Tage zuvor gesehen. Der Herr hat einen Teil der in Europa einheimischen Vögel selbst geschossen. Er war auch mit einer Gesellschaft Engländer, welche ihre eigene Jacht

hatten, in Norwegen und schoß dort viele Vögel, jedoch nicht andere, als er gebrauchen und ausstopfen konnte. Die Engländer aber schossen alles tot, was ihnen an Vögeln und kleinen Tieren vorkam, so daß es ein ordentliches Morden war und jenen ganz empörte, da es völlig nutzlos war, und die Tiere weggeworfen wurden. Er selbst hat dort viele kleine Wiesel geschossen und sich von den kleinen Fellen einen Pelz anfertigen lassen. Herr Flohr sagt: „Das ist eine warme Erinnerung an Norwegen."

Freitag. Herr Flohr ging mit uns in eine Buchhandlung und während dieser seine Einkäufe besorgte, besahen wir uns die Kupferstiche und Bilder dort. Herr Flohr erklärte uns vieles, und da er selbst zeichnet und malt, konnte er uns auf vieles Schöne aufmerksam machen. Die Bilder von Generalen und die Schlachtstücke gefielen mir am besten; Wilhelm hatte mehr Freude an den Landschaften. Es waren auch sonst noch hübsche Sachen dort, ausgeschlagene Blätter, von denen nur das innere Gewebe zurückgeblieben ist, und auf welches Heiligenbilder geklebt sind oder Vögel, ordentlich mit Federn, und kleine, hübsche Kränze von Rosen und Vergißmeinnicht. Davon kaufte ich zwei für Marie und für Josephine; Wilhelm konnte sich den Spaß nicht machen, weil er jetzt sparen will. Ich sagte, wir könnten die Kränze ja zusammen den

beiden schenken, aber das wollte er nicht. Auch hübsche bunte Bilderoblaten waren da, alle die bekannten Märchen: Aschenbrödel, Schneewittchen, und vorzüglich niedlich war das kleine Rotkäppchen. Herr Flohr kaufte es für Marie, denn die hat sich von diesen größeren Oblaten ein Album gemacht, Josephine hat ihr geholfen, und nun haben sie die Bilder so sauber ausgeschnitten und eingeklebt, daß das Ganze wirklich niedlich aussieht. Die kleineren Oblaten braucht Marie zu ihren Löschblättern, und das sieht auch hübsch aus, das heißt, nur für kleine Mädchen, wir großen Knaben können doch solche Spielerei nicht mehr in unseren Büchern haben!

Sonnabend. Wilhelm und ich haben Sonnabends immer ganz besonders viel zu thun, weil Herr Flohr dann eine allgemeine Übersicht über alles hält, was in der Woche vorgekommen ist. — Abends liefen wir dann noch ein paarmal durch die Straßen, um Bewegung zu haben, und sahen an einem Schaufenster eine echt japanische Briefmarke, die ich gern für unser Album gekauft hätte, aber Wilhelm wollte kein Geld dazu herausrücken, und so unterblieb der Kauf. — Später spielten wir Poch um Pfeffernüsse, die Tante Susanne hergab.

Otto.

Einundfünfzigster Sonntag.

In dieser Woche ist nicht viel Besonderes vorgefallen. Wir haben fleißig gelernt und unsere Aufgaben ausgearbeitet, des Mittags einige Stunden im Freien zugebracht, wenn das Wetter es nur irgend erlaubte, und des Abends gelesen oder unser neues Spiel gespielt.

Am Montag schickte Großmama nämlich eine Kiste, und darin fand sich auch für uns wieder etwas vor, und zwar ein hübsches Spiel, nebst einer ganzen Schachtel „Spielmarken." Diese waren aber etwa nicht gewöhnliche Spielmarken aus blankem Blech, sondern Schokoladenplätzchen, und wurde beides sogleich am Abend probiert. Gegen Abend kamen Friedrich und Gustav mit heran, sie hatten nur ein geliehenes Buch zurückbringen wollen, aber Mama ließ durch August ihre Eltern fragen, ob sie bei uns bleiben dürften, wozu sie dann auch die Erlaubnis erhielten.

Wir waren sehr vergnügt zusammen; nachdem sie gegangen waren, blieb Mama noch ein Weilchen bei uns, und wir sprachen noch von dem hübschen Abend, und Mama sagte: „Je öfter ich die beiden Knaben sehe und beobachte, desto mehr gefallen sie mir. Es sind gutherzige, wohlerzogene Kinder, und ich wünschte sehr, daß ihr euch innig miteinander befreundet. Freundschaften, in euerem Alter geschlossen, dauern oft für das ganze Leben, und wenn ihr auch jetzt noch nicht verstehen könnt, welchen Wert es hat, einen treuen Freund zu besitzen, so werdet ihr es doch später einsehen und mir dankbar sein, daß ich euch früh schon darauf aufmerksam gemacht habe. Ich will euch ein Beispiel treuer Freundschaft erzählen, deren Zeugin ich noch selbst gewesen bin.

Im Hause euerer Urgroßeltern, in Danzig, wohnten zwei Knaben in gleichem Alter; der eine, Fritz mit Namen, war der Sohn eines Kaufmanns und wohnte im Vorderhause, der andere hieß Hans, er war der Sohn eines kleinen Beamten und wohnte auf dem Hofe. Die beiden Kinder spielten im Hofe und im Garten immer miteinander und wurden bald nur noch die kleinen Inséparables genannt. Alle die kleinen Kinderleiden und Freuden erlebten sie zusammen, sie freuten sich zusammen über die ersten langen Höschen mit Taschen und noch mehr über die ersten ordentlichen

Menschenstiefel; sie weinten zusammen die bittersten Thränen, als sie beim eifrigen Spiele den Schwanz des lieben Hottepferdchens in der Hand behielten und konnten sich gar nicht trösten, als der Ball über den Zaun flog und auf Nimmerwiedersehen verloren war. Bald gab es für die Knaben keine härtere Strafe mehr, als wenn die beiderseitigen Eltern sagten: „Heute darfst du nicht mit deinem Freunde spielen.“ Dann saßen die Kleinen wenigstens jeder an seinem Fenster und unterhielten sich aus der Entfernung.

Fritz und Hans besuchten auch später eine und dieselbe Schule, denn wenn auch Hansens Vater sich deshalb viele Entbehrungen auferlegen mußte, so machte er es doch möglich, das hohe Schulgeld zu bezahlen. Fritz lernte sehr leicht, hatte aber keine Ausdauer; er war stets mit seinen Arbeiten fertig und hatte morgen vergessen, was er heute gelernt. Hans lernte etwas schwerer, aber was er einmal gelernt hatte, das wußte er auch sicher, und er war unermüdlich fleißig bei seinen Arbeiten.

Oft, wenn die beiden zusammen arbeiteten, klappte Fritz schon nach einer Viertelstunde sein Buch zu, sprang auf und rief: „Heißa, mein Aufsatz ist fertig!“ „Das ist gar nicht möglich,“ sagte Hans, „zeig' einmal her,“ und wenn er das Geschriebene dann durchgelesen hatte, sagte er nur lächelnd: „Ja, das ist der Anfang, und

der ist gar nicht schlecht, aber wo hast du denn die Mitte und das Ende?“

„Ja,“ stotterte Fritz dann gewöhnlich, „ich weiß nichts mehr, ich muß auch jetzt aufhören, denn ich glaube, Papa hat mich gerufen, und ich muß auch noch meinen Kaninchen Futter geben. Aber weißt du was, Hans, ich werde morgen eine Stunde früher aufstehen, bis dahin fällt mir gewiß noch eine Menge ein, und dann soll mein Aufsatz brillant werden.“ Aber mit dem Aufstehen am anderen Morgen wurde es dann auch nichts, und die Arbeit blieb so unvollkommen, wie sie eben war. Hans dagegen arbeitete mit großem Fleiße und machte bedeutende Fortschritte.

Da starb plötzlich nach kurzer Krankheit sein Vater; die Mutter hatte er schon früher verloren, und so stand Hans nun völlig verwaist und mittellos da und mußte nur daran denken, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Zu dem Zwecke aber mußte er seine Studien aufgeben und ein Handwerk erlernen, was ihm sehr schwer wurde. — Nun aber trat Fritz für seinen Freund auf und bat seinen Vater so lange, bis dieser einwilligte, Hans zu sich ins Haus zu nehmen und ihn auf seine Kosten studieren zu lassen. Zusammen bezogen die beiden nun die Universität, und hier war es wieder Hans, der den leichtsinnigen Fritz von manchem tollen Streiche zurückhielt, aber immer wollte es ihm doch nicht gelingen.

Einst war Fritz eine ganz unsinnige Wette eingegangen, er wollte eine außergewöhnlich lange Zeit im Wasser zubringen, und vergebens waren Hansens Bitten gewesen, ihn davon zurückzuhalten.

Als die Wette zur Ausführung kam, ging Hans natürlich mit; er bot noch einmal seine ganze Überredungskunst auf und stellte Fritz das Sündhafte seines Vorhabens vor, so leichtsinnig Leben und Gesundheit auf das Spiel zu setzen, aber umsonst. Fritz warf schnell seine Kleider ab und rief ihm lachend zu: „Mein lieber Vernunftskasten, sieh doch nicht immer Gespenster, wo keine zu sehen sind," und sprang in das Wasser.

Im Anfang ging auch alles gut, dann aber sah Hans mit Entsetzen, daß des Freundes Kräfte immer mehr und mehr nachließen, und seine Bewegungen immer schwächer wurden. Schnell sprang er in einen bereitgehaltenen Kahn und eilte ihm zu Hilfe, aber er kam zu spät; vor seinen Augen sank sein Freund in die Tiefe. Bald kam er zwar wieder in die Höhe, jedoch Hans konnte ihn noch nicht erreichen, und sah ihn zum zweitenmal sinken. „Fritz, Fritz," rief er mit herzzerreißender Stimme, „noch einen Augenblick nimm deine Kraft zusammen, sogleich bin ich bei dir!" Aber umsonst, Fritz sank immer mehr, nur eine Hand war noch von ihm zu sehen, da — im letzten Augenblicke gelang es Hans, mit eigener Lebensgefahr, ihn zu er-

fassen und zu sich in das Boot zu ziehen; allein in welchem Zustande! Bewußtlos wurde er in seine Wohnung getragen, und wochenlang lag er todkrank.

Als er endlich wieder zur Besinnung kam und seinen Freund erkannte, wollte er ihm danken, der aber wehrte ihn lächelnd ab und sagte: „Hübsch still gelegen, Freundchen, ich will dir allenfalls erlauben, mich anzusehen, wenn du dazu Lust hast, aber am gescheitesten wäre es, du machtest die Augen wieder zu und schliefest weiter; die Schelte, die du dir verdient hast, hebe ich dir auf, bis du wieder gesund bist!" So verscheuchte er mit einem Scherzworte die Rührung, die seinem Freunde schädlich werden konnte.

Bald nachdem sie ihre Studien beendet hatten, bot sich für Hans Gelegenheit, sich eine Existenz zu gründen, aber es fehlten ihm die Mittel zum Anfange; da sorgte wieder Fritz, dessen Dankbarkeit keine Grenzen kannte, in großmütigster Weise für ihn und versorgte ihn mit allem Nötigen. Als aber nach einigen Jahren Fritzens Vater starb und ihm ein bedeutendes Vermögen und ein großes Fabrikgeschäft hinterließ, und es sich nun bald herausstellte, daß Fritz den großen Ansprüchen, die jetzt an ihn gemacht wurden, nicht genügen konnte, als es statt vorwärts mit ihm rückwärts ging, da war es wieder Hans, der mit Rat und That ihm zur Seite stand, und der mit seinem praktischen Sinne und seinen

bedeutenden Kenntnissen auch bald alles wieder zum Guten lenkte.

Da bat Fritz: „Hans, bleibe bei mir, du siehst, ich bin ohne dich ein hilfloser Mensch!“ Und Hans willigte ein; er gab seine eigene Selbständigkeit wieder auf und zog zu seinem Freunde. Von jetzt an waren sie im vollsten Sinne des Wortes unzertrennlich, sie wohnten mit ihren Familien in einem Hause und trugen zusammen Freud' und Leid. Die Freundschaft der Väter übertrug sich auch auf die Kinder, die noch heute im herzlichsten Einvernehmen miteinander verkehren.

Ich selbst,“ sagte Mama, „erinnere mich noch sehr deutlich der beiden alten Herren, wie sie alle Nachmittage mit dem Glockenschlage fünf aus ihrem Hause traten und dann einen gemeinsamen Spaziergang unternahmen. Ebenso pünktlich kehrten sie am Abend wieder zurück, um dann mit ihren Familien zusammen zu sein. Selbst der Tod trennte sie nicht auf lange Zeit, denn sie starben kurz nacheinander.“ —

Weiter hätte ich nichts über meine Woche zu berichten, wenn uns nicht noch ein kleines Abenteuer zugestoßen wäre. Eines Tages nämlich, wo es stark geschneiet hatte, wurde ich mit Otto gegen Abend von Mama fortgeschickt, um eine Bestellung auszurichten. Da hörten wir plötzlich ein heftiges Weinen und sahen,

wie ein großer Junge einen viel kleineren immer neckte und ihm ganze Hände voll Schnee in das Gesicht warf, so daß er die Augen nicht mehr aufmachen konnte. Ich sagte dem großen Bengel, er solle mit dem dummen Spaße aufhören. Da lachte er mich aus und begrüßte auch mich mit einer Hand voll Schnee, daß mir beinahe die Mütze vom Kopfe fiel. Aber nun nicht faul, hatten Otto und ich im Umsehen jeder ein halbes Dutzend tüchtiger Schneebälle fertig und bombardierten wacker auf unseren Feind los. Der merkte denn auch bald, daß mit uns nicht zu spaßen sei und riß schleunigst aus. Der kleine Junge war unterdessen nach Hause gegangen.

Als wir diese Geschichte zu Hause erzählten, lachte Tante Susanne und sagte, wir wären ein Paar tapfere Kerlchen, und sie würde uns in Zukunft nur Cäsar und Alexander nennen. Das wollen wir aber gar nicht haben, denn im Grunde war es mit unserer Tapferkeit nicht weit her, da wir doch zwei gegen einen waren. Tante meinte aber, wer sich des unrecht Unterdrückten annehme, dem gebühre unter allen Umständen Lob und Ehre.

Wilhelm.

Zweiundfünfzigster Sonntag.

Eigentlich ist das Maries Sonntag, weil es aber der letzte in diesem Tagebuche ist, und ich doch das Buch zu meinem Geburtstage bekommen habe, sagte ich zu Marie, daß ich gern noch einmal darin schreiben möchte. Sie fand das auch ganz in der Ordnung und erwiderte nur: „Aber dann darf ich das neue Tagebuch beginnen, nicht wahr?“

Ich habe mir nämlich wieder ein solches zu meinem Geburtstage gewünscht, denn es ist doch sehr hübsch, so alle seine Erlebnisse niederzuschreiben. Ob ich wohl eins bekommen werde? — Papa meinte kürzlich, Kindern dürfe nicht jeder Wunsch erfüllt werden, aber ich glaube, er sagte das mehr in Beziehung auf den Puppenschlitten, den Marie sich so sehr wünschte. Sie hatte diesen in einem Schaufenster stehen sehen, und sprach zu Hause fortwährend davon und bat Mama, daß sie sich ihn

von dem Thaler kaufen dürfte, welchen Großmama ihr geschenkt hatte. Aber Mama erlaubte ihr das nicht und sagte: „Meine Marie wird im Leben noch manches Schöne sehen und es sich wünschen, deshalb ist es sehr gut, wenn sie sich zeitig darein findet, nicht alles, was ihr gefällt, haben zu können!“

Marie hörte ein bißchen sehr niedergeschlagen zu, und da sagte Mama zu ihr: „Sieh einmal, Marie, dein Bruder hätte sich neulich sehr gern das große Kriegspanorama angesehen, aber er that es nicht, weil er sein Taschengeld von jener Woche zu einem guten Zwecke hergeben wollte.“

„Wozu denn, Mamachen?“ fragte Marie, und als Mama ihr erzählte, wer es bekommen sollte, da bat sie: „Liebe Mama, bitte, bringe der armen Frau und den armen Kindern doch auch meinen Thaler von Großmama, denn jetzt möchte ich mir ganz gewiß keinen Schlitten mehr kaufen!“

Das war doch hübsch von unserem Miezchen. Ich erzählte es Herrn Flohr und Otto, aber ich sagte nicht, daß ich auch etwas für die arme Frau gegeben hatte, und da meinte Herr Flohr: „Versucht ihr doch einmal, euerer Schwester einen solchen kleinen Stuhlschlitten anzufertigen!“ Hierzu waren wir natürlich sogleich bereit, aber Herr Flohr schickte uns erst zu Mama, um zu fragen, ob sie es auch erlaubte, und als Mama „ja“

sagte, ging er noch an demselben Nachmittag mit uns zu dem Tischler, das Holz zu kaufen. Auf dem Wege dorthin sahen wir uns den Schlitten in dem Schaufenster nochmals an, und zu Hause entwarf Herr Flohr uns eine Zeichnung davon. Sodann zeichnete er selbst uns die einzelnen Teile des Schlittens auf das Holz und half uns nachher auch bei dem Aussägen, weil wir zu viel Sägen zerbrachen. Bis auf das Anstreichen mit braunem Lack ist der Schlitten jetzt fertig; Marie und Josephine haben ihn aber noch nicht zu sehen bekommen, was werden sie zu ihm sagen!

Am Dienstag hatte Papa in Blumenthal zu thun, und Otto und ich durften ihn begleiten. Während Papa mit dem Herrn Inspektor und mit dem Förster sprach und hinaus nach dem Vorwerke fuhr, suchten wir Christian und Jochens auf. Herr Baus ist jetzt mit unserem Pflegesohne ganz zufrieden; als er indes bald nach Weihnachten einmal schrieb, daß Christian nicht recht fleißig und folgsam sei, da verdroß mich das sehr, und ich konnte mir recht gut vorstellen, wie betrübt Eltern sein müssen, deren Kinder nicht lernen und folgen wollen.

Auch den Tieren und den Treibhäusern statteten wir einen Besuch ab und speisten dann zu Mittag. Der Inspektor und der Förster aßen mit uns, und Frau Hermann hatte ein sehr feines Diner bereitet; der Pudding mit Weinsauce war so ausgezeichnet, daß Otto und ich

zwei ordentliche Portionen davon aßen, denn wir mußten Frau Hermann doch zeigen, daß er uns schmeckte. — Die Herren sprachen ihm weniger zu, weil sie wohl süße Speisen nicht so lieben.

Beim Einsteigen in den Wagen gab Papa Befehl, über Blendorf zu fahren, wo wir noch einen sehr vergnügten Nachmittag bei Pastors verlebten. Es that uns nur leid, daß Marie und Josephine nicht dabei waren, aber Marie hatte am Tage zuvor Halsschmerzen gehabt und da durfte sie bei dem scharfen Winde nicht hinaus.

Tante Susanne war am Sonntag und Montag in Insterburg bei ihrer Freundin gewesen, und hat uns wieder ein neues Spiel mitgebracht, ein Halmaspiel. Sie ist doch eine zu liebe Tante, aber wir sind neulich ihr gegenüber recht unaufmerksame Neffen gewesen.

Es war am Mittwoch nachmittag, als sie uns bat, ihr aus einem Tapisseriegeschäfte in der Wallstraße Seide zu ihrer Stickerei zu holen. Wir gingen auch sofort, jedoch unterwegs begegneten wir Wolfgang, der uns gerade besuchen wollte. Er erzählte uns, daß der Vater von Gustav und Friedrich Oberst geworden ist, und während wir noch mit einander hiervon sprachen, fuhr ein Wagen an uns vorüber, in welchem ein Offizier und zwei Chinesen saßen. Zwei andere Wagen mit Offizieren und Chinesen folgten, und über das alles vergaßen wir gänzlich

Tantes Seide und kehrten mit Wolfgang ohne dieselbe nach Hause zurück. Hier fanden wir im Hausflure ein kleines gelbes Hündchen, das sich verlaufen hatte und wahrscheinlich schon tagelang umhergeirrt war, denn es war so kraftlos, daß es kaum noch stehen konnte. Wir holten ihm Brot und Milch und erbaten uns von der Köchin auch noch ein Stückchen Fleisch für das arme Tierchen, welches das alles mit Heißhunger verzehrte. Wir gaben dann das Hündchen bei den Leuten im Hofe in Obhut, weil Puck und Männe es so ankurrten, daß wir fürchteten, sie möchten es schließlich noch beißen. An Tante Susannes Auftrag dachten wir aber nicht ein einziges Mal wieder, und erinnerten uns desselben erst, als Tante während des Abendessens fragte: „Sagt einmal, meine Herren Neffen, die Seidenraupe hat wohl die Seide zu meiner Stickerei noch nicht fertig gesponnen?“ Da bekamen wir einen ordentlichen Schreck und schämten uns nicht wenig unserer Vergeßlichkeit. Papa befahl uns, sofort vom Tische aufzustehen und Tantes Auftrag auszuführen, was wir natürlich auch thaten. Bei unserer Rückkehr fanden wir den Tisch bereits abgeräumt, und wir erhielten weder ein neues Butterbrot noch ein Stück von dem Linzer Kuchen, den es zum Nachtische gegeben hatte. Letzteres that uns besonders leid, aber doch nicht so, wie unsere Nachlässigkeit gegen Tante Susanne uns schmerzte.

Der Hund war am nächsten Tage wieder ganz munter; wir brachten ihm selbst das Futter, und Papa ließ der Polizei melden, daß er sich bei uns eingefunden habe. Es währte auch nicht lange, so kam eine Dame und holte ihn; sie schenkte den Leuten einen Thaler, welchen dieselben durchaus an uns geben wollten, denn sie meinten, daß uns ja doch der Finderlohn gebühre. Wir sagten ihnen, sie sollten für den Thaler den Kindern etwas kaufen, was sie wohl auch gethan haben, denn die beiden ältesten Jungen hatten gestern ganz neue Halstücher um.

Am Freitag war Mamas Geburtstag, aber der darf nie gefeiert werden, weil an dem Tage, vor zehn Jahren, die liebe Großmama, Papas Mutter, ganz unerwartet starb. Deshalb hat Mama uns gebeten, den Tag mit keiner Festlichkeit und keinen Geschenken zu begehen, sondern ihn zu betrachten wie jeden anderen Tag. Glück wünschen wir ihr aber doch, und das nimmt sie immer sehr freundlich und liebevoll auf. Mama sagt: „Zu Geschenken und kleinen Späßen gehört ein fröhliches Herz, und das habe ich an dem Tage nicht, obwohl stets ein dankbares gegen Gott und Menschen.“ Mama sorgt überhaupt lieber für andere als für sich, aber Tante meint, gerade darum haben alle Menschen Mama so lieb.

An Mamas Geburtstag hatte Tante Susanne uns zum zweiten Frühstücke auf ihr Zimmer geladen, und

wir bekamen Schokolade, die Tante selbst auf Spiritus kochte; das amüsierte uns ganz prächtig! Mama kam auch, und Tante sagte: „Nun, das siehst du wohl, daß hier kein Fest gefeiert wird, denn es geht alles höchst einfach zu, und die Wirtin kocht selbst.“ Wir waren sehr lustig, Tante Susanne hatte ganz wunderhübsch für alles gesorgt; sogar einen Kuchen hatte sie heimlich mit der Köchin dazu gebacken, und einen Kranz von Hyazinthen und Chrysanthemumblüten darum gelegt.

Auch auf dem Mittagstische standen ein Blumenstrauß und eine sehr schöne, mit eingemachten Früchten verzierte Torte. Als Papa uns ebenfalls Wein eingoß, schlug Otto mit seinem Messer an sein Glas und sprach:

„Woran wir wohl zuerst gedacht,
Als wir heut' morgen sind erwacht? —
Ei nun, daß unsre Herzmama
Geburtstagskind ist heute ja!
Und deshalb haben im Gebet
Wir innig auch Gott angefleht,
Daß Er mit ihr bleib' immerdar
Auch in dem neuen Lebensjahr,
Ihr Gutes, Segen, Heil und Glück
Mög' schenken jeden Augenblick,
Vor Leid sie treu bewahre und
Sie uns erhalte stets gesund!

Und weiter baten wir Ihn noch,
Daß Er uns helfen wolle doch,
Allzeit recht gut und brav zu sein
Und immer nur sie zu erfreu'n.
Ja, das zu woll'n geloben wir
Mit Hand und Mund Dir heute hier, —
Laß unser Angebind' es sein,
Das wir Dir, liebe Mama weih'n,
Und dessen eingedenk sein wir
Gewißlich werden für und für!"

Das Gedicht haben Otto und ich ganz allein gemacht. Zuerst wollte es uns gar nicht gelingen, denn wir konnten immer nicht die richtigen Reime finden, und dann hatte Otto auch in seinen Strophen meist zu viel oder zu wenig Silben. Nachher zählten wir die Silben an unseren Fingern ab, und da ging es besser.

Ich glaube, Mama hat sich sehr über unseren poetischen Glückwunsch gefreut, denn sie umarmte und küßte uns. Nachdem wir alle auf ihre Gesundheit angestoßen hatten, erhob Papa sein Glas noch einmal und sagte: „Nun, auf das Wohl unserer Dichter, und auf daß das Wahrheit werden möge, was sie ihrer Mutter gelobt haben!"

Tante Susanne nennt uns seit Freitag beständig „kühne Pegasusreiter." Sie meinte vorhin, ich hätte mit dem Gedichte unser Tagebuch schließen sollen, denn ein Gedicht wäre ein sehr passender Schluß für dieses

gewesen. Ja, das ist wahr, aber nun habe ich es doch schon geschrieben und möchte das Blatt nicht gern wiederherausnehmen. Otto ratet mir, als Schluß auf lateinisch zu schreiben: „Fortsetzung folgt," denn danach würde Papa sich gewiß um so eher erbitten lassen, uns ein neues Tagebuch zu schenken. Wir wissen nur beide nicht recht, wie „Fortsetzung folgt," zu übersetzen ist, Otto ist deshalb zu Herrn Flohr gegangen, um den zu fragen.

Nach Cicero heißt es:

„Reliqua deinceps persequemur."

Möchte das recht bald wahr werden!

Wilhelm.

Druck von C. Pormetter, Magdeburg.

Fortsetzungen der „52 Sonntage“:

Tagebuch dreier Kinder.

Von A. Stein.

Neu bearbeitet von **Ottilie Schwahn.**

Mit Bildern von W. Claudius in Farbendruck.

(Zweiter Teil der „52 Sonntage“.)

Preis Mark 3.—.

1895 erscheint:

Mariens Tagebuch.

Von A. Stein.

Neu bearbeitet von **Ottilie Schwahn.**

Mit Bildern von W. Claudius in Farbendruck.

(Dritter Teil der „52 Sonntage“.)

Preis Mark 3.—.

Schwahn, Ottilie, Emmy und Hannchen. Eine Erzählung für kleine Mädchen. Mit 4 Farbendruckbildern von W. Claudius. Kart. . . . . *M.* 4.—

In unterhaltendste Form kleidet die Verfasserin gute Lehren, dabei merkt man ihr an, wie sie die Kinder liebt, sich hineingelebt hat in kindliches Denken und Empfinden, sie weiß die Kinderherzen zu warmem Mitgefühl anzuregen und dann wieder durch den gesundesten Humor zu erheitern. Mit Recht kann man von der Verfasserin behaupten, daß sie wie die verstorbene A. Stein, deren Schriften seit vielen Jahrzehnten mit gleichem Interesse gelesen werden, zu den besten Jugendschriftstellerinnen zu zählen ist, was sie geschrieben, verfolgt im edelsten Sinne die Erziehung der Jugend.

Hirschmann, Julie, Plauderstündchen. Erzählungen für Kinder von 7—9 Jahren. Mit 6 Bildern in Farbendruck von Fanny Bürkner. Kart. . . . . *M.* 4.50

In der That, köstliche Plauderstündchen werden es sein, welche die kleinen Leser mit den Helden und Heldinnen dieses Buches halten, die sich ihnen bereits auf den sechs schönen Bildern so anmutig präsentieren. — Sämtliche Geschichten beweisen, daß die Verfasserin mit vollstem Rechte einen hervorragenden Platz unter unseren Jugendschriftstellerinnen einnimmt.

Tante Friederike, Neues Puppenkochbuch. Kart. . . . *M.* —.75

Nicht ganz mit Recht heißt das Büchlein Puppenkochbuch, es müßte betitelt sein „Neues Kinderkochbuch"; denn die Verfasserin giebt den Kindern die Unterweisung, spielend wirklich kochen zu lernen, und welchem kleinen Mädchen bringt es nicht die höchste Freude, wenn die Mutter das Kochen erlaubt und die Zuthaten dazu giebt.

Das Büchlein enthält nur erprobte Recepte, die aber möglichst einfach gewählt sind, damit die Gerichte von den Kleinen auch gekocht werden können. Das selbstbereitete Mahl zu verzehren ist dann ein Hauptspaß.

Koch, Rosalie, Rübezahl. Neue Sammlung der schönsten Sagen und Märchen von dem Berggeiste im Riesengebirge. Mit Illustrationen in Farbendruck und in Holzschnitt nach Aquarellen von Prof. P. Mohn. Kart. *M.* 4.50

Solange es deutsche Sagen und Märchen giebt, wird auch Rübezahl, der Schutzgeist des Riesengebirges, nicht aufhören, eine Rolle darin zu spielen. Das vorstehende Buch, vor bald 50 Jahren von der bekannten Schriftstellerin zum ersten Male herausgegeben, enthält eine Reihe Rübezahlgeschichten, die da zeigen, wie der Berggeist durch seine Neckereien hier straft, dort belohnt und den Bedürftigen gern ein Helfer in der Not ist. Die neuste Ausgabe ist von der Hand des bekannten Illustrators, Prof. Mohn mit schönen Bildern versehen, so daß das Werk eine Zierde des Weihnachtstisches sein kann.

— Vergißmeinnicht. Erzählungen, Gedichte u. Märchen für Mädchen von 7-11 Jahren. Mit 9 kolor. Bildern. Kart. *M.* 2.50

Lange Jahre hindurch war die Verfasserin eine viel gelesene Kinderschriftstellerin, die alljährlich den Weihnachtstisch mit einem neuen Buche bereicherte. Manches ihrer Bücher lebt noch in der Erinnerung der Mütter, die sich freuen werden, ihren Töchtern noch ein Buch der meist so gern gelesenen Schriftstellerin geben zu können.

Schwahn, Ottilie, Tante Lottchen und ihr Hofstaat. Mit 6 Farbendruckbildern von W. Claudius. Kart. . . . *M.* 4.50

Aus dem Munde einer guten Tante, wie sie in vielen Familien vorkommt, hören wir eine Reihe von Erzählungen, die sie ihren Nichten und Neffen in der Festzeit zu Weihnachten bis Neujahr erzählt. Tante Lottchen weiß als geschickte Pädagogin den Kleinen ihre Schwächen abzulauschen, sie versteht ihnen ihre Fehler klarzumachen und abzugewöhnen und ihr Thun und Lassen macht sie beliebt im ganzen Hause. Sie ist die Vertraute von Knaben und Mädchen und ihr Stübchen ist der Sammelplatz in der Dämmerstunde, wo begierig den Geschichten der Erzählerin gelauscht wird. Ohne daß es die Kinder gewahr werden, wird manches gute Samenkorn in ihre Seelen gelegt und manche Belehrung aus der so angenehmen Unterhaltung geschöpft.

Holting, G., Onkel Gustav im Kreise seiner Freundinnen und Freunde. Bearbeitet von Julie Hirschmann. Mit 6 Farbendruckbildern von W. Schäfer. Kart. . . . *M.* 4.50

Sinnige Denksprüche und Lehren sind hier in hübsche Geschichten gekleidet, welche letztere der bewährte Kinderfreund seinen Nichten und Neffen teils selbst erzählt, teils von diesen erzählen läßt. Es wird das Buch auf jedes Kindergemüt erziehend und veredelnd wirken.

H/M 256 050

Internationale Jugendbibliothek
04700236037 7

52 Sonntage

oder

Tagebuch dreier Kinder.

Von

A. Stein

(Marg. Wulff).

Neu bearbeitet

von

Ottilie Schwahn.

Mit Bildern von W. Claudius in Farbendruck.

Jubiläumsausgabe.

Berlin

Winckelmann & Söhne.